Otto Seeck

Geschichte des Untergangs der antiken Welt

IV

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01066395 3

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Otto Seeck.

Geschichte des Untergangs der antiken Welt.

Band IV.

Geschichte

des

Untergangs der antiken Welt.

Von

Otto Seeck.

Vierter Band.

177908
7/2./23

Germany

STUTTGART.
J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG.

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1911 by Franz Siemenroth, Berlin.

DG
311
S4H
1921
Bd.1H

Druck von Julius Abel in Greifswald.

Inhalt.

V. Die Constantinische Dynastie. Seite

1. Die Nachfolge Constantins 1
2. Die Brüderherrschaft 40
3. Magnentius und Vetranio 92
4. Constantius Gallus 121
5. Der Kampf um die Glaubenseinheit 135
6. Die Rhetorik 168
7. Julian der Abtrünnige 205
8. Julian in Gallien 249
9. Julian als Alleinherrscher 303
10. Kaiser Jovianus 358

Fünftes Buch.

Die Constantinische Dynastie.

Erstes Kapitel.

Die Nachfolge Constantins.

Die Sicherheit des Reiches vor Usurpationen und Bürgerkriegen hatte Diocletian darin zu finden gemeint, dass immer mehrere Herrscher vereint es regierten; schloss dann einer von ihnen die Augen, so brauchte die Thronfolge nicht von den Launen der Soldateska abhängig zu sein, sondern konnte durch die überlebenden Kollegen bestimmt werden. Doch dies System hatte die Hoffnungen, die er darauf setzte, nicht erfüllt. Als sein Nachfolger Constantius starb, hatten die Heere des Westens nicht geduldig abgewartet, bis Galerius ihnen seinen Kandidaten vorstellte, sondern eigenmächtig ihr altes Wahlrecht ausgeübt, und jahrzehntelange innere Kämpfe waren die Folge gewesen. Trotzdem glaubte Constantin, an der Vielherrschaft festhalten zu müssen; nur fügte er den Grundsätzen, die der Begründer der Dynastie aufgestellt hatte, einen neuen hinzu. Sowohl er selbst als auch Maxentius waren mit dem Purpur bekleidet worden, weil die Soldaten den Ausschluss der Leibeserben von der Thronfolge als Unrecht empfanden; ihr dynastisches Gefühl war es gewesen, das die Pläne des alten Kaisers zerstört und das Reich in schwere Wirren gestürzt hatte. Dies Gefühl aber liess sich auch als erhaltende Kraft gebrauchen; war es doch

seinem innersten Wesen nach durchaus konservativ. So wollte denn Constantin, dass die Verwaltung des Weltreiches zwar nach dem Vorbilde Diocletians unter mehrere Kaiser geteilt werde; aber alle sollten sie eine Familie bilden. Nur das Recht des Blutes sollte einen Anspruch auf den Thron begründen.

Anfangs hatte er sich auch darin an seinen Vorgänger angeschlossen, dass ihm nur ein reifer Krieger für die Stellung des Caesars geeignet schien. Als er nach dem Falle des Maxentius die Reichsregierung auf die Dauer zu ordnen versuchte, hatte er daher den Bassianus zum Mitregenten bestimmt und ihn dadurch an seine Familie angeknüpft, dass er seine Schwester mit ihm vermählte (I S. 151). Doch der Verrat seines Erwählten hatte ihn zu der Ansicht bekehrt, dass nur wirkliche Bande des Blutes die Einigkeit der Herrscher gewährleisten könnten. Soweit er über die Thronfolge frei verfügen durfte, hat er daher in der Folgezeit nur noch seine Söhne und Neffen zu Caesaren ernannt. Freilich waren sie, als er sie zu dieser Würde erhob, fast alle Kinder, konnten ihm also in der Regierung des Reiches und der Abwehr seiner Feinde noch nicht zur Seite stehn; doch auf ihre tätige Hilfe konnte er verzichten. Denn der Ruhm seiner unüberwindlichen Waffen hatte die Barbaren so eingeschreckt, dass unter ihm die Grenzen nur sehr selten gefährdet waren, und die innere Verwaltung wurde von seinen Praefecten und Comites geleitet und beaufsichtigt. Seine kleinen Caesaren hatten also nur die Aufgabe, sich den Truppen im Purpur zu zeigen, damit diese sich gewöhnten, in ihnen die einzig möglichen Nachfolger ihres Vaters zu sehen. Sobald sie die Waffen tragen konnten, mussten sie dann freilich schon als Knaben die Feldherrn spielen, aber nicht weil ihre schwachen Dienste dem

Kaiser irgend einen Nutzen brachten, sondern nur um durch ihren jugendlichen Heldenmut die Soldaten zu gewinnen und an sich zu fesseln.

Am 1. März 317 hatte er seine beiden Bastarde, den Flavius Julius Crispus, der damals etwa zehn Jahre alt sein mochte, und den Flavius Claudius Constantinus, der erst vor wenigen Tagen geboren war, zu Caesaren ernannt. Wenige Monate später, am 7. August 317, gebar ihm Fausta, die Tochter Maximians, den ersten legitimen Sohn, Flavius Julius Constantius, dem um 323 der zweite, Flavius Julius Constans, folgte. Jener wurde gleich nach der Absetzung des Licinius und seines Sohnes am 8. November 324, Constans am Weihnachtstage 333 zum Caesar erhoben. Sie alle wurden schon im Kindesalter in weit entlegene Provinzen geschickt, um dort ihren Vater zu vertreten. Den Gefahren, die sich daraus ergeben mussten, beugte Constantin dadurch vor, dass er ihnen Praefecten an die Seite stellte und sie wahrscheinlich anwies, dem Rate derselben zu folgen. So musste schon 318 der elfjährige Crispus unter Leitung des Vettius Rufinus die Verwaltung des gallischen Reichsteils übernehmen und konnte dann im Juli 320 einen Sieg über die Franken, im Oktober 323 einen zweiten über die Alamannen an seinen Namen heften, wofür er beidemal mit dem Consulat für das folgende Jahr (321 und 324) belohnt wurde. Als Siebzehnjähriger erwarb er noch grösseren Ruhm, indem er in dem Kriege gegen Licinius die Flotte führte; doch bald darauf muss er jenes verbrecherische Verhältnis mit seiner Stiefmutter angeknüpft haben, das beiden im Jahre 326 das Leben kostete (III S. 425). Da jetzt die Rheingrenze ihren Beschützer verloren hatte, kehrte der Kaiser nach langer Abwesenheit im Jahre 328 dorthin zurück, als

wieder ein Einfall der Alamannen drohte. Aber die Führung des Krieges überliess er seinem Sohne Constantin, der eben in sein zwölftes Jahr eingetreten war, und blieb selbst in Trier zurück, um das Verhalten des Knaben aus nicht gar zu grosser Ferne zu beobachten und, falls es nottat, ihm zu Hilfe zu kommen. Doch auch der zweite Constantin erwies sich seines Vaters und Bruders würdig. Mit dem Ehrennamen Alamannicus und dem Consulat für das neue Jahr (329) belohnt, blieb er jetzt in Gallien, während sein Vater in die Donauprovinzen zurückkehrte.

Zu derselben Zeit dürfte auch dem Constantius, der mit seinem siegreichen Bruder beinahe gleichalterig war, die Verwaltung eines Reichsteils, vielleicht des italischen, zugewiesen sein. Um das Jahr 332 wurde er dann nach Gallien geschickt, um dort den jungen Constantin zu vertreten, weil der Kaiser seinem jetzt ältesten Sohne neue, noch glänzendere Lorbeern zugedacht hatte.

Jenseit der unteren Donau lagen die Gothen mit den Sarmaten im Kriege, und diese hatten den Kaiser um Hilfe gebeten. Er sagte zu, leistete sie aber nicht selbst, sondern beauftragte den fünfzehnjährigen Constantin damit. Wie er in Gallien von Trier aus die Kriegführung des Knaben beaufsichtigt hatte, so begab er sich jetzt nach Marcianopel, wo er ihm nah genug war, um im Notfalle persönlich eingreifen zu können, und doch fern genug, um seine Selbständigkeit nicht zu gefährden. Am 18. Februar 332 wurden die Gothen in einer grossen Schlacht besiegt, und auf dem Rückzuge sollen nah an hunderttausend durch Hunger und Frost umgekommen sein. Die Reste des Volkes baten um Frieden und stellten Geiseln, darunter den Sohn

ihres Königs Ariarich. Sieggekrönt konnte der junge Caesar nach Gallien zurückkehren, und Constantius wurde in den Orient versetzt. Aber da hier einstweilen noch alles ruhig blieb, sorgte der Vater dafür, dass auch sein zweiter Sohn, der sich bis dahin noch keines Sieges rühmen konnte, an der Donau die ersten Lorbeern gewinne. Im J. 334 beschuldigte man die Sarmaten, ihr Bündnis mit dem Kaiser gebrochen zu haben, und der Kampf gegen sie wurde dem Constantius übertragen, so dass auch er den Siegestitel Sarmaticus gewinnen konnte. Freilich wurde ihm dies leicht genug gemacht; denn die Feinde hatten eine stammverwandte Völkerschaft, die sie unterworfen und verknechtet hatten, vorher gegen die Gothen mit sich ins Feld führen müssen und waren später nicht imstande gewesen, sie wieder zu entwaffnen. Dadurch sahen sich diese Sklaven in den Stand gesetzt, sich gegen ihre Herren zu erheben und sie aus dem Lande zu treiben. Diese unterwarfen sich den Römern, und Constantin konnte 300 000 Menschen jedes Geschlechts und Alters auf den wüstliegenden Äckern von Italien, Makedonien, Thrakien und Skythien als Kolonen ansiedeln.

Nach diesem glänzenden Erfolge kehrte Constantius in den Orient zurück, um die Ostgrenze des Reiches zu beobachten, weil unterdessen die Gefahr eines Perserkrieges aufgetaucht war. Als dann Constans das zehnte Lebensjahr überschritten hatte, wurde auch er zum Caesar ernannt und mit der Regierung des italischen Reichsteils betraut. So herrschten wieder vier Kaiser, wie zur Zeit Diocletians, und auch ihre Verwaltungsbezirke waren ungefähr dieselben.

Auch nach seinem Tode wollte Constantin diese Vierteilung erhalten, und da er nur drei Söhne besass,

sah er sich gezwungen, die leere Stelle durch einen seiner Neffen auszufüllen. Zwar musste er auf die brüderliche Eintracht seiner Nachfolger den höchsten Wert legen; aber höher noch als diese stand ihm das tote Schema, das sein politischer Lehrmeister hinterlassen hatte. Und wie es nach der Abdankung Diocletians schon einmal zu langen blutigen Wirren geführt hatte, so sollte es auch diesmal schweres Unheil stiften.

Der Vater Constantins hatte mit der Stieftochter des Maximian, Flavia Maximiana Theodora, drei Söhne gezeugt, Dalmatius, Hannibalianus und Julius Constantius. In der nicht unberechtigten Furcht, dass ihre legitime Geburt sie den Soldaten empfehlen und Aufstände zu ihren Gunsten hervorrufen könne, hatte Helena ihren Sohn bewogen, sie den Heeren möglichst fern zu halten. In dem stillen Tolosa wurden sie erzogen und lebten später teils in Narbo, teils in Etrurien und in Korinth. Unterdessen scheint Hannibalianus gestorben zu sein, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Die beiden andern berief Constantin, als er sich nach dem Sturze des Licinius auf dem Throne sicher fühlte, an seinen Hof, ehrte sie durch Consulat und Patriciat und ernannte den Dalmatius zum Censor, einem Amte, das eigens für ihn geschaffen wurde und mit ihm unterging. Doch sie zu seinen Mitregenten oder Nachfolgern zu machen, war schon deshalb ausgeschlossen, weil die militärische Ausbildung, die für einen Kaiser jener Zeit unentbehrlich war, ihnen fehlte. Doch vermählte er die Tochter des jüngeren Bruders Constantius mit seinem gleichnamigen Sohne, und der Sohn des älteren, der nach seinem Vater Flavius Dalmatius hiess, wurde am 18. September 335 zum Caesar ernannt, um nach dem Tode Constantins den vierten und kleinsten

Reichsteil, bestehend aus Thrakien, Makedonien und Achaia, zu übernehmen.

Auch Flavius Hannibalianus, der zweite Sohn des Dalmatius, ging nicht leer aus. Er wurde zum „König der Könige und der pontischen Völker“ ernannt und mit Constantia, der ältesten Tochter des Kaisers vermählt, der zugleich das Recht, das Diadem zu tragen, und der Titel Augusta verliehen wurde. Schon hierin verrät sich, dass Constantin diesen Neffen zu grossen Dingen bestimmt hatte. Der alte Caesar war unter Mörderdolchen gefallen, weil er König werden wollte, und seitdem hatten der erste Augustus und alle seine Nachfolger diesen Titel ängstlich vermieden. Wenn er jetzt zum ersten und einzigen Mal einem Mitglied des Kaiserhauses beigelegt wurde, und das zwar in der Form „König der Könige“, wie sie dem Beherrscher des Perserreiches eigen war, so muss dies ganz besondere Gründe gehabt haben.

Während an seinen andern Grenzen das römische Reich nur gegen wilde Stämme zu kämpfen hatte, die sich zwar mitunter zu grösseren Völkerwanderungen zusammenschlossen, meist aber vereinzelt angriffen, stand ihm im Osten die geeinigte und organisierte Kraft eines grossen Königtums gegenüber. Als um die Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. die syrische Grossmacht sich in ihre Teile auflöste, hatten die Parther sich ihrer östlichen Provinzen bemächtigt und bald ihre Herrschaft vom Tigris bis an die Grenzen Indiens ausgedehnt. Durch das siegreiche Vordringen des Pompejus, der Syrien zur Provinz machte, kamen sie zuerst in Berührung mit dem Römerreiche und brachten ihm sehr bald darauf die schwere Niederlage von Carrhae bei, deren Schmach niemals ausgelöscht wurde. Denn durch die Bürgerkriege, die eben da-

mals ausbrachen, tief geschwächt, war Rom nicht imstande, seine Waffenehre durch einen Sieg über den neuen Nachbarn herzustellen. Auch als es seine Kräfte in der Monarchie des Augustus wieder straff zusammengefasst hatte, begnügte es sich mit der rein formellen Genugtuung, dass ihm die Feldzeichen des Crassus, welche die Parther erobert hatten, ausgeliefert wurden, und hielt sich seitdem in vorsichtiger Defensive. Wohl wurde diese hin und wieder, wie unter Trajan, Severus und Carus, durch einzelne kühne Vorstösse unterbrochen; doch ihr Erfolg war nur, dass das nördliche Mesopotamien zeitweilig in römischen Besitz überging, um immer wieder sehr bald verloren oder aufgegeben zu werden; die Macht des Partherreiches hat keiner jener Siege dauernd geschwächt. Und diese war aggressiver als die römische. Während Augustus seinen Nachfolgern den Rat hinterlassen hatte, auf weitere Ausdehnung ihrer Grenzen zu verzichten, und dieser Grundsatz auch von den meisten Kaisern befolgt wurde, träumte man im Osten davon, das Perserreich in dem gleichen Umfange herzustellen, wie es einst Cyrus und Darius besessen hatten, und wiederholt kam es vor, dass die parthischen Reiterscharen, um diesen Anspruch ihrer Könige durchzusetzen, sich mordend und plündernd über Syrien und selbst über Kleinasien ergossen. Doch so glänzende Erfolge waren selten und führten nie zu dauernden Eroberungen. Im allgemeinen begnügte sich das Partherreich damit, jene stolzen Forderungen nur theoretisch aufrecht zu halten, ja einzelne seiner Herrscher liessen sich sogar bereit finden, die Oberhoheit des römischen Kaisers anzuerkennen, die dann freilich eine rein formelle blieb. So hätte man sich leidlich vertragen können, wenn nicht die armenische

Frage immer wieder den Grund zu Zwistigkeiten geboten hätte.

Schon in anderem Zusammenhange haben wir dargelegt, dass mehrere verbündete Königreiche bis in die ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit vom römischen Machtgebiet eingeschlossen und ihm zugerechnet wurden (II S. 110). Ihnen war auch Armenien hinzugetreten, seit sein Herrscher aus der Hand des Pompejus die Krone empfangen hatte. Während nun die übrigen abhängigen Fürsten nach und nach abgesetzt, ihre Gebiete in Stadtbezirke aufgelöst und der Provinzialverwaltung unterstellt wurden, hatte sich dieses Königtum dauernd behauptet, weil es bei seinem östlichen Nachbarn Anlehnung und Schutz fand. Als hoher Gebirgswall vor der Flanke des Partherreiches aufgebaut, konnte Armenien diese wirksam beschützen oder schwer bedrohen. Für den „König der Könige“ war es daher von höchster Bedeutung, dass dieser Nachbarstaat ihm untertan oder wenigstens freundlich gesinnt sei, und immer wieder machte er Versuche, ihn zu einer Sekundogenitur seiner eigenen Dynastie zu machen. Doch andererseits betrachteten es die Römer als Ehrensache, ihre Hoheitsrechte in Armenien zu wahren und nur solche Könige hier zu dulden, auf deren Ergebenheit sie sich verlassen konnten. Da nun die Thronfolge hier, wie in den meisten Staaten des Altertums, sehr mangelhaft geregelt war, führte ein Regierungswechsel meist dazu, dass ein parthischer Kandidat dem römischen entgegentrat, und jedesmal ergaben sich daraus Reibungen, die oft zu schweren Kriegen führten.

Den Germanen brachten ihre stets wiederholten Angriffe fast immer Niederlagen; doch in demselben Maasse, wie das römische Reich sich innerlich schwächte,

drangen sie weiter vor und unterwarfen sich endlich den grössten Teil desselben. Die Parther haben schon seit dem Tage von Carrhae wieder und wieder glänzende Siege errungen; aber niemals wussten sie deren Früchte festzuhalten und blieben Rom gegenüber immer die Schwächeren. Wenn der langsame Niedergang ihres Gegners ihnen nicht, wie den Germanen, allmählich zu dauernder Überlegenheit verhalf, so wird man daraus schliessen dürfen, dass auch sie selbst im Niedergange waren, und wirklich hat ihr Reich das römische nicht sehr lange überlebt. Doch während wir bei diesem die Krankheitskeime nachweisen und ihre Entwicklung beobachten können, sind unsere Nachrichten über Parther und Perser zu dürftig, als dass wir auch hier denselben Prozess mit der gleichen Sicherheit wahrnehmen könnten. Immerhin zeigen sich auch im Osten Symptome, die darauf hinweisen, dass hier dieselben Mächte des Verderbens tätig waren, wie im Westen, und dass auch hier der Erfolg der gleiche war.

Auch das parthische Reich war gleich dem römischen ein zivilisierter Staat, dessen Grenzen von wilden Nachbarstämmen immer bedroht und oft durchbrochen wurden. Zwar waren die Saracenen Mesopotamiens, die Gebirgsvölker des Kaukasus und die Nomaden der turanischen Steppen nicht so gefährliche Gegner, wie die Germanen; aber dafür hatte ihnen der König der Könige auch kein wohlgeschultes stehendes Heer entgegenzustellen, sondern musste für jeden Krieg seine Landwehr aufbieten, die vielleicht etwas besser bewaffnet, aber nicht besser geübt war, als ihre Gegner. Wenn seine flüchtigen Reiterscharen auch den Römern, die keine gleichartige Waffe besassen, mitunter furchtbar wurden, der nicht minder schnellen Wüstensöhne erwehrten sie sich doch mit Mühe. So

hatten die Parther, wie die Römer, während sie gegeneinander stritten, zugleich auch immer bereite Raubscharen in ihrem Rücken abzuwehren oder zu beobachten, und oft genug ist die Entfaltung ihrer militärischen Kraft dadurch gehemmt und unterbrochen worden.

Dass schwere Kriege und die Verwüstungen, welche sie hervorrufen, für sich allein noch nicht den Niedergang eines Volkes veranlassen, haben wir schon an anderer Stelle zu zeigen versucht (I S. 318). Eine ernstliche Gefahr für seine Zukunft sind sie nur dann, wenn es nicht mehr die gesunde Zeugungskraft besitzt, um die Lücken, welche das feindliche Schwert gerissen hat, durch seine natürliche Vermehrung auszufüllen. Wo dauernde Entvölkerung eintritt, wie in den Ländern des römischen Reiches, da ist sie nicht eine Folge der Kriege, sondern der physischen und moralischen Verkommenheit der Nationen. Dies Kennzeichen innerer Schwäche nehmen wir aber auch bei dem grossen östlichen Reiche wahr: denn immer wieder sind seine Könige bemüht, in den Nachbarländern Gefangene zu machen und diese dann in Scharen auf den Äckern ihres Landes anzusiedeln. Auch hier muss also anbaufähiger oder schon früher bebauter Boden in beträchtlicher Menge wüst gelegen haben, was nur durch den Rückgang der Bevölkerungsziffer erklärlich ist.

Auch bei den Persern wird diese Entartung dadurch mitbedingt sein, dass das Volk durch jahrhundertelange Gewöhnung zur Knechtschaft erzogen und jede Regung freier Selbsttätigkeit in ihm unterdrückt war. Denn ein entnervender Despotismus hatte hier noch länger und unbeschränkter als im römischen Reiche seine zerstörenden Wirkungen geübt. Wie dieses

mehr einem Staatenbunde, als einem einheitlichen Staate glich, so auch das Gebiet des Partherkönigs. Aber die Elemente, die jenes bildeten, waren zum allergrössten Teil Städte, deren republikanische Selbstverwaltung, wenn auch zerrüttet und gehemmt, doch noch einen armen Rest der alten freiheitlichen Gesinnung bestehen liess. Der König der Könige dagegen vereinigte unter seinem Szepter, wie sein Titel das ausdrückt, fast nur kleine Königreiche, deren Beherrscher über ihren Untertanen mit dem gleichen Despotismus walteten, dem sie selbst unterlagen. Zwar suchten die Sassaniden ihre Macht dadurch zu festigen, dass sie in vielen Teilen ihres Reiches königliche Beamte an die Stelle der selbständigen Herrscher setzten; aber da die Ämter meist erblich waren, unterschieden wohl auch jene sich nicht sehr wesentlich von den früheren Königen.

Das Heer musste man für jeden Krieg aus den Kontingenten der Unterkönige zusammentreiben, was die Rüstungen sehr verlangsamte. Doch hatte dies den Vorteil, dass die Kaisermacherei, welche die Soldaten des römischen Reiches mit so unheilvollem Erfolge betrieben, den Parthern erspart blieb. Die dynastische Erbfolge erhielt sich daher bei ihnen mit grosser Festigkeit. Nur ein einziges Mal hat sie gewechselt, als einer jener Kleinkönige, der persische Artaxerxes, sich gegen seinen Oberherrn auflehnte, ihn um das J. 226 besiegte und seines Thrones beraubte. Damit traten die Sassaniden an die Stelle der Arsaciden, und statt der Parther wurden die Perser zur herrschenden Nation; doch hierdurch wurde in der Regierung des Reiches nichts Wesentliches geändert, und die neue Dynastie behauptete sich nicht minder fest, als es die alte getan hatte. Dies aber schützte nicht vor wilden Thronstreitigkeiten und blutigen

Bürgerkriegen. Denn wenn es auch feststand, dass nur ein Mann seines Geschlechtes dem verstorbenen Könige folgen dürfe, so meinten doch alle seine Söhne und oft auch seine Brüder und Vettern das gleiche Anrecht auf die Krone zu haben. Die Entscheidung wurde von den Grossen des Reiches gefällt, und da diese meist zwiespältig waren, führte sie oft zu Aufständen und Kämpfen. Wenn der besiegte Prätendent seinen Kopf rettete, floh er zu den Römern und stellte sich und seinen Anhang ihnen zur Verfügung, um mit ihrer Hilfe vielleicht doch noch auf den Thron seiner Väter zu gelangen. So finden wir denn am Kaiserhofe immer wieder persische Prinzen, die sich dann auch nicht scheuen, gegen ihr eigenes Vaterland die Waffen zu tragen. Da bei jenen Thronkämpfen die führenden Männer, soweit sie sich nicht durch die Flucht retten konnten, in Massen dem Henker verfielen, wird im Perserreiche die Ausrottung der Besten nicht minder gründlich gewesen sein, als im römischen. Und wenn es in diesem nicht selten vorkam, dass in den Sturz des Familienhauptes auch die Kinder mithineingezogen wurden, war es bei den Persern sogar Gesetz, dass mit dem Schuldigen auch seine ganze Familie sterben müsse. So war gründlich dafür gesorgt, dass der Same der Kühnen, die sich gegen die Despotie aufgelehnt hatten, sich nicht fortpflanzte.

Wäre es richtig, dass das Steigen der Kultur und die Ausbreitung des Luxus, die mit ihm aufs Engste zusammenhängt, die Völker entnerve, so hätten die Perser den Römern weit überlegen sein müssen; denn bei ihnen waren auch die Vornehmsten den primitiven Vätersitten treu geblieben. Zwar hüllten sie sich in prächtige, farbenreiche Gewänder und behängten sich mit Gold, Edelsteinen und Perlen; aber dass auch die

Männer gern ihren Leib schmücken, ist kein Zeichen hoher Zivilisation, sondern gehört schon dem Urzustande der Menschheit an. Von dem Tafelluxus der Römer wussten sie nichts; ja mit Ausnahme der Könige hatten sie überhaupt keine regelmässigen Mahlzeiten, die man mit kulinarischer Sorgfalt hätte vorbereiten können, sondern assen zu beliebiger Zeit, wenn sie Hunger fühlten, was ihnen eben zur Hand war, und das mit grosser Mässigkeit, vor allem im Trinken. Gleich den Spartanern der alten Zeit legten sie den höchsten Wert auf körperliche Übungen. Denn ihrem König als Krieger zu dienen, war Ehre und Lebenszweck der Vornehmen, und jeder suchte daher in allen Arten der Waffenkunst, namentlich im Pfeilschiessen und Reiten, ein vollendeter Meister zu werden. Und wie die homerischen Helden pflegten sie ihre eigene Tapferkeit grosssprecherisch zu rühmen und den Feind mit schrecklichen Worten zu bedrohen; kurz in jeder Beziehung erscheint dies Volk in einem Zustande, in dem neben der Roheit des Altertums auch dessen urwüchsige Tüchtigkeit sich scheinbar hätte erhalten müssen.

Wenn trotzdem die gleichen Erscheinungen der Degeneration, wie im römischen Reiche, sich auch bei den Persern zeigen, so kann das nur daran gelegen haben, dass neben den kriegerischen Sitten der Urzeit auch deren Grausamkeit sich erhalten hatte und in der Ausrottung der Besten furchtbar schwelgte. Denn fielen die Höchstgestellten den Thronstreitigkeiten zum Opfer, so sorgten sie ihrerseits dafür, dass auch im niederen Volke jede frische Kraft und jeder freie Wille vernichtet wurde. Der kleine Mann war ihrer Macht schutzlos preisgegeben; er konnte von ihnen nach Belieben gemartert und getötet werden, und der Begriff des Nebenmenschen, der eigene Rechte geltend

machen dürfe, war ihm gegenüber dem Hochmut der Vornehmen ganz fremd. In Gegenwart des Herrn durften die Dienenden den Mund nicht auftun; vergingen sie sich gegen ihn, so war die Strafe furchtbar. Z. B. war es üblich, den Verbrecher lebendig zu schinden, entweder am ganzen Leibe oder bei geringeren Vergehen an einzelnen Teilen desselben. Zog der Adelige mit seinem König als gepanzerter Ritter zu Felde, so wurde die Masse als Fussvolk mitgetrieben, ohne irgend einen Sold oder Belohnung. Ihr Leben hatte gar keinen Wert; schonungslos opferte man sie hin, sobald ihren Führern dies nützlich schien. Da es sich von selbst verstand, dass man die körperlich Tüchtigsten für den Kriegsdienst auswählte, musste auch dies eine Verschlechterung der Rasse zu Folge haben. Die Perser waren daher im vierten Jahrhundert fast alle blass und hager und zeigten in Gang und Bewegungen schlaffe Mattigkeit.

Zu diesem Sinken der körperlichen Rüstigkeit mochte auch ihr geschlechtliches Leben beitragen. Zwar verschmähten sie unnatürliche Lüste, vor allem die Knabenliebe, die bei den Römern so weit verbreitet war. Doch dafür schloss man die Ehen nicht selten innerhalb der Familie, ja selbst unter Geschwistern waren sie erlaubt, und dies musste naturgemäss die üblen Folgen haben, die wir bei Heiraten naher Verwandten auch bei uns so oft beobachten können. Daneben übte die Vielweiberei ihre entnervenden Wirkungen. Denn sie wirkte dahin, dass die schönsten und kräftigsten Frauen sich in den Harems der Reichen ansammelten, wo sie unter zahlreichen Nebenbuhlerinnen oft zur Unfruchtbarkeit verdammt waren, während für die Masse des Volkes nur der Ausschuss übrig blieb. Indem die tüchtigsten Männer

durch die Grausamkeit ihrer Despoten hingerafft wurden, war so auch von Seiten der Weiber nicht für den besten Nachwuchs gesorgt.

Wie im Römerreiche das Hinschwinden der freien Manneskraft darin seinen Ausdruck fand, dass man an der Besserung des irdischen Lebens verzweifelte und alle Hoffnungen auf ein schöneres Jenseits wandte, so führte auch bei den Persern der weltliche Niedergang einen religiösen Aufschwung herbei. Die sassanidischen Herrscher, soweit sie uns näher bekannt sind, waren alle Pfleger ihres alten Feuerkultus, räumten der Priesterschaft grosse Macht über sich ein und bewiesen zugleich ihre Orthodoxie durch strenge Verfolgung der Andersgläubigen. Vor Zauberei hatten die Perser noch grössere Furcht als die Römer; wagten sie doch im Feindeslande nicht einmal die Früchte und Weintrauben, die an den Bäumen und Stöcken hingen, anzutasten, weil diese möglicherweise verhext sein konnten. Gegen das Christentum, das auch bei ihnen eindrang, scheinen ihre Könige nicht minder grausam gewütet zu haben, als Decius oder Diocletian, und als aus der Mitte ihrer Völker ein neuer Heiland aufstand, der Babylonier Mani, da wurde er mit erfinderischer Raffiniertheit hingerichtet. Im J. 276 kreuzigte man ihn, zog ihm dann die Haut ab und hängte sie ausgestopft am Stadttor auf, um so jeden vor seiner Nachfolge zu warnen. Doch seine Lehre erwies sich zu mächtig, als dass man sie hätte unterdrücken können. Auch im Römerreiche gewann sie eine grosse Anhängerschaft, obgleich sie auch hier schon seit der Zeit Diocletians verfolgt wurde (III S. 303), und eben dies beweist uns am deutlichsten, dass der Zeitgeist diesseit und jenseit seiner Grenzen im Wesentlichen der gleiche war.

Den zahlreichen Gottmenschen, die in dieser Epoche des geistigen Rückschritts ihr Wesen trieben (III S. 153), schliesst sich auch Mani an. Er erklärte sich für den Parakleten, den Jesus als den künftigen Vollender seiner Lehre verheissen hatte, ging also in seinen Spekulationen vom Christentum aus. Demgemäss wurden auch viele biblische Gestalten, wie Adam und Eva, Kain und Abel, Seth und selbst noch Paulus, in das wunderliche Gebäude der Welt- und Religionsgeschichte eingefügt, das die Grundlage seiner Verkündigung bildete. Aber wie die Gnostiker bei allen möglichen Mythologien, bei griechischer Poesie und Philosophie, bei Astrologie und Zauberkunde ihre Anleihen machten, so verarbeitete auch er Begriffe des orientalischen Volksglaubens mit Gedanken der Stoa und des Neuplatonismus und nicht am wenigsten mit Lehren der gnostischen Sekten. Doch den Kern seiner Religion, dem alle jene fremden Elemente sich wohl oder übel anpassen mussten, bildete der altpersische Dualismus. Vor der Entstehung von Himmel und Erde, so offenbarte er das Weltgeheimnis, gab es ein Reich des Lichtes und ein Reich der Finsternis, die, streng voneinander getrennt, jedes die Hälfte des unendlichen Raumes erfüllten. Da bekam die dunkle Macht Lust, erobernd in das Gebiet der lichten einzubrechen. Der Beherrscher derselben, zu hochstehend, um sich selbst mit dem Kampfe zu befassen, lässt Mittelwesen aus sich hervorgehen, die den Krieg in seinem Namen führen müssen. Die erstgeschaffenen unterliegen; sie werden in die Finsternis hinabgezogen, und indem diese sich als Siegerin mit ihrer lichten Natur vermischt, entsteht die Welt. So ist in jedem Dinge des Himmels und der Erde ein gutes und ein böses Element vereinigt: im Feuer stammt das Leuchten

aus dem Lichtreich, das Brennen aus der Finsternis, im Winde das sanfte Wehen aus jenem, der zerstörende Sturm aus diesem u.s.w. Die späteren Mittelwesen sind berufen, den Kampf des Lichtes weiterzuführen und ihre älteren Brüder aus der Gefangenschaft, in die sie geraten sind, wieder zu befreien. Sie arbeiten daran, die lichten Bestandteile von ihrer finsteren Beimischung zu sondern und die vollständige Trennung der beiden Reiche herbeizuführen, wie sie vor der Weltschöpfung bestanden hat und am Ende der Tage wiederkehren wird.

Wie man sieht, hat diese Lehre mit der platonischen Philosophie die Schöpfung der Welt durch von der höchsten Gottheit emanierte Mittelwesen gemein, mit der stoischen den Gedanken, dass alles Bestehende im göttlichen Lichte vergehen solle. Doch während bei Platon der Demiurg etwas Gutes tat, indem er in das Chaos der Materie Ordnung brachte, bedeutet bei Mani die Schöpfung einen Sieg des bösen Prinzips. Zenon hatte gelehrt, dass die Welt im himmlischen Feuer verzehrt werde, aber nur um sich immer wieder neu aus ihm zu gebären; denn auch in der Sonderung der Elemente war sie ein Geschöpf der Gottheit und daher in jeder Gestalt vollkommen: nach Mani dagegen sollte ihr Untergang ein endgiltiger sein und die Erlösung von dem Übel bedeuten. Derselbe finstere Pessimismus, der das Christentum den Herrn der Welt im Teufel erblicken liess, prägt sich auch im Manichäismus aus.

Hierzu passt auch seine Ethik. Der Konsequenz der Lehre entsprechend, findet sie die Aufgabe des Menschen darin, das lichte Element seiner Seele von dem finsteren des Leibes zu befreien. Sie predigt daher Abtötung des Fleisches, wie sie auch die

christlichen Asketen übten, vor allem Vermeiden tierischer Nahrung und Fernhalten von der Berührung des Weibes. Denn dessen verführende Macht ist schon seit den Tagen Evas ein Kampfmittel der Finsternis. Doch diese Forderungen liessen sich nicht an die ganze Gemeinde stellen. Sie gliederte sich daher in die zwei Hauptklassen der Wahrhaftigen und der Zuhörer. Von letzteren verlangte man nur, dass sie glaubten und die Sakramente empfingen, gewisse Gebete täglich hersagten und bestimmte Fasttage einhielten; doch diese Freiheit schloss sie von den priesterlichen Stellungen aus. Diese blieben den Wahrhaftigen vorbehalten, die ein asketisches Leben führten. Sie gliederten sich in mehrere Rangklassen, über denen als einheitliches Oberhaupt der Nachfolger Manis in Babylon thronte. So findet sich auch die Hierarchie der christlichen Kirche in ihren Hauptzügen bei den Manichäern wieder.

Man rühmt oft den Tiefsinn dieser Lehre; tatsächlich aber bezeichnet auch sie ein trauriges Zurücksinken auf niedrigere, längst überwundene Stufen des Denkens. Schon Thales hatte mehr als achthundert Jahre früher den grossen Schritt getan, die Natur aus der Veränderung von Stoffen statt aus dem Walten menschenähnlicher Wesen zu erklären, und die meisten Philosophen waren ihm darin gefolgt. Mani denkt sich die weltschaffenden Kräfte wieder alle als Personen und kehrt so zur primitiven Mythenbildung zurück. In der Astronomie hatten schon die Babylonier Achtungswertes geleistet; von den Griechen war sie soweit fortentwickelt worden, dass einer ihrer klarsten Geister, Aristarch von Samos, schon das kopernikanische System vorbilden konnte. Mani sieht in Sonne und Mond zwei Schiffe, welche den aus-

geschiedenen Lichtstoff in sich sammeln, um ihn in das Reich des guten Gottes abzuführen. Wenn der Mond zunimmt, füllt er sich mit dem aufsteigenden Lichte; wenn er abnimmt, ladet er es in das Sonnenschiff hinüber, damit dieses es weiter aufwärts trage. So wird die griechische Wissenschaft, die dem „tiefsinnigen“ Lehrer gewiss nicht unbekannt war, keck von ihm mit Füssen getreten. Am Himmel erkennt auch er, hierin den Gnostikern folgend (III S. 242), in den Sternen die bösen Archonten; aber sie haben gleichfalls einen Teil des Lichtelements in sich aufgenommen und müssen nun gezwungen werden, es wieder auszuscheiden. Zu diesem Zweck erscheint von Zeit zu Zeit ein Lichtwesen den männlichen als nacktes schönes Weib, den weiblichen als schöner Jüngling und regt so ihre Sinnlichkeit in dem Grade auf, dass sie den Lichtstoff in einer Pollution als Blitz von sich geben. Zugleich brüllen sie vor Begierde, und der Schweiss ihrer heiss erregten Leiber fällt auf die Erde, wodurch Donner und Regen erklärt werden. Dieser Gedankengang zeigt, dass die fleischliche Enthaltsamkeit des Parakleten nicht gerade dazu beitrug, seine Phantasie weniger schmutzig zu machen, wie sie ja auch beim heiligen Antonius keineswegs diese Wirkung übte (III S. 231). Was aber noch bedeutsamer ist, wir sehen in Mani die roheste Mythenbildung wiedererstehen, wie sie vorher nur der frühesten Urzeit der Religionsgeschichte eigen war. Denn der Denkprozess, aus dem seine Naturerklärungen hervorgehen, erhebt sich nicht über den jener grauen Weisen, nach welchen die Sonne jeden Abend von ihrem Vater, dem Nachthimmel, gefressen und jeden Morgen neu geboren wurde (II S. 363. 380).

Indem so die Nationen des Perserreiches geistig wie wirtschaftlich immer tiefer sanken, machten sie es den Römern, obgleich bei ihnen das gleiche Sinken eingetreten war, doch nicht schwer, ihre Überlegenheit dauernd zu behaupten. So konnte noch unmittelbar vor dem Regierungsantritt Diocletians (284) Kaiser Carus, durch innere Unruhen im Perserreich unterstützt, bis zur Hauptstadt desselben, Ktesiphon, und darüber hinaus vordringen und Mesopotamien, das in den Wirren der vorhergehenden Zeit verloren war, wiedererobern. Wie es scheint, machte um das J. 288 König Vararanes II (276—293) einen Versuch, die Provinz wiederzugewinnen, und Diocletian musste ihm entgegenziehen. Aber noch ehe der Kampf begann, erschien beim Kaiser eine persische Gesandtschaft, überbrachte ihm fremdartige Tiere und andere Geschenke und bat um Frieden. Wahrscheinlich war die Veranlassung, dass Hormisdas, der Bruder des Königs, sich schon damals gegen ihn erhoben und ihn in einen inneren Krieg verwickelt hatte, der noch nach Jahren nicht beendet war. Erst als die feindlichen Brüder tot waren und ihr Oheim Narses 293 den Thron bestiegen hatte, konnte man im Perserreiche daran denken, die Scharte auszuwetzen. Während sich in Alexandria der Usurpator Achilleus erhoben hatte und Diocletian gezwungen war, eine Stadt seines eigenen Reiches sieben Monate zu belagern, hielt Narses den Zeitpunkt für geeignet, um in Mesopotamien einzufallen. Der Angriff kam so überraschend, dass die Perser schon über Carrhae bis nahe an den Euphrat vorgerückt waren, ehe Galerius ihn bei Callinicum überschritt und ihr weiteres Vordringen aufzuhalten suchte. Obgleich er nur eine kleine Schar eiligst zusammengeraffter Truppen bei

sich hatte, wagte er doch, dem weit überlegenen Feinde die Schlacht zu bieten, erlitt aber eine Niederlage, die den Untertanen freilich als Sieg verkündet wurde. So musste man ganz Mesopotamien den Persern preisgeben und zufrieden sein, dass man wenigstens die Euphratgrenze behaupten konnte.

Unterdessen war Diocletian als Sieger in Alexandria eingezogen und bereitete die Erneuerung des Kampfes zunächst dadurch vor, dass er durch Gesetz vom 31. März 297 eine Verfolgung gegen die Manichäer anordnete. Denn dass eine persische Religion sich auch in seinem Reiche verbreitete, mochte dem abergläubischen Greise als eine der Ursachen erscheinen, warum die Götter der Feinde sich den römischen überlegen gezeigt hatten. Dann zog er eilends nach Syrien, wo der geschlagene Galerius ihm entgegen kam und für seine Niederlage durch die Schmach bestraft wurde, dass er angesichts des Heeres meilenweit zu Fusse neben dem Wagen des alten Kaisers hergehn musste, ehe dieser ihn einlud, neben ihm Platz zu nehmen. Diocletian blieb jetzt im Orient, um die Euphratgrenze zu beobachten, während sein Caesar den Auftrag bekam, die Truppen von Moesien und Illyricum heranzuführen und zugleich neue Aushebungen anzuordnen, die jene an der Donau ersetzen sollten.

Narses hatte sich nach Armenien gewandt, das er wohl auch seinem Reiche anzugliedern hoffte, und hier trat ihm Galerius entgegen. Diesesmal errang er einen glänzenden Sieg, eroberte das persische Lager und erbeutete hier nicht nur reiche Schätze, sondern machte auch den ganzen Hof und vor allem die Familie des Königs, die diesen ins Feld begleitet hatte, zu seinen Gefangenen. Wahrscheinlich lief

auch der grösste Teil des geschlagenen Heeres auseinander, und ehe ein neues gesammelt wurde, lag das feindliche Reich den Römern offen.

Narses schickte einen Gesandten an Galerius ab, der flehentlich um Frieden bat, aber stolz zurückgewiesen wurde. Inzwischen aber hatte Diocletian den Euphrat überschritten und war, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, bis Nisibis vorgerückt, wo er sein Heer mit dem seines Caesars vereinigte. Doch während dieser an grosse Eroberungen dachte, war der vorsichtige Greis nicht geneigt, das geschwächte Reich in gefährliche Abenteuer zu stürzen. So nahm er den dargebotenen Frieden an, lieferte die Gefangenen unverletzt aus und begnügte sich damit, dem nördlichen Mesopotamien noch jenseit des Tigris die Landschaft Corduene hinzuzufügen und einzelne Kleinkönige, die bisher den Persern untertan gewesen waren, in die Klientel der Römer zu übernehmen. Durch diese Mässigung erwarb er sich die Dankbarkeit des Narses, und vierzig Jahre lang blieb die Ostgrenze ungefährdet.

Dem Narses folgte sein Sohn Hormisdas II (302 bis 309), der das freundliche Verhältnis zu dem Nachbarreiche aufrecht erhielt, und nach dessen Tode brachen wieder die üblichen Thronstreitigkeiten aus. Sein ältester Sohn Adanarses, der zunächst die Herrschaft antrat, wurde schon nach wenigen Monaten von den Grossen des Reiches gestürzt, der zweite, Hormisdas, in Fesseln gelegt. Später gelang es ihm durch eine List seiner Gattin, zu den Römern zu fliehen, unter deren Fahnen er dann wiederholt gegen sein Vaterland gekämpft hat. Auf den Thron wurde ein Säugling erhoben, Sapor, der erst einige Monate nach dem Tode des Königs Hormisdas von einer seiner Konkubinen geboren war. Siebzig Jahre lang (309

bis 379) sollte er die Herrschaft behaupten und den Römern ein sehr gefährlicher Feind werden.

Als er zum Jüngling erwachsen war, suchte auch er noch die Freundschaft des mächtigen Nachbarn. Er wechselte Geschenke mit Constantin, und dieser schrieb ihm eigenhändig einen Brief, durch den er ihn zum Christentum zu bekehren oder wenigstens den Anhängern desselben, die sich damals auch in Persien stark vermehrt hatten, freundlich zu stimmen suchte. Die Folge war, dass, als später der Krieg ausbrach, Sapor in den Christen die Vertreter einer römischen und daher feindlichen Religion sah und sie ebenso verfolgte, wie vorher Diocletian die Manichäer. Denn sobald der junge König in das Mannesalter eingetreten war, nahm er die Pläne seines Grossvaters wieder auf und strebte nach dem Ruhme, Mesopotamien zurückzugewinnen und auch Armenien seinem Reiche anzugliedern. Schon um das Jahr 335 betrachtete Constantin seine Ostgrenze als gefährdet und schickte den Constantius dahin, um einstweilen die Perser zu beobachten, die schon begannen, plündernde Scharen über den Tigris zu senden. Gegen Ende 336 erschien dann eine Gesandtschaft in Constantinopel, welche die verlorenen Provinzen zurückforderte. Dies kam einer Kriegserklärung gleich. Constantin erwiderte, dass er persönlich die Antwort überbringen wolle, und rüstete sich, in den Kampf zu ziehn. Hierin dürfte der Grund zu suchen sein, warum er einen seiner Neffen mit dem Titel König der Könige schmückte.

In allen seinen Kriegen war Constantin bisher glücklich gewesen und vertraute fest darauf, dass ihn auch künftig die Hilfe seines Gottes nicht verlassen werde. War doch sein Sieg bestimmt, die Christen auch im Perserreiche aus ihrer bedrückten Lage zu

befreien und ihre Religion zur herrschenden zu machen. Er hatte den Kampf nicht gesucht; nun aber, wo er ihm aufgedrungen wurde, musste seine sanguinische Natur hierin eine Fügung Gottes sehn, der ihn zum Werkzeuge auserwählt habe, um das Reich Alexanders wieder aufzurichten und das Christentum, wie es verkündet war, bis an die letzten Enden der Erde zu verbreiten. Doch die Länder des fernen Ostens der Provinzialverwaltung zu unterwerfen, war kaum möglich, weil sie ganz auf der municipalen beruhte und Städte im griechisch-römischen Sinne dort fast gar nicht zu finden waren. Auch mochte es leichter gelingen, unter den Kleinkönigen Bundesgenossen gegen ihren Oberherrn zu finden, wenn man sie nicht mit der Absetzung bedrohte, sondern ihnen die Aussicht eröffnete, auch unter der Herrschaft Roms in ihren Stellungen zu verbleiben. Folglich musste derjenige, der künftig das Perserreich beherrschte, wieder ein „König der Könige“ sein. Wenn also dieser Titel dem Hannibalianus beigelegt wurde, so kann das wohl nichts anderes bedeuten, als dass Constantin ihm diese Würde zugedacht hatte, mit andern Worten, dass er die Grossmacht des Ostens zu einer Sekundogenitur des Kaisertums machen wollte. Sie wäre den vier Reichsteilen Diocletians als fünfter hinzugetreten, der, wenn auch in anderen Formen regiert, doch mit ihnen in engster Verbindung gestanden hätte, und die ganze zivilisierte Welt wäre, wie unter derselben Religion, so auch unter demselben Herrscherhause geeinigt worden.

Doch der Tod sollte diese stolzen Pläne zerstören, und für Constantin, der immer ein Liebling des Glückes gewesen war, bedeutete dies vielleicht ein neues Glück. Denn so blieb er der nie bezwungene Kriegsheld,

während die ungeheuren Schwierigkeiten des bevorstehenden Feldzuges, die er wohl kaum übersah, ihm wahrscheinlich eine schwere Enttäuschung bereitet hätten. Noch Anfang 337 schickte Sapor eine neue Gesandtschaft und versuchte einzulenken: doch wurde ihr der Frieden verweigert. Am 3. April feierte der Kaiser dann noch das Osterfest in Constantinopel und weihte die Apostelkirche ein, in der er sich selbst das Grabmal bereitet hatte. Schon sammelten sich um ihn die Bischöfe, die ihn auf dem Feldzuge begleiten und durch ihr Gebet seinen Waffen den Sieg verleihen sollten, als eine schwere Krankheit ihn befiel. Erst suchte er in einem nahegelegenen Badeort Heilung, dann bei den Reliquien des Lucianus in Helenopolis. Als auch der Schutzpatron der Arianer an ihm kein Wunder wirken wollte, bereitete er sich auf sein letztes Stündlein, indem er am Grabe des ketzerischen Heiligen seine Beichte ablegte, und liess sich dann nach dem nahen Nicomedia bringen, um hier durch Eusebius, den berühmtesten Schüler des Lucianus, die Taufe zu empfangen. Vor den Toren der Stadt, in der Villa Ancyro, ereilte ihn am 22. Mai 337 der Tod.

Die Regierung, die mit diesem Tage ihr Ende fand, ist folgenreich für Jahrtausende geworden. Aber so treu auch Constantin an seinem Glaubensbekenntnis, dem politischen wie dem religiösen, festgehalten hatte, so ehrlich er immer erfüllte, was er für seine Pflicht hielt, das Erbe, das er seinen Nachfolgern hinterliess, war doch kein segensreiches. Die Kirche schwelgte in trunkenem Siegesübermut und schädigte den Staat und sich selbst durch unfruchtbare Zänkereien. Das Reich seufzte unter dem Druck einer vielköpfigen Beamtenschaft, in der jeder den andern belauerte und doch keiner der Raubgier der Kollegen Einhalt gebot.

Die Verwaltung der Städte war durch erblichen Zwang geregelt und damit jede freudige Selbsttätigkeit in ihr unterdrückt; auf dem flachen Lande war der Bauer in das Joch der Leibeigenschaft gezwungen; und während so die erwerbenden Stände unter der harten Faust der Regierung verkümmerten, wuchs die Zahl der Soldaten und Beamten, die von jenen erhalten wurden, immer stärker an. In demselben Maasse, wie die Bevölkerung schwächer und minder zahlungsfähig geworden war, hatte sich doch die Steuerlast vermehrt, und dabei strebte der Kaiser nach dem Ruhme der Freigiebigkeit und warf das Geld mit vollen Händen um sich. So hinterliess er denn gründlich zerrüttete Finanzen und ein Münzwesen, dass durch wiederholte Verschlechterung des Geldes alle Stätigkeit verloren hatte. Indem er zugleich das Reich von neuem teilte, sorgte er dafür, dass jeder der vielen Herrscher nur seine eigenen Sorgen und Gefahren berücksichtigte und alle andern hilflos im Stiche liess oder gar offen bedrohte. Und das, als eben wieder ein grosser Krieg vor der Türe stand, der nur zu dringend eine straffe Zusammenfassung aller Kräfte des Reiches hätte fordern müssen. So glänzender Waffentaten Constantin sich rühmen durfte, sein Friedensregiment hinterliess einen Zustand, der auch grösseren Herrschern, als seine Nachfolger waren, fast unlösbare Aufgaben gestellt hätte.

Schon gleich die ersten Wochen nach dem Tode des Kaisers sollten zeigen, dass seine Söhne nicht gewillt waren, sein politisches Testament als unumstösslich hinzunehmen. Die nächste Folge seines Hinscheidens hätte sein müssen, dass seine vier Caesaren den Augustustitel annahmen. Doch Constantin II., Constantius und Constans zögerten damit noch über drei Monate, und der Neffe Dalmatius wagte nicht

selbständig vorzugehen, ehe die näher berechtigten Erben sich erklärt hatten. Von diesen hatte keiner am Sterbebette des Vaters gestanden. Auf die Nachricht seiner schweren Erkrankung eilte zwar Constantius aus Antiochia herbei, kam aber nur noch zur rechten Zeit, um seine Leiche nach Constantinopel zu geleiten und ihr dort die letzten Ehren zu erweisen. Doch der Ordnung der Verhältnisse, die er als der einzige anwesende der drei Söhne hätte regeln müssen, war seine schwache, ewig bedenkliche Natur nicht gewachsen. Er hatte weder Lust, die Verfügungen Constantins, die ihm und seinen Brüdern die beiden Neffen gleichberechtigt an die Seite stellten, in ihrem vollen Umfang anzuerkennen, noch den Mut, sie offen umzustossen. Doch ehrgeizige Offiziere errieten leicht, was er wünschte, und er wusch seine Hände in Unschuld, indem er selbst nichts tat und ihnen das Handeln überliess. Der schnelle Tod des Kaisers, der ihn in der Blüte der Manneskraft betroffen hatte, gab ihnen den Anlass, das Gerücht zu verbreiten, er sei von seinen Brüdern vergiftet worden, und bald erklärten die Truppen, dass sie keinen von der Familie der Mörder über sich dulden und nur die Söhne Constantins als Herrscher anerkennen wollten. Doch auch als sie diese allein am 9. September 337 zu Augusti ausgerufen und der Senat von Rom dies bestätigt hatte, legte sich die Aufregung noch nicht. Der entthronte Caesar und seine Verwandten wurden von Constantius mit Misstrauen, von den Soldaten mit finsterem Hasse angesehen, der sich in den nächsten Monaten, heimlich geschürt, immer mehr steigerte. Anfang 338 warfen sich die zuchtlosen Scharen auf die Brüder und Neffen ihres toten Kaisers und machten sie alle nieder. Nur zwei Söhne des Julius Constantius

entgingen dem Blutbade, der zwölfjährige Gallus, der schwer krank daniederlag, und der siebenjährige Julian.

Constantius hatte alles untätig geschehen lassen, ja er legalisierte sogar nachträglich jene Morde, indem er das Vermögen der Opfer konfiszierte und sie dadurch zu gerichteten Verbrechern stempelte. Auch liess er vielen ihrer Anhänger den Prozess machen und überlieferte die Männer, die seinem Vater am nächsten gestanden hatten, z. B. den Patricius Optatus und den langjährigen Praefecten Ablabius, dem Henker. Er mochte eine Entschuldigung darin finden, dass viele, die er hinrichten liess, und vielleicht alle, ihren Beutel auf Kosten der bedrückten Untertanen gefüllt hatten und dass jetzt, wo der Perserkrieg Geld erforderte, die Einziehung ihrer zusammengeraubten Reichtümer für die schwer zerrütteten Finanzen unentbehrlich sei. Trotzdem haben diese Morde schwer auf seinem Gewissen gelastet, und alles Unglück seiner späteren Jahre, vor allem seine Kinderlosigkeit und die Misserfolge des Perserkrieges, betrachtete er als göttliche Strafe. Er liess sich daher auf seinen Feldzügen gerne von Geistlichen begleiten, die im Geruche der Heiligkeit standen, um durch ihre Gebete den Zorn der Gottheit abzuwenden; aber auch dies wollte nicht immer helfen. Umso eifriger war er bemüht, die Gunst des Himmelsherrn durch stete Fürsorge für dessen Kirche wiederzugewinnen. Immer wieder hat er die Privilegien des Klerus bestätigt und erweitert; die heidnischen Opfer wurden verboten und endlich gar mit der Todesstrafe bedroht; vor allem aber suchte er die Einheit der christlichen Kirche, die auch unter seiner Regierung durch die Umtriebe des Athanasius gefährdet war, so gut es ging, zu erhalten

oder herzustellen. Diese Bestrebungen sollten auch diesmal ihr Ziel nicht erreichen; sie trugen ihm nur den grimmigsten Hass der orthodoxen Geistlichkeit ein, so sehr er sich um deren Gunst bewarb. Doch wie er selbst meinte, hatten sie seinen Gott, wenn auch nicht ganz, so doch einigermaassen mit ihm versöhnt. Denn so viele Usurpatoren ihn auch bedrohten, über alle wurde er Sieger, und dass ihm seine Herrschaft unter den grössten Gefahren immer erhalten blieb, betrachtete er gleichfalls als göttliche Fügung. Er glaubte fest, dass über seiner Person ein schützender Engel walte, und meinte oft, dessen Nähe zu empfinden oder ihn gar in luftig verschwimmenden Umrissen vor sich zu sehen. So fühlte er sich einerseits als den Verwandtenmörder, der wie Kain gezeichnet und mit Kinderlosigkeit gestraft war, zugleich aber auch als das erwählte Rüstzeug, dessen Herrschaft nie erschüttert werden könne, weil es berufen sei, die einheitliche Kirche des Herrn herzustellen und über die Erde zu verbreiten. Und derselbe tragische Zwiespalt, wie er sich in diesem Schwanken zwischen wohlbegründeter Reue und dem Stolz auf seine göttliche Sendung ausspricht, hat der ganzen Regierung des Kaisers seinen Stempel aufgedrückt.

Auch später hat Constantius sehr viel unschuldiges Blut vergossen; doch war er darum kein Tyrann, der die Herrschaft nur als Mittel seiner Lüste und Launen betrachtet hätte. Er erkannte sie als schwere Pflicht, die ihm der Herr auferlegt habe, und bemühte sich mit aller Energie, der sein schwerflüssige Natur fähig war, ihr genugzutun. Und weil sie von Gott kam, betrachtete er sie als eine heilige Weihe seiner Person, die ihn hoch über alle andern Sterblichen erhebe. Auf dem römischen Thron war er der erste

Vertreter des Gottesgnadentums ganz in dem Sinne, wie es in jüngst vergangener Zeit Friedrich Wilhelm IV. aufgefasst hat. Er nannte sich daher, nachdem er über alle Usurpatoren Sieger geblieben war, in offiziellen Schriftstücken gerne den Herrn des ganzen Erdkreises oder bediente sich des Titels „Meine Ewigkeit", der selbst in jenem Zeitalter, obgleich es längst gewohnt war, alle Attribute der Göttlichkeit auf den Kaiser zu häufen, Verwunderung und Anstoss erregte. Doch den Anforderungen, die er selbst an sich stellte, genügten seine schwachen Mittel nicht. So bietet er das traurige Bild eines Mannes, der sich zum Höchsten berufen glaubt und mit aller Anstrengung danach strebt, das Höchste zu leisten, während doch die Dürftigkeit seiner Begabung ihn niemals über das Mittelmässige hinauskommen lässt.

Schon seine äussere Erscheinung war für seine stolzen Ansprüche ein Hindernis. Auch körperlich hätte er gerne die gemeine Menschlichkeit überragt, wie es die mächtige Gestalt seines Vaters getan hatte. Doch als wenn der innere Zwiespalt seines Wesens auch in seiner Statur zum Ausdruck kommen sollte, sass bei ihm ein stattlicher Oberkörper auf kurzen, krummen Beinchen. Aber dass er infolgedessen klein war, mochte er nicht zugeben: als er seinen Einzug in Rom hielt, beobachtete man, dass er sich unter den gewaltigen Wölbungen der Triumphbogen bückte, als fürchte er, mit dem Kopfe oben anzustossen. Im übrigen stand er, auch wenn sein Wagen rüttelte, steif und starr, wie eine Bildsäule, und wendete die Augen weder rechts noch links. Nur in feierlicher Unbeweglichkeit wollte er sich den Untertanen zeigen; nichts Menschliches sollten sie an ihm wahrnehmen. So bemerkte man in seinen Mienen niemals den Ausdruck einer

lebhaften Empfindung, sondern immer nur dieselbe starre Vornehmheit, und keiner hat je gesehen, dass er nach Art des Südländers gestikulierte oder gar dass er sich kratzte, ausspuckte oder sich schneuzte. Er sprach leise und wenig; missfiel ihm etwas, so drückte er dies in der Regel nur durch ein finsteres Schweigen aus, wie es in der Natur der Sache liegt, dass ein so ängstliches auf sich Achten in mürrische Wortkargheit übergeht. Nach Popularität zu streben, war er daher nicht imstande, sondern gefiel sich darin, um seine unnahbare Hoheit eine sorgsam behütete Schranke zu ziehen. Doch je strengere Selbstbeherrschung er sich dem Publikum gegenüber auflegte, desto mehr empfand er das Bedürfnis, sich im engen Kreise des Hauses frei gehen zu lassen. Erschien er dem Hof und dem Volke wie ein Gott, so fanden seine Frauen und seine Kammerdiener ihn nur zu menschlich. Die Eunuchen seines Palastes, vor denen er die starre Maske der Göttlichkeit ablegte und die doch in schmeichlerischer Liebedienerei vor ihm krochen, übten daher im vertrauten Geplauder eine Macht über ihn aus, die sein Urteil über Personen und Sachen oft bestimmte und sehr unheilvoll auf seine Regierung einwirkte. Denn weil er seine Schwächen fühlte und doch sich selbst nicht weniger, als die andern, darüber zu täuschen suchte, bedurfte er der Lobpreisungen zur Stärkung seines Selbstgefühls, und wer ihm in geschickter Weise zu schmeicheln wusste, gewann dadurch grosse Macht über ihn.

Auch in den christlichen Tugenden wollte er seinen Untertanen vorleuchten, namentlich in denjenigen, die damals am höchsten geschätzt wurden, der Überwindung des sündlichen Fleisches und der Freigiebigkeit. Seine Lebensführung konnte man fast

eine asketische nennen: im Essen und Trinken war er äusserst mässig, schlief wenig und nicht regelmässig, sondern wie Zeit und Gelegenheit es boten. Die Keuschheit, die als die Blüte aller christlichen Tugend galt, wertete auch er sehr hoch, wie schon seine Gesetzgebung verrät. So verfügte er gleich im Anfang seiner Regierung, dass in den Kerkern die weiblichen Gefangenen von den männlichen streng zu sondern seien. Die Verwandtenehen, welche die Kirche seiner Zeit mit übergrosser Strenge verurteilte, erklärte er für ungiltig, ja in den näheren Graden bedrohte er sie sogar mit der Todesstrafe. Obgleich er, wie sein Vater, für weibliche Schönheit durchaus nicht unempfänglich war, hat er seine strenge Selbstbeherrschung doch auch darin bewiesen, dass er sich von jedem unerlaubten Verhältnis ängstlich fernhielt. Eine desto grössere Macht übten seine Frauen über ihn aus, und während er die Witwen, die eine zweite Ehe eingingen, durch Rechtsnachteile bestrafte, ist er selbst nicht weniger als dreimal verheiratet gewesen.

In der Freigiebigkeit suchte er es seinem Vater gleichzutun, und seinen Günstlingen fiel es nicht schwer, fürstliche Reichtümer zu erwerben. Auch er wurde durch diese Verschwendung gezwungen, der geleerten Staatskasse durch unbarmherzigen Steuerdruck wieder aufzuhelfen, und überkam ihn dann die Reue, so nahm er auch wohl die Geschenke, die er vorher gemacht hatte, wieder zurück. Und wie in dieser Beziehung, so schwankte er auch sonst in seinen Entschlüssen unsicher hin und her. Namentlich pflegte er sich lange zu besinnen, ehe er jemand ein wichtiges Amt anvertraute, und keiner wurde in Hof und Heer zu einer hohen Stellung befördert, den der Kaiser nicht genau zu kennen glaubte. Trotzdem

täuschte er sich meist in der Wahl seiner Kreaturen, und deren Raubsucht war während seiner ganzen Regierung eine furchtbare Geissel für die Untertanen.

Auch in dem, was die Heiden am höchsten schätzten, dem Ruhm der Waffen und der schönen Literatur, hätte er gern alle Untertanen überstrahlt; doch auch hier versagte seine schwache Kraft. Er hatte guten rhetorischen Unterricht genossen, und die Ansprachen, die er an das Heer oder den Senat zu halten hatte, genügten den bescheidenen Ansprüchen, die man an einen so hohen Herrn zu stellen pflegte; aber sich durch rednerische Prunkstücke auszuzeichnen, dazu fehlten ihm die Frische der Einfälle und die Beweglichkeit des Geistes. Was er veröffentlichte, waren daher nur schlechte Verse, die freilich, wie sich von selbst versteht, sehr bewundert wurden. Trotzdem wird er wohl auch auf dem literarischen Gebiet seine Unzulänglichkeit empfunden haben und zollte denen um so grössere Anerkennung, die sich besserer Leistungen rühmen konnten. Gleich seinem Vater spielte er daher gern den Mäcen, wirkte darauf hin, dass seine Taten durch berühmte Redner verherrlicht wurden, und erwies ihnen, selbst wenn sie, wie Themistius und Libanius, Heiden waren, die höchsten Ehren. Namentlich aber hielt er darauf, dass keiner in den Senat gelangte, dessen rhetorische Bildung nicht auf der vollen Höhe stand, welche die Sitte der Zeit vorschrieb.

Wie die literarischen, so hatte er auch die Waffenübungen mit pflichttreuem Fleisse getrieben und im Pfeilschiessen, Reiten und allen andern militärischen Fertigkeiten eine achtungswerte Ausbildung erreicht. Er konnte daher die Exerzitien des Heeres mit Verständnis leiten: doch wie er in seinem ganzen Wesen

tastend und unsicher war, so fehlte ihm auch der kecke, immer vorwärts drängende Mut Constantins. Er wagte nicht leicht einen Krieg ohne die umständlichsten Vorbereitungen: ehe eine möglichst grosse Truppenmasse angesammelt, die Verpflegung sorgfältig geordnet und jeder zu erwartenden Schwierigkeit vorgebeugt war, zog er nie ins Feld. Aber während dies alles mit bedächtiger Langsamkeit besorgt wurde, war meist der günstige Zeitpunkt schon verstrichen. Die Feinde, die vorher die Provinzen plündernd überschwemmt hatten, waren mit ihrem Raube längst in Sicherheit, und traf man doch auf sie, so war der Kaiser ängstlich darauf bedacht, nicht zuviel zu wagen. Seinen Feldherrn pflegte er vor allem einzuschärfen, dass sie ihre Kräfte schonen und grosse Menschenopfer vermeiden müssten, und dieselbe Verantwortung, die er ihnen auflegte, hielt auch ihn selbst von jedem kühnen Schritt zurück. So ist er zwar von schweren Niederlagen verschont geblieben, hat aber auch selten entscheidende Siege errungen. Meist schleppte er seine Kriege unentschlossen durch lange Jahre hin, und die Verwüstungen, die sie hervorriefen, verschlangen dann doch sehr viel mehr Gut und Menschenleben, als selbst eine noch so mörderische Hauptschlacht hätte kosten können.

Diese kriegerische Unzulänglichkeit erfüllte ihn mit peinigendem Misstrauen gegen alle Feldherrn, die Tüchtigeres leisteten, als er selbst. Gern wäre er dem Vorbilde Diocletians gefolgt und hätte alle Kriege nur durch die Kaiser führen lassen. So oft sich ihm die Mitregentschaft auch gefährlich erwiesen hatte, erneuerte er sie immer wieder, weil er allein den zahlreichen Aufgaben, die der Schutz der gefährdeten Grenzen ihm stellte, nicht gewachsen war. Doch auch

seinen Caesaren traute er nie und hütete sich, ihren Ruhm zu verbreiten. Alle Siege, die unter seiner Regierung erfochten wurden, schrieb er sich persönlich zu und verschwieg bei ihrer öffentlichen Verkündigung sorgfältig die Namen der Feldherrn, denen sie wirklich zu danken waren. Die militärischen Ämter auch in ihrer Würde herabzudrücken und, soweit es ging, den zivilen unterzuordnen, war sein eifriges Bestreben. Erschien ein Nebenbuhler ihm gefährlich, so griff er zu den Waffen des Schwächlings, List und Tücke. Er überhäufte den Verdächtigen mit Ehren und Schmeicheleien, berief ihn an seinen Hof, als wenn er ihn zu noch grösseren Dingen bestimmt habe, und tat ihn dann im Stillen ab. Und auch die untergeordneten Helfer und Freunde der Ermordeten, jeder, von dem man vermuten konnte, dass er ehrgeizige Pläne in irgend einer Weise unterstützt habe, wurde der grausamsten Folter unterworfen und in der Regel hingerichtet, mindestens verbannt und mit Konfiskation bestraft. Wurde ein Angeklagter dieser Art freigesprochen, so konnte der Kaiser den Richtern sehr böse sein, und bei den Hinrichtungen suchte er die Qualen seiner Opfer nach Möglichkeit zu schärfen und zu verlängern. Dabei hielt Constantius selbst sich für einen sehr milden Herrscher und hörte nichts lieber, als wenn man seine Menschenliebe pries. Als einmal das Volk von Edessa seine Statue umwarf und sie, wie einen unartigen Buben, auspeitschte, liess er das ungestraft, vielleicht in dem stillen Gefühl, dass seine schwächliche Kriegführung gegen die Perser mit Recht den Zorn der mesopotamischen Städte gereizt hatte. Auch hat er Gefolterte, von deren Unschuld er sich ausnahmsweise überzeugen liess, durch Ämter und Würden, wahrscheinlich auch

durch reiche Geschenke schadlos zu halten gesucht. Solche Taten ausgleichender Gerechtigkeit wird er sich selbst hoch zu gute geschrieben haben; noch mehr aber wirkte auf ihn die Überzeugung seines Gottesgnadentums und liess ihm jede Grausamkeit, die er zum Schutze seiner Herrschaft ausübte, berechtigt erscheinen. Der Herr der Heerscharen hatte ihm die Krone anvertraut: wer sie ihm streitig zu machen versuchte, sündigte daher gegen den Willen Gottes und verdiente schon deshalb die härteste Strafe. Je deutlicher er seine eigene Schwäche fühlte, desto freudiger klammerte er sich an den Glauben an, dass er der auserwählte Schützling Christi sei. In einem der Edikte, die er durch öffentlichen Anschlag dem Volke bekanntgeben liess, stand der Satz: „Immer wollen wir im Glauben uns rühmen und fröhlich sein, da wir wissen, dass unser Reich mehr durch die Religion, als durch Leistungen und Arbeit oder Schweiss des Leibes zusammengehalten wird.“ Als nun gar gegen das Ende seiner Regierung seine dritte Gattin guter Hoffnung war, da mochte er meinen, dass auch der Fluch seiner Verwandtenmorde jetzt von ihm genommen sei und mit erhöhter Zuversicht in die Zukunft schauen.

Doch je inniger er an seinem christlichen Glauben hing, desto ängstlicher scheute er dessen Widersacher, den Teufel, der sich in den Heidengöttern verkörperte. Wenn er ihren Kultus grimmig bekämpfte und nicht davor zurückscheute, die Millionen seiner Untertanen, die noch am Glauben ihrer Väter festhielten, sogar der Todesstrafe zu unterwerfen, so geschah dies nicht nur, um das Reich Christi auszubreiten, sondern mehr noch, weil die unheimlichen Bräuche, die ihm selbst schon fremd geworden waren, ihn mit abergläubischer

Angst erfüllten. Den nächtlichen Opfern, die am ehesten einen finsteren Teufelsdienst vermuten liessen, trat er daher vor allem entgegen. Denn vor nichts hegte er grössere Furcht als vor den Wirkungen der Zauberei. Auch sein Vater hatte an sie geglaubt, aber in kühnem Vertrauen auf den Schutz seines Gottes ihr freien Lauf gelassen. Zwar hatte er verboten, Liebeszauber zu üben oder durch magische Bräuche Leben und Gesundheit anderer zu gefährden: doch durch wundertätige Sprüchlein und andern Hokuspokus Kranke zu heilen oder gutes Wetter für die Ernte zu schaffen, hatte er ausdrücklich erlaubt. Auch der öffentlichen Befragung von Orakeln und Zeichendeutern hatte er sich nicht widersetzt; nur soweit sie heimlich war, wurde sie unter Strafe gestellt: doch dies war auch unter heidnischen Kaisern geschehen. Denn durch verheissungsvolle Weissagungen waren mitunter Usurpationen angeregt oder unterstützt worden, und die Heimlichkeit liess schon als solche vermuten, dass das, wonach man forschte, gefährlich war. So hatte Constantin die meisten Formen der Magie als unschuldig gelten lassen; für seinen Sohn dagegen war jede Zauberei, jede Zeichendeutung strafbar. Selbst Träume, die bedenklich schienen, wurden mit Hochverratsprozessen verfolgt. „Wenn jemand", schreibt Ammian, „wegen eines Eulenschreis oder weil ihm ein Wiesel über den Weg gelaufen war, oder wegen irgend eines ähnlichen Vorzeichens einen Kundigen zu Rate zog oder die Besprechung eines alten Weibes zum Lindern eines Schmerzes anwandte, was ja auch die medizinische Wissenschaft anerkennt, so wurde er von irgend einem, von dem er es nie erwartet hätte, denunziert, vor Gericht geschleppt und verfiel dem Todesurteil." So wurden die Hexen-

prozesse in ganz derselben schauerlichen Bedeutung, die sie in unserem Mittelalter wiedergewinnen sollten, durch diesen frommen Kaiser eingeleitet.

Dies war der Mann, der jetzt die Erbschaft des grossen Constantin antrat. Denn wenn er sie anfangs auch mit seinen Brüdern teilen musste, ja von ihnen den kleinsten und am schwersten gefährdeten Reichsteil empfing, sollte er sie doch beide überleben und, wie sein Vater, als Alleinherrscher über dem Reiche walten. Doch ehe dies eintrat, sollte das System der Mitregentschaft, das Diocletian begründet und Constantin erneuert hatte, zum zweiten Mal schwere Wirren über das Reich heraufbeschwören.

Zweites Kapitel.

Die Brüderherrschaft.

Als Constantin II. erfuhr, dass die Truppen des Ostens nur ihn und seine Brüder als Herrscher über sich dulden wollten, eilte er aus Gallien herbei und schlug sein Hoflager in Thessalonike auf, mitten in dem Reichsteil, der dem Dalmatius bestimmt gewesen war. Offenbar fürchtete er, dass Constantius allein das Erbe des Vetters an sich reissen wolle, und wünschte in der Nähe zu sein, um sich seinen Anteil zu sichern. Doch dies war schon aus geographischen Gründen nicht leicht; denn selbstverständlich konnte er nicht daran denken, die Balkanhalbinsel mit seinem Gallien zu vereinigen. Das Natürlichste musste es scheinen, die thrakische Diöcese dem orientalischen Reichsteil hinzuzufügen, wie sie mit ihm ja schon unter der Herrschaft des Licinius verbunden gewesen war, und Macedonien mit Achaia, die zusammen grösser, aber viel dünner bevölkert und minder ertragreich waren, dem Constans zu übergeben. Auf diese Weise aber wäre gerade der älteste Bruder, der die grössten Ansprüche machen zu dürfen glaubte, leer ausgegangen: denn ihn durch Italien oder Afrika zu entschädigen war unmöglich, weil die Verwaltung dieser beiden Länder nicht getrennt werden konnte. Rom war für seine Verpflegung auf die überseeische

Zufuhr angewiesen; der Kaiser, der es beherrschte, musste daher auch über die Kornsteuern Afrikas verfügen können. Man hätte also nur Italien und Afrika zusammen dem gallischen Gebiet angliedern können; damit aber hätte Constantin mehr als die Hälfte des Reiches erhalten, und Constans wäre auf ein gar zu dürftiges Erbteil beschränkt worden. So rächten sich die Verwandtenmorde des Constantius, indem die Verteilung der Beute, die sich kaum in gerechter Weise durchführen liess, gleich von Anfang an den Zankapfel unter die Brüder warf.

Zunächst wird man die Verhandlungen durch Gesandte geführt haben; aber da sich auf diese Weise keine Einigung erzielen liess, kamen im Sommer 338 die Söhne Constantins in Viminacium an der pannonischen Grenze zusammen, um in brüderlichem Gespräch die Schwierigkeiten zu beseitigen. Nach der Regel, die Diocletian eingeführt und Constantin der Grosse, soweit es in seiner Macht lag, immer aufrecht erhalten hatte, hätte die Gesetzgebung ein Recht des ältesten Kaisers bleiben müssen. Doch Constantius, der nur wenige Monate jünger war, als sein Bruder Constantin, und sich zudem als legitimer Sohn dem Bastard überlegen fühlte, war nicht geneigt, diesem einen solchen Vorrang einzuräumen. Anders stand es mit Constans, der zwar auch von der Kaisertochter Fausta geboren war, aber noch im sechzehnten Lebensjahre stand, während seine Brüder das einundzwanzigste erreicht oder überschritten hatten. Dass über den Knaben eine Art von Vormundschaft nötig sei, namentlich die selbständige Gesetzgebung, wahrscheinlich auch das Recht, die höchsten Beamten zu ernennen, ihm noch nicht anvertraut werden könne, darüber dürften sich Constantin und Constantius leicht

verständigt haben, und falls er selbst widersprach, musste er nachgeben. War man aber hierüber einig, so konnte es nicht zweifelhaft sein, dass die Oberaufsicht über den jüngsten Bruder nur dem ältesten zustehen könne. So hat denn Constantin II. auch für den Reichsteil des Constans Gesetze und Verordnungen erlassen; Constantius dagegen wahrte seine volle Unabhängigkeit. Einigten sich die beiden älteren Brüder über die Notwendigkeit irgend einer gemeinsamen Maassregel, so wurde die betreffende Verfügung von jedem gesondert für sein Gebiet verkündigt.

Dies bedeutete, dass das Reich wieder ebenso gespalten war, wie damals, als die beiden feindlichen Mitregenten, Constantin und Licinius, nebeneinander regierten (I S. 136); doch erleichterte es die Lösung der schwierigen Frage, was mit dem Reichsteil des Dalmatius geschehen solle. Constantius fühlte durch den Mord der Verwandten sein Gewissen schwer bedrückt; er mochte es als eine Art Sühne betrachten, wenn er von dem Lohne der Untat nichts für sich in Anspruch nahm. Constantin dagegen war sanguinisch genug, zu meinen, dass ein Machtzuwachs des Constans ihm selbst zu gute komme, da er in dem Gebiet des Knaben ja doch die entscheidende Gewalt ausüben werde. So wurde die ganze Erbschaft des Ermordeten ungeteilt dem jüngsten Bruder übergeben und er damit zum mächtigsten von allen dreien gemacht, freilich in der Voraussetzung, die sich sehr bald als irrig erweisen sollte, dass er nicht in der Lage sein werde, diese Macht zu missbrauchen.

Die Hochverratsprozesse, denen auf Befehl des Constantius die einflussreichsten Kreaturen seines Vaters zum Opfer gefallen waren, hatten die Folgen gehabt, die in jenem knechtischen Zeitalter die natür-

lichen und selbstverständlichen waren. Wer sich unter der vorigen Regierung vor dem Übermut der Beamten hatte ducken müssen, der glaubte jetzt die Gelegenheit zur Rache benutzen zu können, und zahllose Denuntiationen liefen gegen diejenigen ein, die noch vor kurzem die Macht in Händen gehabt hatten. Der allgemeinen Furcht und Unsicherheit, die hierdurch hervorgerufen wurde, traten die Brüder wenigstens insoweit entgegen, als von Viminacium aus der Befehl an die Beamten erging, anonyme Anzeigen nicht zu beachten.

Die Lasten der Decurionen waren unter Constantin dem Grossen noch drückender geworden, ihre Verpflichtung, die Stadtämter zu übernehmen, noch bindender. Aber da er es selten über sich gewann, Bitten abzuschlagen, war er auf die Fürsprache seiner bestochenen Günstlinge sehr freigiebig mit Titularwürden gewesen, die von den Pflichten der Curie befreiten. So waren viele der reichsten und leistungsfähigsten Decurionen aus ihrem Ordo ausgeschieden, und die Übrigbleibenden hatten an ihren Standeslasten, vor allem der Steuererhebung, um so schwerer zu tragen. Auch dies scheint in Viminacium zur Sprache gekommen zu sein; denn als die Brüder sich getrennt hatten, erliessen Constantin für den Westen, Constantius für den Osten des Reiches gleichzeitig dasselbe Gesetz, nach dem alle jene Würden null und nichtig sein sollten und diejenigen, welche sie erkauft hatten, nicht nur in den Decurionat zurückgezwungen, sondern auch mit einer schweren Geldstrafe belegt wurden. Zugleich scheint man die kaiserlichen Schenkungen, mit denen Constantin der Grosse so freigiebig gewesen war, ganz oder zum grösseren Teil für den Fiskus eingezogen zu haben. So leiteten

die pietätvollen Söhne ihr gemeinsames Regiment damit ein, dass sie ihren Vater öffentlich desavouierten.

Die Not der Finanzen mochte dies entschuldigen, obgleich, um ihr abzuhelfen, sich wohl eine minder anstössige Form hätte finden lassen. Doch schlimmer und weniger verzeihlich war, dass man auch auf dem kirchenpolitischen Gebiet Constantins wohlerwogene Maassregeln umstiess. Athanasius war nach Trier verbannt worden, weil seine unversöhnliche Kampflust im fernen Westen, der von dem arianischen Streit noch gar nicht berührt war, am ungefährlichsten schien. Doch hatte sich der Kaiser in der Wahl des Verbannungsortes stark vergriffen. Denn ebendort war die Residenz des jungen Constantin, über dessen unreifen Geist der energische Mann bald grosse Macht gewann und dadurch doppelt gefährlich wurde. Den Tod seines kaiserlichen Gegners begrüsste daher Athanasius mit freudiger Hoffnung. War er bisher ausser jeder Verbindung mit seiner alexandrinischen Gemeinde gewesen, so wagte er Ende 337 wieder, ihr den üblichen Osterbrief zu schicken, und sprach darin ganz ungescheut die Erwartung aus, dass er bald zu ihr zurückkehren werde. Auch Paulus von Constantinopel verliess den Verbannungsort, den Constantin der Grosse ihm im Pontus angewiesen hatte, und eilte gleich nach dem Tode des Kaisers nach Trier, wo der dortige Bischof Maximinus ihn in seine Kommunion aufnahm und ihm die Fürsprache des jungen Herrschers erwirkte. So forderte denn dieser auf dem Kongress der drei Brüder, dass alle Geistlichen, die ihr Vater verbannt hatte, in ihre alten Rechte eingesetzt würden. Constantius, der die kirchlichen Zustände des Orients besser kannte, mochte anfangs zaudern; doch Athanasius wurde nach Viminacium berufen und wusste

auch ihn zu beruhigen. So wurde ein Streit, den das kräftige Eingreifen des alten Herrschers beendet zu haben schien, von neuem entfacht, um die ganze Regierungszeit seiner Dynastie zu erfüllen und noch zu überdauern.

Als der Kongress auseinanderging, fühlte sich Constantin stolz als Sieger. Zwar hatte er nicht erreicht, dass das Recht der Gesetzgebung ihm allein gewahrt blieb: aber durch seine Vormundschaft über den jüngsten Bruder meinte er drei Viertel des Reiches zu beherrschen, und falls Constantius sich widerspenstig erwies, ihn leicht zum Gehorsam zwingen zu können. Und wirklich hätte dieser schon deshalb nicht gewagt, sich mit den Beherrschern der andern Reichsteile zu überwerfen, weil der Perserkrieg, dessen Beginn sich wider alles Erwarten bis dahin verzögert hatte, jetzt zum Ausbruch kam und das Aufgebot seiner ganzen Macht erforderte.

Aber gerade dort, wo er es am wenigsten erwartete, sollte Constantin Widerstand finden. Dem Constans hatte er das grösste Gebiet zugeteilt, weil er ihn wegen seiner grossen Jugend für ungefährlich hielt. Doch kaum war er nach Trier zurückgekehrt, so trat ein Ereignis ein, dass den Knaben veranlasste, sich als Mann zu fühlen und keine Vormundschaft mehr über sich dulden zu wollen. Die Sarmaten durchbrachen die Donaugrenze, und ihm gelang es, ihrer Herr zu werden, ehe der älteste Bruder ihm zu Hilfe kommen konnte. Jetzt, wo er sich den wohlerworbenen Siegestitel Sarmaticus beilegen durfte und in ernstem Waffengange seine Selbständigkeit bewiesen hatte, wollte er sie auch in der Regierung seines Reichsteils nicht mehr missen. Schon anfang 339 begann er, auf eigene Faust Gesetze zu geben, und

gleich die ersten widerriefen das, was seine Brüder bestimmt hatten. Hatten sie die Verfügungen ihres Vaters, welche die Staatskasse schädigten, für nichtig erklärt, so zeigte sich demgegenüber Constans als liebender Sohn. Am 6. April 339 bestätigte er alle Schenkungen Constantins des Grossen, bald darauf (am 23. Juli) auch die Titularwürden, die dieser verliehen hatte, wenn er gleich daran festhielt, dass sie nicht von den Pflichten des Ordo befreien sollten. So machte er sich nicht nur von der Gesetzgebung seines Bruders unabhängig, sondern desavouierte sie offenkundig und brandmarkte ihn als undankbaren Sohn. Nur weil er gemeint hatte, den Knaben als Vormund beherrschen zu können, hatte ihm Constantin den Reichsteil des Dalmatius zugewiesen: jetzt, da jene Voraussetzung nicht mehr zutraf, verlangte er, durch die Abtretung von Italien und Afrika entschädigt zu werden; denn ihm, als dem ältesten Augustus, komme der grösste Reichsteil zu. Natürlich wollte Constans auf den wertvollsten Teil seiner Erbschaft, den er schon bei Lebzeiten seines Vaters verwaltet hatte, nicht verzichten. Nicht alles freilich, was ihm der Kongress von Viminacium zugeteilt hatte, konnte er behalten, ohne sich auch den Constantius zum Feinde zu machen. Denn jetzt, da dieser einen schweren Krieg zu führen hatte, empfand er es als Nachteil und Ungerechtigkeit, dass er in seinen Aushebungen auf die schwächlichen Asiaten und Orientalen beschränkt war. Er musste danach streben, einen Teil der Donaugrenze zu gewinnen, wo er in den Ländern der Samaten und Gothen besser brauchbare Werbebezirke fand. Diesem sehr berechtigten Wunsche gab Constans nach und trat ihm von der Erbschaft des Dalmatius die Diöcese Thrakien ab. Sie entsprach kaum einem

Drittel dessen, was Constantin von ihm verlangte, und sicherte ihm eine Bundesgenossenschaft, die stark genug schien, um diesen von seiner unbescheidenen Forderung abzuschrecken.

Doch der junge Constantin stand an Kühnheit und Schnelligkeit des Entschlusses nicht hinter seinem Vater zurück. Während Constans noch glaubte, ihn durch Verhandlungen beschwichtigen zu können, brach er gegen Ende des Winters 340, als der Weg über die Alpen kaum gangbar war, plötzlich mit Heeresmacht in Italien ein, um das, was er als sein Erbteil beanspruchte, in Besitz zu nehmen. Ohne Widerstand zu finden, durchzog er die Poebene und rückte auf die Pässe der Julischen Alpen los, um sich ihrer zu bemächtigen, ehe Constans, der beim Beginn des Bruderkrieges noch unbesorgt in dem fernen Naissus weilte, sie ihm versperren konnte. Doch dieser hatte sie, sobald er von dem Anmarsch Constantins erfuhr, durch eine Vorhut besetzen lassen, während er selbst sich anschickte, ihr mit dem Gros des Heeres zu folgen. Unterdessen war sein Gegner bis Aquileja vorgedrungen, das am Fusse des Gebirges lag und den Ausgang jener Pässe beherrschte. Aber da er nicht erwartete, schon hier auf ein starkes feindliches Heer zu treffen, gelang es dem Führer jener Vorhut, ihn in einen Hinterhalt zu locken. So sah sich der tapfere Sohn des nie besiegten Vaters plötzlich von Feinden umringt und fiel in verzweifeltem Kampfe. Der eben noch die Oberherrschaft über das ganze Reich in Anspruch genommen hatte, fand nicht einmal ein ehrliches Begräbnis; sein Leichnam wurde in das Küstenflüsschen Alsa geworfen und bald darauf sein Andenken geächtet. Als Constans anfang April 340 in Aquileja eintraf, fand er den Krieg beendet und konnte auch

im gallischen Reichsteil die Erbschaft des toten Bruders unbehindert antreten. Der siebzehnjährige Jüngling beherrschte jetzt drei Viertel des römischen Machtgebietes und konnte dem Constantius, auch wenn dieser nicht durch den Perserkrieg in steter Bedrängnis gewesen wäre, seinen Willen aufzwingen. Dieser musste sich damit begnügen, in dem Bruderkampfe wenigstens Thrakien gewonnen zu haben; eine neue Reichsteilung, die seine Macht der des jüngeren Bruders ebenbürtig zur Seite gestellt hätte, wagte er, obgleich sie unter den gegebenen Umständen billig und recht gewesen wäre, nicht zu beantragen.

Wäre dem schwächlichen Constantius ein Gebiet von dem Umfange zugefallen, wie es jetzt sein Bruder beherrschte, er wäre froh gewesen, Teile desselben einem Mitregenten übergeben zu können. Denn die Grenzen desselben waren die ausgedehntesten und zugleich die meist gefährdeten. An Rhein und Donau lauerten die Germanen und Sarmaten, Britannien wurde immer wieder von den Picten und Scoten beunruhigt, und selbst Afrika war von Zeit zu Zeit durch Einfälle der schweifenden Wüstenstämme bedroht. Wollte der Kaiser, wie der politische Katechismus Diocletians es vorschrieb, alle seine Kriege persönlich führen, so musste er sich beinahe vervielfältigen können. Doch dieser schwierigen Aufgabe war der junge Constans völlig gewachsen. Während die Züge des Constantius sich mit der feierlichen Langsamkeit eines Leichenkonduktes vorwärts zu bewegen pflegten, eilte er mit höchster Schnelligkeit von Ort zu Ort. War er eben noch an der Donau gewesen, so erschien er gleich darauf am Niederrhein und kämpfte hier eine Bewegung der Franken in siegreichem Kriege nieder (341—342). Dann setzte er mitten im Winter nach

Britannien über, um hier die wilden Stämme des Nordens durch sein plötzliches Erscheinen in Schrecken zu setzen. So machte er sich allen barbarischen Nachbarn furchtbar und schützte kühn die Grenzen des Reiches. Dazwischen finden wir ihn immer wieder in Mailand oder Aquileja, wo er vom Zentrum seines Reiches aus die Verwaltung beaufsichtigt, aber zugleich bereit ist, jeder bedrohten Grenze Hilfe zu bringen. Doch hatte er auch die bewegliche Unrast und das militärische Geschick seines Vaters geerbt, so verstand er es doch nicht, wie dieser, sich bei den Soldaten beliebt zu machen. Denn mit starker Faust hielt er sie nieder und trug der rohen Masse gegenüber ungescheut die Verachtung des Hochgebildeten zur Schau. Setzten sich doch auch die ästhetisierenden Neigungen des grossen Constantin in diesem Sohne fort. So berief er den Rhetor Proaeresius aus Athen nach Gallien an seinen Hof, machte ihn zu seinem Tischgenossen und ehrte ihn durch die hohe Titularwürde eines Magister Militum. Auch schenkte er auf dessen Bitte der Stadt Athen mehrere Inseln, damit sie von deren Kornsteuern ihre armen Bürger ernähren könne. Denn wie er seine selbständige Regierung gleich damit eröffnet hatte, die Schenkungen seines Vaters zu bestätigen, so scheint er ihm auch später in der Freigiebigkeit nachgeeifert zu haben. Die Folge war auch bei ihm, dass er die Steuerzahler hart drücken und endlich sogar Ämter und Würden für Geld feilbieten musste. Natürlich suchten diejenigen, welche sie käuflich erworben hatten, sich aus den Taschen der Untertanen schadlos zu halten, und die Erpressungen der Beamten steigerten sich unter ihm noch über das hinaus, was man schon unter Constantin dem Grossen gewohnt gewesen war.

Doch so sehr dieser Sohn ihm auch sonst ähnlich war, das kecke Selbstbewusstsein und die gesunde Lebensfreudigkeit des Vaters hatte er nicht geerbt. In streng religiöser Erziehung war ihm vor allem die Keuschheitsforderung des Christentums eingeprägt worden und scheint sich in ihm bis zu einer krankhaften Scheu vor dem Weibe gesteigert zu haben. Sein Vater hatte ihm Olympias, die Tochter des Praefecten Ablabius, zur Gattin bestimmt, und auch als dieser durch Constantius hingerichtet war (S. 29), hielt er treu an dem Verlöbnis fest, entschloss sich aber bis zu seinem Tode nicht dazu, die Ehe zu vollziehen. Dass dem Sohne des Constantin und der Fausta Sinnlichkeit nicht fremd war, ist fast selbstverständlich; doch befriedigte er sie an schönen Knaben, vor allem an blondlockigen Barbarensöhnen, die als Sklaven oder Geiseln in seine Hand gekommen waren und dann oft eine unheilvolle Gewalt über ihn erlangten. Diese perversen Neigungen wirkten zunächst auf sein körperliches Befinden verderblich ein; er litt oft an neuralgischen Schmerzen und konnte, wenn sie ihm die Laune verdarben, mitunter bösartig werden. Sodann erfüllte ihn die Scham über dies ekle Treiben, das er nach seinen religiösen Anschauungen selbst verurteilen musste, mit finsterer Menschenscheu; am liebsten zog er sich unter dem Vorwande des Jagdvergnügens in die Einsamkeit der Wälder zurück, wo keiner ihn sah ausser den Lieblingen, die seinen Lüsten fröhnten. Vor allem aber trieb ihn der Katzenjammer immer wiederholter Reue, der doch nie die Besserung folgte, sein Heil in der Kirche zu suchen, die den schwachen, aber bussfertigen Sündern Vergebung und ewige Seligkeit versprach. In der Taufe suchte er Reinigung von seinen Lüsten, verbot den heidnischen Kultus und stiftete reiche Gaben zur

Ausschmückung der Kirchen und zu Almosen. Sein Hoflager wurde immerfort von Bischöfen überlaufen, die ihn nicht nur in geistlichen Fragen angingen, sondern auch Ämter und Würden für ihre Freunde erbettelten, ein Unfug, der sich in solchem Masse steigerte, dass ein Concil dagegen Stellung nehmen musste. Wie er bemüht war, in Afrika das Schisma zu beseitigen, und dabei weder vor ansehnlichen Geldopfern noch vor harten Ketzergerichten zurückscheute, haben wir schon in anderem Zusammenhange dargestellt (III S. 336). Dieser religiöse Eifer sollte es sein, der, von Athanasius geschürt, ihn auch mit Constantius entzweite und beinahe einen neuen Bruderkrieg heraufbeschwor.

Als auf Beschluss des Brüderkongresses die verbannten Bischöfe in ihre Diöcesen zurückkehrten, hatten die meisten zunächst dafür gesorgt, dass ihre Kirchen gründlich von der Befleckung gereinigt würden, die sie in der Zwischenzeit durch die arianischen Ketzer erlitten hatten. Die orthodoxen Herren machten es dabei ziemlich ebenso, wie später die Donatisten, als Julian sie aus der Verbannung zurückrief (III S. 344). In Gaza liess Asclepas den entweihten Altar zerschmettern; in Adrianopel warf Lucius das Abendmahlsbrot den Hunden vor; in Ancyra riss Marcellus den Pressbytern der Gegenpartei die Priestergewänder vom Leibe, hing ihnen die angeblich geschändeten Hostien um den Hals und stiess sie so aus der Kirche auf den Markt hinaus. Da auch die Ketzer in den Volksmassen einen starken Anhang besassen, ging dies natürlich nicht friedlich ab, sondern es kam zu Strassenkämpfen und Brandstiftungen. In Constantinopel, wo Paulus, aus der Verbannung heimgekehrt, die Zügel der geistlichen Gewalt mit sehr

kräftiger Faust wieder ergriffen hatte, gab es ebensolche Krawalle. Als Constantius, aus Viminacium in den Orient reisend, unterwegs die Stadt seines Vaters berührte, scheint er sie in wildem Aufruhr gefunden zu haben. Obgleich sie damals noch nicht zu seinem Reichsteil gehörte, hielt er sich doch für berechtigt und verpflichtet, hier die Ruhe herzustellen. Er berief daher in Eile eine kleine Synode aus den Bischöfen der benachbarten Städte, die Paulus zum zweiten Mal absetzte, und liess ihn dann als Gefangenen in Ketten nach dem fernen Singara in Mesopotamien abführen. An seiner Stelle wurde Eusebius von Nicomedia, der unter den Kirchenfürsten des Orients der vornehmste war, jetzt zum Bischof von Constantinopel gewählt. Wie Paulus, so wurden auch andere seiner Genossen, deren Rückkehr zu Unruhen geführt hatte, wenn auch vielleicht in milderer Weise, aus ihren Bischofssitzen entfernt.

Athanasius hatte seine Heimkehr nicht übereilt. Er war klug genug, neue Glaubenskämpfe vorauszusehen, und suchte daher möglichst viele Bischofssitze für seinen Anhang zu gewinnen, damit ihm auf künftigen Synoden, wenn nicht die Majorität, so doch eine ansehnliche Minderheit gesichert sei. Soweit ihn sein Weg durch Städte führte, deren geistliche Leiter sich gegen den Arianismus tolerant gezeigt hatten, versammelte er kleine Synoden und weihte mit ihnen Gegenbischöfe der strengen Observanz, darunter auch solche, die noch Heiden waren und erst unmittelbar vor ihrer Ordination zum Christentum übertraten. Von denen, die kurz vorher abgesetzt waren, führte er einzelne in ihre Diöcesen zurück und machte anderen Hoffnung darauf. Indem er so geflissentlich Kirchenspaltungen hervorief, erregte er überall Krawalle und Strassenkämpfe

Auch in Alexandria, wo man sich natürlich über die Verzögerung seiner Rückkehr wunderte und bald von dem agitatorischen Treiben erfuhr, dass seine Reise aufhielt, wurde das Volk unruhig. Es kam zu Tumulten, die den Praefecten zwangen, durch Hinrichtungen und Verbannungen die Bewegung zu unterdrücken und dabei selbst der streitbaren Geistlichkeit nicht zu schonen. Als Athanasius dann endlich am 23. November 338 in sein Bistum einzog, war sein Erstes, dass er die Kornlieferungen, die Constantin zur Ernährung der Armen angewiesen hatte, soweit sie an Mitglieder der Gegenpartei verteilt zu werden pflegten, einstweilen zurückbehielt und sich so die Mittel schuf, um für die Knüttelarmee seiner Anhänger neue Kämpfer zu werben und zu besolden. Waren seine Gegner schon durch die Strafgerichte des Praefecten eingeschüchtert, so verloren sie jetzt auch den letzten Mut. Der Melitianer Arsenius bat de- und wehmütig, ihn in die Kirchengemeinschaft der Orthodoxen aufzunehmen; Ischyras fand sich sogar bereit, das Zeugnis, das er vor dem Concil von Tyrus wider Athanasius abgelegt hatte, schriftlich für erlogen zu erklären. Jetzt, wo der Verbannte triumphierend zurückgekehrt war, erwartete man von ihm das Schlimmste, und wer seinen Zorn gereizt hatte, dem war kein Mittel zu schlecht, um ihn zu besänftigen.

Dass ihnen dies gelingen werde, konnten die Melitianer hoffen, weil sie zwar Schismatiker waren, sich aber vom orthodoxen Dogma nie entfernt hatten. Die arianischen Ketzer dagegen mussten annehmen, dass jetzt, wenigstens in Ägypten, jede Hoffnung für sie geschwunden sei, auch ferner innerhalb der Kirchengemeinschaft geduldet zu werden. Zum erstenmal machten sie daher den Versuch, sich als unab-

hängige Religionsgemeinschaft zu konstituieren, und bestellten sich in einzelnen Städten Bischöfe. So weihte der alte Freund und Schicksalsgenosse des Arius, Secundus von Ptolemais (III S. 414), in Alexandria den Pistus. Und bald sollte ihnen durch Eusebius, der unterdessen den Bischofsthron von Constantinopel bestiegen hatte, eine mächtige Hilfe werden.

In Antiochia hatte Constantin der Grosse die Errichtung einer neuen Kirche angeordnet, die der Hauptstadt des Orients würdig sein sollte, und seinem Sohne Constantius zugleich mit der Verwaltung des östlichen Reichsteils auch die Leitung des Baues übertragen. Nach zehnjähriger Arbeit war das Prachtgebäude fertig geworden und sollte jetzt im Beisein des Kaisers, der es als sein eigenstes Werk betrachten konnte, eingeweiht werden, wahrscheinlich am Weihnachtstage 338, an dem man auch die Quinquennalien des Constans feierte. Doch die Bischöfe, die in der stattlichen Zahl von 97 zu dem Feste geladen waren, versammelten sich schon mehrere Wochen vorher. Denn was Athanasius auf seiner Reise tat, war für die Vertreter der milderen Richtung, die seit den Strafgerichten Constantins des Grossen im Orient die herrschende war, eine schwere Drohung. Wie man den Paulus von Constantinopel, nachdem er kaum aus der Verbannung zurückgekehrt war, wieder beseitigt hatte, so wollte man auch seinem Gesinnungsgenossen, der noch gefährlicher war, das Handwerk legen, ehe er in Alexandria wieder festen Fuss fassen konnte, und dazu war Eile nötig.

Da Eusebius von Caesarea kurz vorher gestorben war, fiel seinem Namensvetter, dem neuen Bischof von Constantinopel, die alleinige Führung der Synode

zu. Er wusste sich sogleich des Kaisers zu versichern, indem er sich über jene Einziehung der Korrespenden beschwerte und ihn veranlasste, dem Athanasius schriftlich einen scharfen Verweis zu erteilen. Auch wurde dem Philagrius, der schon nach der ersten Verbannung des Bischofs dessen Anhänger mit starker Hand zur Ruhe gezwungen hatte, zum zweitenmal die Praefectur von Ägypten übertragen und so ein passendes Werkzeug geschaffen, falls auf's Neue ein scharfes Eingreifen der staatlichen Gewalten nötig wurde. Hierdurch ermutigt, erklärte die Synode, Athanasius sei durch einen Beschluss des Concils von Tyrus abgesetzt, aber nur durch Erlass der drei Kaiser ohne Befragung eines neuen Concils in sein Bistum zurückgeführt worden. Dies sei ein Eingriff der weltlichen Macht in die Rechte der Kirche; die Wiedereinsetzung des Athanasius müsse daher kanonisch für nichtig gelten. Dies wurde durch ein Sendschreiben den Bischöfen mitgeteilt und sie zugleich darin aufgefordert, mit Pistus in Kommunion zu treten. An Julius von Rom überbrachte es der Presbyter Macarius, begleitet von zwei Diakonen, damit bei dem vornehmsten Stuhle der Christenheit die Auffassung des Eusebius auch einer mündlichen Vertretung nicht entbehre. Den Unruhstifter aufs neue zu verbannen, wagte freilich Constantius nicht, ehe er der Zustimmung seines übermächtigen Bruders gewiss war. Die Synode von Antiochia sandte daher auch an Constantin II. eine Anklageschrift, in der die alten und neuen Sünden des gewalttätigen Bischofs aufgezählt waren und seine Bestrafung erbeten wurde.

Kaum nach Alexandria zurückgekehrt, sah sich Athanasius schon mit einer neuen Verbannung bedroht und traf schnell seine Gegenmaassregeln. Er trieb aus

Ägypten, wo ihm nicht leicht jemand den Gehorsam weigerte, an Bischöfen zusammen, was nur gehen und stehen konnte. So vereinigte er in grösster Eile nicht weniger als achtzig, also eine Synode, die der antiochenischen an Teilnehmerzahl beinahe gleichkam, darin freilich hinter ihr zurückstand, dass sie nur eine Diöcese vertrat, in der alles vor der rücksichtslosen Gewaltsamkeit des Athanasius zitterte. Der Grundsatz, dass ein Bischof, den ein Concil abgesetzt hatte, nicht ohne den Beschluss eines anderen Concils durch einfaches Dekret des Kaisers restituiert werden könne, war damals zwar durch die Antiochener zum ersten Mal formuliert worden, entsprach aber zu gut den Machtgelüsten der Kirche, als dass die Ägypter ihn hätten bestreiten können. Sie stellten daher die Behauptung auf, das Urteil von Tyrus müsse für nichtig gelten, weil die dortige Bischofsversammlung gar kein richtiges Concil gewesen sei; denn ein weltlicher Beamter, der Comes Dionysius, habe sie geleitet. So verkroch man sich hinter einer nichtigen Formfrage, was um so weniger Grund hatte, als man die Glaubensformel des nicaenischen Concils freudig anerkannte. Denn war dieses giltig, obgleich Constantin, ein noch ungetaufter Laie, ihm vorgesessen hatte, so konnte die Synode von Tyrus nicht deswegen ungiltig sein, weil hier in seinem Auftrage ein kaiserlicher Kommissar ihn hatte vertreten müssen. Noch mehr Gewicht legte man auf einen andern Einwand, der gleichfalls rein formeller Art war. Um über das Zerbrechen jenes Abendmahlskelches, das man Athanasius oder seinem Diakonen Schuld gab (III S. 437), den Tatbestand festzustellen, hatte das Concil eine Untersuchungskommission nach der Mareotis entsendet, und weder dem Angeklagten noch seinen Parteigängern

war es gestattet worden, den Verhören, die sie anstellte, beizuwohnen. Dies war mit gutem Grunde geschehen; denn vor dem gewalttätigen Bischof hegte jeder Ägypter solche Furcht, dass keiner in seinem oder seiner Freunde Beisein gegen ihn ausgesagt hätte. Dass ein Strafprozess nicht in Abwesenheit des Angeklagten geführt werden dürfe, war ein Grundsatz sowohl des weltlichen als auch des geistlichen Rechtes; hier aber handelte es sich gar nicht um den Prozess selbst, sondern nur um einen kleinen Teil des Zeugenverhörs. Auch ohne den zerbrochenen Becher war Material genug vorhanden, um Athanasius zu verurteilen. Gleichwohl klammerte er sich an diesen angeblichen Formfehler, und wer entschlossen war, ihn freizusprechen, fand hierin Grund genug, um die ganzen Verhandlungen von Tyrus für widerrechtlich zu erklären. Allerdings war es bedenklich, dass Constantin sie bestätigt hatte. Da jeder Christ sich scheute, den gottseligen Herrscher, dessen Andenken man hoch verehrte, offen anzugreifen und man jene unbequeme Tatsache doch nicht leugnen konnte, suchte man sie wenigstens abzuschwächen und umzudeuten. So erfand man denn das Märchen, als Athanasius nach Constantinopel geflohen war, habe er den Kaiser vollständig davon überzeugt, dass alles, was man ihm vorwerfe, grundlos sei. Dieser habe darauf das Concil an seinen Hof beordert, und hier habe es keine von den Anklagen zu wiederholen gewagt, auf Grund deren es vorher in Tyrus sein Urteil gesprochen habe. Dafür habe man den Athanasius verleumdet, dass er gedroht habe, die Kornschiffe, die nach Konstantinopel bestimmt waren, in Alexandria zurückzuhalten, und diese falsche Anschuldigung, also ein rein weltlicher, kein kirchlicher

Grund, sei es gewesen, die Constantin veranlasst habe, den Bischof nach Trier zu verbannen. Um diese Erfindung zu beglaubigen, fälschte Athanasius einen Brief des Kaisers, in dem dessen Entrüstung über das Verfahren des Concils ausgesprochen und dieses an das Hoflager befohlen wurde. Abschriften dieser angeblichen Urkunde wurden nebst anderen Beweisstücken dem Sendschreiben beigelegt, das die ägyptische Synode an alle Bischöfe der Christenheit richtete. Das Exemplar, das für Julius von Rom bestimmt war, überbrachten Presbyter des Athanasius, welche die Abgesandten der Antiochener auch mündlich bekämpfen sollten.

Im lateinischen Westen hatte man für die dogmatischen Streitfragen, welche die spitzfindigen Orientalen so lebhaft erregten, nur ein sehr geringes Verständnis; die Feinheiten der Unterscheidung von „Wesensgleich“ und „Wesensähnlich“ und wie die Stichworte sonst lauten mochten, begriff man kaum. Wie gross die Unwissenheit hier war, beweist die merkwürdige Tatsache, dass selbst Hilarius von Poitiers, ein Vorkämpfer der orthodoxen Partei, noch lange Jahre später nicht einmal das nicaenische Glaubensbekenntnis gelesen hatte. Aber von Athanasius und andern Verbannten hatte man gehört, dass die Arianer Christus schmähten, und dies genügte, um die gläubigen Seelen mit Entsetzen zu erfüllen. Als Papst Julius aufgefordert wurde, mit Pistus zu kommunizieren, und bald darauf durch die Presbyter des Athanasius erfuhr, dass jener ein schnöder Christomache sei, wies er das Ansinnen mit Entrüstung von sich. Im Bewusstsein ihrer guten Sache forderten die Gesandten der Antiochener, dass eine grössere Synode die Entscheidung fälle, und Julius sagte ihre Berufung zu. Im übrigen

aber wurden Macarius und seine Genossen so abweisend behandelt, dass sie bald für gut fanden, aus Rom zu verschwinden und zu ihren Auftraggebern zurückzukehren (Ende 338).

Auch die Gesandtschaft, welche nach Trier gegangen war, hatte kein besseres Glück; doch davon kann man in Antiochia noch nichts erfahren haben, als schon das Schicksal des Athanasius sich entschied. Um diese Zeit dürften die Zwistigkeiten zwischen Constantin II. und Constans begonnen haben; der letztere suchte in Constantius einen Bundesgenossen, und dieser gewann dadurch nicht nur die Diöcese Thrakien, sondern auch die Freiheit, die kirchlichen Verhältnisse seines Reichsteils nach eigenem Ermessen zu ordnen. Seine Synode sah ein, dass sie durch ihr Eintreten für einen so entschiedenen Arianer, wie Pistus es war, einen Fehler begangen hatte, und suchte ihn wieder gutzumachen. Man beschloss daher, die Vertreter der scharf ausgesprochenen Richtungen, sowohl Pistus als auch Athanasius, beide für abgesetzt zu erklären und für Alexandria einen Bischof zu weihen, der sich nicht zum Arianismus bekannte, sondern nur bereit war, dessen Anhänger in der Kirchengemeinschaft zu dulden. Anfangs entschied man sich für den Edessener Eusebius, der als glänzender Redner galt und sogar im Ruf eines Wundertäters stand, weil man durch einen Mann von so hohen Gaben am ersten des Athanasius Herr zu werden hoffte. Doch jener scheute die Kämpfe, die ihm in Alexandria bevorgestanden hätten, und lehnte ab. So wählte man den Kappadoker Gregorius, der Ehrgeiz und Mut genug besass, sich dem feindlichen Ägypten als Primas aufdrängen zu lassen. Doch ehe er die Reise antrat, verfasste die Synode noch ein Schriftstück, in dem

sie ausdrücklich erklärte, sich nicht dem Arius anzuschliessen, schon weil es unschicklich wäre, wenn Bischöfe das Gefolge eines Presbyter bildeten, eine Begründung, die ganz dem hierarchischen Zeitgeist entsprach. Vielmehr seien sie bei dem altüberlieferten Glauben der Väter geblieben und hätten dem Arius nur ihre Kommunion gewährt, weil sie sich überzeugt hätten, dass auch er nicht von ihm abgefallen sei. Das nicaenische Glaubensbekenntnis, das ja Eusebius und auch Arius selbst unterschrieben hatten, wurde nicht angegriffen, aber ihm ein anderes gegenübergestellt, das im Wortlaut von ihm abwich, im Sinne aber übereinstimmte, nur dass es die entscheidenden Schlagworte der Orthodoxen, namentlich das „Wesensgleich“ und das Anathem gegen die arianischen Lehren, wegliess. Doch nachdem man diesen Synodalbrief abgeschickt hatte, überzeugte man sich sehr bald, dass er die versöhnende Wirkung, die man von ihm erhofft hatte, denn doch nicht übte. Man arbeitete daher gleich ein zweites Glaubensbekenntnis aus, das die Göttlichkeit des Sohnes noch schärfer betonte und alle Eigenschaften derselben mit hochtönenden Worten aufzählte, namentlich aber, worauf es besonders ankam, einige der anstössigsten Sätze des Arius ausdrücklich verdammte, freilich nicht ohne den Anhängern desselben denn doch die Möglichkeit gewisser Mentalreservationen zu lassen. Wenn er z. B. den Sohn für ein Geschöpf Gottes erklärt hatte, so verfluchte man jetzt diejenigen, welche sagten, er sei ein Geschöpf wie die andern Geschöpfe, gestattete also noch immer, ihn ein Geschöpf zu nennen, nur ein Geschöpf von ganz besonderer Art. Offenbar erwartete man, dass die starren Orthodoxen an solchen Hintertüren, durch die man die Arianer denn doch

in die Kirche hineinlassen wollte, achtlos vorübergehn würden.

War schon dies nicht gerade ehrlich, so stützte man den halben Betrug noch durch einen ganzen. Dass dieselbe Synode zwei verschiedene Glaubensbekenntnisse annahm und veröffentlichte, konnte Anstoss erregen. Man suchte daher nach einem Vorwande, der dies rechtfertigen könne. Noch Alexander hatte in seinem Streite gegen Arius sich nicht gescheut, auch dessen Lehrer Lucianus anzugreifen, obgleich dieser den Märtyrertod erlitten hatte. Doch seitdem hatten Constantin und dessen Mutter in gläubiger Verehrung vor seinen Reliquien gekniet, Wunder waren von ihnen ausgegangen und seine Heiligkeit so über jeden Zweifel erhoben, dass selbst Athanasius sie niemals anzufechten wagte. Man begründete daher den Erlass jenes zweiten Glaubensbekenntnisses und stützte zugleich dessen Autorität, indem man behauptete, es in den nachgelassenen Papieren des Heiligen aufgefunden zu haben. Offenbar war dies erlogen: denn der Inhalt des Schriftstückes zeigt nur zu deutlich, dass es aus dem arianischen Streite, der zu Lebzeiten des Lucianus noch gar nicht begonnen hatte, hervorgewachsen ist. Doch wie Athanasius, wenn es seinen Zwecken entsprach, nie davor zurückscheute, Fälschungen in die Welt zu setzen, so auch seine Gegner. Die Ehrlichkeit war eben eine Tugend, die bei den Christen jener Zeit, welcher Partei sie auch angehören mochten, in sehr niedriger Wertung stand. Nachdem Gregorius diese Bekenntnisse noch mit unterschrieben und sich so von jedem Verdachte des Arianismus gereinigt hatte, zog er vom Hoflager unter militärischer Bedeckung nach Ägypten.

Athanasius wusste, wie ängstlich der verstorbene Kaiser es gescheut hatte, kirchliche Bewegungen mit

Waffengewalt niederzuschlagen. Er durfte hoffen, mit den Mitteln, die selbst den heldenmütigen Constantin in Furcht gesetzt hatten, dessen schwächeren Sohn noch erfolgreicher zu bekämpfen, und rüstete daher für einen wirkungsvollen Krawall. Kam es dabei zu Mord und Brand, um so besser! Denn auch dies konnte man den Gegnern in die Schuhe schieben, wie heute die Sozialisten für alles Blutvergiessen, das durch ihre Demonstrationen hervorgerufen wird, die Polizei verantwortlich machen. Als am 18. März 339 ein Edikt des Philagrius den Alexandrinern verkündigte, dass Gregorius zu ihrem Bischof gewählt sei, versammelten sich die Anhänger des Athanasius in den Kirchen und rüsteten sich zum Widerstande. Der Praefect tat den Aufrührern nicht die Ehre an, die Soldaten gegen sie aufzubieten, sondern liess die religiösen Parteien ihren Zwist unter sich ausmachen. Arianer und Melitianer vereint stürmten die Kirche des Quirinus, freudig unterstützt von Heiden und Juden, denen es einen Hauptspass bereitete, einmal mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung auf die stolzen Orthodoxen loszuschlagen. Den frommen Jungfrauen, die bei solchen Gelegenheiten nicht leicht versäumten, mitzukreischen und wohl auch mitzuhauen, wurden die Kleider vom Leibe gerissen, Mönche unter die Füsse getrampelt und in Kirche und Baptisterium allerlei Unfug getrieben.

Athanasius war dem Kampfe ferngeblieben; während desselben hielt er sich in einer andern Kirche, der des Theonas, auf und beschäftigte sich eifrig mit taufen. Die heilige Handlung galt als ein Mysterium, das nicht einmal Katechumenen, geschweige denn Juden und Heiden schauen durften. Man konnte daher hoffen, dass der Praefect sich vor ihrer Ent-

weihung scheuen werde, oder tat er dies nicht und duldete einen Angriff der Volkshaufen, so gab er damit dem streitbaren Bischof neue Waffen gegen dessen Feinde in die Hand. Und wirklich konnte Athanasius so ungekränkt den Ausgang des Kampfes abwarten, und als er sich überzeugt hatte, dass seine Anhänger die schwächeren waren, am andern Morgen aus Alexandria entfliehen. Unterdessen zerschmetterten seine Freunde den Altar, damit er nicht durch die Ketzer entweiht werde, und steckten die Kirche des Dionysius in Brand. Vier Tage später hielt Gregorius seinen Einzug, und es begann ein Strafgericht gegen die Spitzführer der unterlegenen Partei, bei dem selbst Presbyter und fromme Jungfrauen dem Kerker und der Geissel nicht entgingen. Waren vorher Arianer und Melitianer von der Kirche ausgeschlossen gewesen, so hielten sich jetzt die strengen Orthodoxen dem Gottesdienste fern, weil ihnen die Berührung mit den Ketzern befleckend schien, und Gregorius war hitzköpfig genug, sie nicht still in ihren Winkeln schmollen zu lassen, sondern die Staatsgewalt gegen sie aufzubieten.

Athanasius schickte einen wild aufrührerischen Brandbrief in die Welt hinaus, in dem es für die heilige Pflicht aller Bischöfe erklärt wurde, das antiochenische Concil und den Kaiser, der dessen Beschlüsse zur Ausführung gebracht hatte, mit allen Mitteln zu bekämpfen. Dann zog er zuerst in Ägypten und später auch in anderen Provinzen umher und suchte möglichst viele Bischöfe zu bewegen, dass sie ihm zustimmende Briefe übergaben und durch ihren Protest die Verfügungen des Concils für ungiltig erklärten. Mit diesen Schriftstücken ausgerüstet, kam er nach Rom, wo er mit offenen Armen empfangen

wurde. Hier sammelten sich auch andere Bischöfe, die Constantius abgesetzt hatte, nebst ihrem Gefolge aus der niederen Geistlichkeit und bereiteten sich, ihren Kampf gegen die Arianerfreunde mit Hilfe des orthodoxen Westens auszufechten.

Als die Abgesandten der Antiochener, auf ihre gerechte Sache vertrauend, den römischen Bischof aufgefordert hatten, seinerseits ein Concil zu berufen, hatte er sich beeilt, einen Wunsch zu erfüllen, der ihm auch im Orient das Schiedsrichteramt zu übertragen schien. Doch schon das Einladungsschreiben hatte verraten, dass er nichts weniger als unparteiisch war. Die Adresse desselben nannte nicht die Bischöfe des Concils von Antiochia, sondern „die Partei des Eusebius", und der Inhalt zeigte, dass er diese, nicht Athanasius, als Angeklagte zu behandeln gedenke. In Nicaea hatte man den Beschluss gefasst, dass kein Bischof aus der Stadt, für die er geweiht war, in eine andere versetzt werden dürfe, hatte ihn aber gleich darauf selbst übertreten (III S. 416). Trotzdem gab er Papst Julius den willkommenen Anlass, durch jenen Brief zu erklären, seine Synode solle nicht nur die Beschlüsse des Concils von Tyrus nachprüfen, sondern zugleich untersuchen, ob die Berufung des Eusebius auf den Bischofsstuhl von Constantinopel kanonisch giltig sei.

Dies Schreiben konnte kaum nach Antiochia gelangt sein, als man dort schon die Absetzung des Athanasius ausgesprochen und die Ersatzwahl für ihn vollzogen hatte. Zwar hatte man selbst die Entscheidung des Papstes angerufen; doch konnte man nicht, um sie abzuwarten, die vollendete Tatsache rückgängig machen, und selbst wenn das Concil dazu bereit gewesen wäre, hätte der Kaiser widersprochen.

Denn unmöglich konnte er zulassen, dass alle die Szenen fanatischen Aufruhrs, welche der törichte Beschluss des Kongresses von Viminacium hervorgerufen hatte, sich bei einer zweiten Rückkehr der Verbannten erneuerten. Doch der alten Autorität Roms zu widersprechen, die in kirchlichen Dingen niemals ernstlich angefochten war, mochte auch ihm das Gewissen beschweren. Seiner ewig zaudernden Unentschlossenheit wird es daher höchst willkommen gewesen sein, dass der Perserkrieg, der schon seit Jahren drohte, jetzt endlich ausgebrochen war und ihm die Gelegenheit bot, in's Feld zu ziehen und die Lösung der schlimmen kirchlichen Frage bis zu seiner Rückkehr zu verzögern.

Den Persern werden die Wirrnisse, in welche der Tod Constantins das Reich gestürzt hatte, nicht unbekannt geblieben sein und ihre Kampflust mächtig belebt haben; doch die Langsamkeit der Rüstungen, die durch ihre Heerverfassung bedingt war, hatte zur Folge, dass sie erst im J. 338 zum Angriff schreiten konnten. Während Constantius im fernen Westen mit seinen Brüdern unterhandelte, hatte sich in Armenien eine römerfeindliche Partei gegen den König erhoben, ihn mit seinen Anhängern in die Verbannung getrieben und die Grenzen des Reiches durch Plünderungszüge beunruhigt. Dann war auch Sapor selbst in Mesopotamien eingefallen, hatte das Land verwüstet und die Stadt Nisibis angegriffen. Doch der kleinen Besatzung und den tapferen Bürgern war es gelungen, ihn auch ohne die Hilfe des Kaisers und seines Heeres nach dreiundsechzigtägiger Belagerung zum Rückzuge zu zwingen. Als dann Constantius gegen Ende des Sommers 338 aus Viminacium zurückkehrte, war er unterwegs nach Armenien gezogen, hatte dort den vertriebenen König wiedereingesetzt

und dessen Gegner als Gefangene mit sich nach Antiochia geführt. Dann hatte er sich gegen plündernde Saracenenscharen gewandt und durch Verträge deren Bundesgenossenschaft gegen die Perser gewonnen. Diese selbst hatte er noch nicht anzugreifen gewagt; denn das Heer, das nach den Morden von Constantinopel die neuen Kaiser als seine Kreaturen betrachten konnte, war auch im Orient frech und aufsässig, und es bedurfte einiger Zeit, um die schwer erschütterte Mannszucht wiederherzustellen. Auch mochte der ängstliche Herrscher den Krieg nicht eher eröffnen, als bis er der numerischen Übermacht sicher war, und brachte daher mit Aushebungen und Werbungen jenen Winter 338/39 hin, der durch die eben berichteten kirchlichen Kämpfe so ereignisreich geworden war. Als dann im Frühling die schwere Frage an ihn herantrat, wie er sich zu den Forderungen Roms stellen sollte, freute er sich, auch in diesem Kriege die Entscheidung mit guter Manier in die Länge ziehen zu können, indem er gegen die Perser zog. Dies aber war auch der einzige Erfolg des sorgsam vorbereiteten Feldzuges. Denn als Constantius nach Mesopotamien gelangte, fand er hier keine Feinde, und seinerseits in das persische Gebiet einzufallen, konnte er sich nicht entschliessen. So war die Ehre der römischen Waffen nur dadurch hergestellt, dass man sie den Persern von ferne gezeigt hatte; die Plünderungen des Sapor wurden nicht vergolten, und unbesiegt, aber auch sieglos, wie er pflegte, kehrte der Kaiser in die Winterquartiere von Antiochia zurück.

Seine Abwesenheit gab auch dem Concil den erwünschten Anlass, einstweilen nichts zu tun; bis in den Januar 340 hielt es die Presbyter, die als Gesandte des Papstes dessen Schreiben überbracht hatten,

in Antiochia fest, ohne ihnen eine bestimmte Antwort zu geben. Doch war dies Zaudern insofern nicht unpolitisch, als die Absetzung sowohl des Eusebius als auch des Gregorius um so schwieriger wurde, je länger sie ihre Bischofssitze behauptet hatten. Nachdem man während der Winterquartiere des Heeres sich mit dem Kaiser hatte beraten können und seines Schutzes sicher war, entschloss man sich endlich zu der Antwort, man werde die römische Synode, obgleich man selbst sie gefordert hatte, nicht beschicken, wozu der Perserkrieg einen passenden Vorwand bot. Denn nicht ohne Grund durfte man anführen, dass die Bischöfe des Orients sich nicht zu monatelanger Reise von ihren Gemeinden entfernen dürften, während diese immerfort von Raubzügen oder gar von Belagerungen bedroht waren. Doch in dem Synodalbrief, in dem man dies Julius mitteilte, schlug man gegen ihn zugleich einen sehr hohen Ton an. Man erklärte ihm, dass alle Bischöfe vor Gott gleich seien und er keinen Vorrang deshalb beanspruchen dürfe, weil er über die grösste Stadt des Reiches herrsche. Wenn er auf seiner Verteidigung des Athanasius und seiner Genossen beharre, entzünde er selbst die Fackel der Zwietracht: man lasse ihm die Wahl, ob er mit den Gebannten oder mit der Gesamtheit der orientalischen Bischöfe in Kirchengemeinschaft bleiben wolle. Man hatte also die Kühnheit, den Papst mit der Exkommunikation zu bedrohen. Dies war der erste Schritt auf dem Wege, der einst die griechische Kirche von der lateinischen trennen sollte, und wie dies in der Natur der Sache lag, tat ihn der Bischof von Constantinopel, der künftig das Haupt der orientalischen Christenheit werden sollte. Weil Rom ihn vor seinen Richterstuhl zu laden wagte, antwortete er damit,

dass er seine Rechte denen des Papstes als gleichwertig entgegenstellte.

Einstweilen freilich war dies kühne Anmaassung: doch sie wurde vom Kaiser unterstützt, und dieser war eifrig bemüht, sie zu rechtfertigen. Zum Nachfolger Petri liess sich der Bischof von Constantinopel freilich nicht stempeln; aber was die Macht des Papstes begründete, war viel weniger dieser historische Anspruch, als die Bedeutung der Stadt, die ihm untergeben war. Es ist daher gewiss kein Zufall, dass um dieselbe Zeit, wo der Streit zwischen Julius und Eusebius zum Ausbruch gekommen war, der Kaiser die ersten Schritte tat, um das jüngere Rom dem alten völlig gleichzustellen. Im J. 339 hatte er die Diöcese Thrakien, in der Constantinopel lag, aus den Händen des Constans empfangen (S. 46), und gleich darauf erhob er den Senat der Stadt zu dem Range des römischen, was er der Welt durch eine Reihe kostbarer Denkmünzen verkündete. Damit war das Wichtigste geschehen; doch wie dies seine Art war, tat er die folgenden Schritte, obgleich sie die notwendige Konsequenz dieses ersten waren, nur langsam und unentschlossen. Erst nachdem er im Sommer 340 einen zweiten Feldzug nach Mesopotamien gemacht hatte, der ebenso erfolglos war, wie der erste, gab er, nach Antiochia zurückgekehrt, am 9. September ein Gesetz, durch das die öffentlichen Spiele für Constantinopel geregelt und zu ihrer Ausrichtung Praeturen geschaffen wurden, wie sie Rom schon seit den Zeiten der Republik besass. Ehe er dann zu weiteren Entschlüssen gelangte, traten Ereignisse ein, die ihm die Freude an seiner neuen Hauptstadt gründlich verleideten. Denn ohne Rücksicht auf den Vorteil, den der Kampf gegen Rom ihr gebracht hatte,

bekannte sich ihre Bevölkerung in offenem Aufruhr zu seinen kirchlichen Gegnern und verscherzte so für lange Jahre die kaiserliche Gunst.

Die entschlossene Antwort der Antiochener und die gleichzeitige Hebung Constantinopels, deren Bedeutung er gewiss nicht verkannte, hatten Julius bedenklich gemacht. Da zu den Vorwänden, unter denen jene ihre Beteiligung an dem römischen Concil abgelehnt hatten, auch der gehörte, dass dessen Termin für die weite Reise zu früh angesetzt sei, verzögerte er es noch bis in den Winter 340/41. Trotzdem wollte ausser den Verbannten kein Orientale sich dazu einfinden, und auch aus dem lateinischen Reichsteil kamen nicht mehr als etwas über fünfzig Bischöfe zusammen. Von einer so dürftigen Zahl das geistliche Oberhaupt des Ostens absetzen zu lassen, wagte Julius nicht. Er liess zwar die Wahl des Gregorius für ungiltig erklären, weil sie der Entscheidung seines Concils vorgegriffen habe, und forderte in dem Synodalschreiben, dass Athanasius und seine Genossen wieder in ihre Bistümer eingesetzt würden. Auch hob er gebührend hervor, dass so wichtige Fragen nicht ohne die Zustimmung Roms entschieden werden dürften. Doch liess er zugleich durchblicken, dass er die Beschlüsse nicht als endgiltig betrachte, sondern bereit sei, sie den Beratungen eines neuen grösseren Concils, falls die Orientalen sich daran beteiligen wollten, zu unterwerfen. Denn wenn er sich auch darin ganz auf den Standpunkt des Athanasius stellte, dass jede Kommunion mit den Christuslästerern unmöglich sei, so lag ihm doch vor allem daran, dass keine Kirchenspaltung sich bilde und der Nachfolger Petri auch ferner im Orient als höchste Autorität anerkannt bleibe. Und in seinen Bestrebungen fand er eine sehr wirk-

same Unterstützung an dem jungen Kaiser, der seit einigen Monaten den westlichen Reichsteil unbestritten beherrschte.

Solange Constans seinen ältesten Bruder hatte fürchten müssen, bewarb er sich um die Freundschaft des Constantius und hütete sich daher, diesem in seine kirchenpolitischen Maassregeln dreinzureden. Doch seit er durch den Tod Constantins II. dreiviertel des Reichsgebietes in seiner Hand vereinigt hatte, konnte er ohne Gefahr, wie sein Herz ihn trieb, als Schützer der bedrohten Orthodoxie auftreten. Nachdem die römische Synode ihren Spruch gefällt hatte, richtete er an Constantius die drohende Frage, warum die Bischöfe, die der gemeinsame Beschluss der Brüder auf ihre Sitze zurückgeführt hatte, wieder verbannt seien. Nach Gallien, wo Constans eben seinen Feldzug gegen die Franken vorbereitete, wurden vier Bischöfe aus dem Kreise der Antiochener entsandt, um den zornigen Jüngling durch ihren Zuspruch zu beruhigen. Mit einem neuen Glaubensbekenntnis ausgerüstet — es war das dritte, das dieses Concil verkündete —, machten sie sich auf den Weg, vermochten aber nichts auszurichten. Und gleichzeitig vollzogen sich im Orient Ereignisse, die den Forderungen des westlichen Reichsteils neuen Nachdruck gaben.

Während noch das Concil, jetzt schon im dritten Jahr, zu Antiochia tagte, starb Eusebius, und um dieselbe Zeit wurde ganz Syrien, vor allem aber die Stadt, in der die Bischofsversammlung ihren Sitz hatte, von wiederholten Erdbeben heimgesucht, die ein ganzes Jahr lang das Volk in Schrecken setzten. In einem so abergläubischen Zeitalter musste man hierin ein Zeichen erblicken, dass der Kirchenstreit den Zorn Gottes wachgerufen habe, und auch die Synode selbst

gab dieser Überzeugung Ausdruck, indem sie den Kanon des nicaenischen Concils, dass kein Bischof seinen Sitz mit einem andern vertauschen dürfe, erneuerte und damit den Mann, der bis zu seinem Tode ihr Führer gewesen war, öffentlich verleugnete. Die Stimmung, die sich in diesem Beschlusse kundgab, wirkte auch auf Constantius ein und machte ihn geneigt, den Wünschen seines Bruders entgegenzukommen. Einstweilen, wie zur Probe, gestattete er dem Paulus, den Bischofsthron von Constantinopel, der jetzt durch den Tod seines Nebenbuhlers erledigt war, wieder einzunehmen, und zugleich wurde auch dem Asclepas von Gaza, der zu den wildesten Fanatikern unter den Verbannten gehörte, die Rückkehr gewährt.

Zuerst erschien dieser in Constantinopel, um die Gemeinde auf den Empfang ihres orthodoxen Bischofs vorzubereiten, und alsbald herrschte wieder Mord und Todschlag in der Hauptstadt des Ostens. In der Kirche selbst kam es zu wilden Kämpfen, bei denen der Altar mit Menschenblut befleckt wurde, und als Paulus seinen triumphierenden Einzug hielt, waren schon Hunderte von Opfern für die Rechtgläubigkeit gefallen. Da dies den Zorn des Kaisers reizen musste, fassten die Anhänger des Eusebius frischen Mut. Fünf von ihnen, die sich wahrscheinlich nach der Auflösung des Concils von Antiochia auf der Heimreise befanden, traten in einer Kirche Constantinopels zusammen, sprachen abermals die Absetzung des Paulus aus und weihten an seiner Stelle einen gewissen Macedonius, was natürlich zu neuen Raufereien Anlass gab. Constantius kehrte reumütig zu der Überzeugung zurück, dass er, ohne die Pflichten gegen sein Reich zu verletzen, die Verbannung der orthodoxen Geist-

lichen nicht noch einmal aufheben könne. Asclepas wurde wieder aus dem östlichen Reichsteil verwiesen, und auch Paulus, der entschlossen war, sich nötigenfalls mit Gewalt zu behaupten, sollte aus Constantinopel entfernt werden.

Während er die Winterquartiere 341/42 in Antiochia hielt, entsandte der Kaiser den Magister Equitum Hermogenes an die Donaugrenze, wo er das Kommando übernehmen sollte, und gab ihm zugleich den Auftrag, unterwegs in Constantinopel die Ruhe herzustellen und Paulus in die Verbannung zu schicken. Als jener in den ersten Tagen des Jahres 342 in der Hauptstadt anlangte, fand er wilderregte Volkshaufen bereit, ihren Bischof zu verteidigen. Mit der kleinen Militärmacht, die zur Stelle war, versuchte er den Aufstand niederzuschlagen; aber der Pöbel blieb Sieger, steckte sein Haus in Brand, bemächtigte sich seiner Person, schleifte ihn durch die Strassen und ermordete ihn. Auch der Proconsul wurde verwundet und musste nach Haraclea fliehen. An Stelle der geordneten Staatsgewalt herrschte in Constantinopel nur noch der Bischof mit seinen Banden.

Der streitbare Herr mochte hoffen, wie Constantin in seiner Furcht, Märtyrer zu machen, sich durch religiöse Aufstände wiederholt hatte einschüchtern lassen, so dasselbe auch bei seinem Sohne zu erreichen; aber darin sollte er sich täuschen. Sobald Constantius die Nachricht erhielt, durchzog er in fliegender Eile die schneebedeckten Gebirge Kleinasiens und langte in Constantinopel an, als das Volk eben zur Besinnung gekommen war und in banger Furcht den Folgen seines aufrührerischen Wahnwitzes entgegensah. Weinend und Gnade flehend empfing es den Kaiser, und dieser zeigte sich milder, als man

erwartet hatte. Zwar Paulus wurde nach Emesa in die Verbannung geschickt; doch liess man keinen hinrichten, und die einzige Strafe, welche seine niederen Anhänger traf, bestand darin, dass von den 80000 Scheffeln ägyptischen Weizens, die Constantin zur täglichen Verteilung unter die Bürger angewiesen hatte, die Hälfte ihnen genommen wurde. Den Gegenbischof Macedonius, der zwar an der Ermordung des Hermogenes unschuldig war, aber doch auch eine Knüttelarmee ins Feld zu führen pflegte, wenngleich eine kleinere als Paulus, liess Constantius seine Ungnade fühlen. Er setzte ihn nicht ab, hielt aber mit seiner Bestätigung zurück. Dazu mochte freilich beitragen, dass der Kaiser ohne die Zustimmung seines übermächtigen Bruders keine endgiltige Entscheidung zu treffen wagte.

Dieser hätte aus den Ereignissen von Constantinopel allerdings die Lehre ziehen können, dass es nicht am guten Willen des Constantius lag, wenn die Rückberufung der verbannten Geistlichen sich nicht durchführen liess; doch in religiösen Dingen war er, wie die meisten, unbelehrbar. Mit dem ganzen Westen hielt er die Arianer für schwere Sünder, und wer ihnen, wie Paulus und Athanasius, unerbittlich widerstand, der erschien ihm als ein heiliger Glaubensheld, mochte auch noch soviel Blut durch seine Zettelungen vergossen werden. Während er in den Jahren 341 und 342 gegen die Franken kämpfte, hatte der Bischof Maximinus von Trier, mit dem Athanasius in der Zeit seiner ersten Verbannung in stetem Verkehr gestanden hatte, über den jungen Kaiser Einfluss gewonnen. Er in Verbindung mit dem greisen Hosius, der aus seinem Cordova nach Gallien gekommen war, bestürmten ihn, er möge es nicht dulden, dass die orientalischen Bischöfe sich gegen

Rom auflehnten und so die Einheit der Kirche zerstörten. Als Heilmittel wurde ein zweites ökumenisches Concil empfohlen, bei dem Osten und Westen, in gleicher Zahl vertreten, ihre Meinungsverschiedenheiten zum Austrag bringen könnten, wie Papst Julius dies von Anfang an geplant hatte. Dieses Gedankens bemächtigte sich Constans und schlug seinem Bruder, um die Empfindlichkeit der Orientalen zu schonen, nicht Rom, sondern Serdica zum Orte der Zusammenkunft vor, eine Stadt, die an den Grenzen des lateinischen und des griechischen Reichsteils gelegen, die Bischöfe beider Parteien unter gleichen Bedingungen einzuladen schien. Dies hatte freilich zur Folge, dass Papst Julius es unter seiner Würde fand, an den Beratungen teilzunehmen; doch um so freier konnte die Debatte sich regen, wenn keiner, der schon kraft seiner Stellung eine überlegene Autorität in Anspruch nahm, sie beherrschte. Constantius konnte den Vorschlag nicht zurückweisen, obgleich er nicht im Zweifel darüber blieb, welche Partei sein Bruder unterstützen werde. Denn nach der glücklichen Beendigung des Frankenkrieges kam Constans 342 nach Mailand, um dort mit Athanasius zu konferieren, und als er dann Anfang 343 in Britannien gewesen war, liess er ihn noch einmal zu sich nach Gallien kommen. Da gleich darauf das Concil stattfinden sollte, konnte der Hauptgegner der Orientalen als Vertrauensmann des Kaisers und Vermittler von dessen Aufträgen vor den Bischöfen erscheinen.

So erfuhren denn seine Ankläger schon auf der Reise nach Serdica, dass die Vertreter des Westreiches, die vor ihnen dort angekommen waren, nicht nur mit ihm kommunizierten, sondern dass er unter

ihnen eine führende Rolle spiele. Sie machten daher zwei Tagereisen vor ihrem Ziele in Philippopel Halt, um sich in einer vorläufigen Beratung über ein gemeinsames Vorgehen aller Orientalen zu einigen. Man beschloss, an dem Standpunkt festzuhalten, dass die Strafurteile der früheren Synoden, namentlich des Concils von Tyrus, solange als rechtskräftig gelten müssten, bis eine höhere Autorität sie aufhebe. Als solche könne man aber nicht die ägyptische Versammlung ansehen, die, von Athanasius berufen, ganz unter seinem Drucke gestanden habe, und ebensowenig die kleine Synode von Rom, in der ausschliesslich der lateinische Reichsteil vertreten war, sondern nur das ökumenische Concil von Serdica. Ehe dieses gesprochen habe, seien die Verbannten als exkommuniziert zu betrachten; vor der Entscheidung dürften daher die Bischöfe des Concils nicht mit ihnen Kirchengemeinschaft pflegen, noch weniger ihnen Sitz und Stimme bei den Beratungen gewähren. Diese Forderung wollte man einhellig vertreten und bedrohte jeden, der auf sie verzichte, mit der Absetzung. Und wirklich wäre gegen sie kaum etwas einzuwenden gewesen, wenn nicht die römische Synode deshalb eine höhere Autorität als das Concil von Tyrus in Anspruch genommen hätte, weil sie unter dem Vorsitz des Papstes und mit seiner Zustimmung ihre Beschlüsse gefasst hatte. Das Auftreten der Orientalen richtete seine Spitze also weniger gegen Athanasius, als gegen Rom, und hätte daher allen Bischöfen willkommen sein müssen. Denn nach der christlichen Lehre waren sie alle Nachfolger der Apostel und in jedem ohne Unterschied, ob er die Welthauptstadt oder das ärmlichste Nest beherrschte, wirkte der heilige Geist. Wer den Orientalen zustimmte, schützte

die Selbständigkeit des Episkopats gegen die Anmaassung des Papstes, was unter anderen Umständen ein sehr wirksames Lockmittel hätte sein können. Doch der Knechtssinn der Zeit drängte dazu, unfehlbare Mächte zu schaffen, denen man sich in stumpfem Gehorsam beugen könne, und auch die freieren Geister unter den Occidentalen hatten sich in ihren Hass gegen den Arianismus so verbissen, dass jedes Mittel ihnen recht war, um ihre Sache durchzukämpfen. So hat denn auch später das Concil von Serdica beschlossen, dass Appellationen von einer Synode an den Papst gehen müssten und dieser dann die Richter bestimmen solle, welche den endgiltigen Spruch zu fällen hätten. Da ein Kanon niemals neues Recht schaffen sollte, sondern angeblich nur feststellte, was schon seit den Zeiten der Apostel rechtens gewesen war, hatte natürlich auch dieser rückwirkende Kraft, und damit war die Aufnahme des Athanasius und seiner Genossen in die Kirchengemeinschaft vollgiltig legitimiert.

Als der Brief der Orientalen, der ihre Forderung enthielt, in Serdica anlangte, wurde sie von den dort versammelten Bischöfen kurzweg abgewiesen. Dadurch war ein gemeinsames Concil beider Reichshälften, wie die Kaiser es beabsichtigt hatten, von vorn herein ausgeschlossen, und das nur wegen der formellen Frage, ob die Verbannten als stimmberechtigte Mitglieder daran teilnehmen oder als Angeklagte ihm gegenüberstehen sollten. Gewiss hätte sich bei gutem Willen ein Ausgleich finden lassen: z. B. hätte man Athanasius und seine Genossen bewegen können, dass sie freiwillig auf ihr Stimmrecht verzichteten; so wäre man den Orientalen entgegengekommen, und doch hätten die Romfreunde ihren prinzipiellen Standpunkt nicht aufgegeben. Ein solches Ausgleichen der Gegen-

sätze lag aber weder im Charakter des Athanasius, noch entsprach es seinen Interessen. Denn seine Anhänger verfügten kaum über neunzig Stimmen, seine Gegner über achtzig. Da der Abfall einzelner Bischöfe auf beiden Seiten nicht ausgeschlossen war, konnte er also einer Majorität keineswegs sicher sein, und selbst wenn sie ihm blieb, musste ihr doch eine so ansehnliche Minderheit gegenüberstehn, dass die Synode dadurch jede Autorität eingebüsst hätte. Waltete doch nach der Theorie in den Bischöfen der heilige Geist; eigentlich mussten daher ihre Beschlüsse einstimmig sein. Schlossen einzelne sich aus, so konnte man sie als Ketzer betrachten: wenn aber fast die Hälfte des Concils widersprach, musste es doch sehr zweifelhaft bleiben, auf welcher Seite der heilige Geist, auf welcher der Teufel wirkte. Für Athanasius war es daher das Vorteilhafteste, wenn die Spaltung fortdauerte; auf diese Weise konnte der Beschluss seiner Synode einstimmig sein und die Gegner schon deshalb als Schismatiker gebrandmarkt werden, weil sie sich dem Papst und seinem ökumenischen Concil widersetzten.

So tat man denn auch nichts, um den Orientalen, als sie in Serdica angelangt waren, eine Annäherung zu erleichtern. Zwar um des guten Scheines willen forderte man sie wiederholt auf, an den Sitzungen der übrigen Bischöfe teilzunehmen. Doch als sie darauf beharrten und nach ihrem Standpunkt auch darauf beharren mussten, dass sie die Kirche nicht betreten könnten, in welcher die Exkommunizierten am Gottesdienst wie an den Beratungen teilnähmen, behandelte man dies einfach als böswilligen Starrsinn. Warum sollte man auch nachgiebig sein, da man wusste, dass man den Kaiser auf seiner Seite hatte? Konnte man

doch die Gegner bedrohen, dass sie sich gegen seinen ausgesprochenen Willen auflehnten, wenn sie sich an den Sitzungen des Concils nicht beteiligten. Freilich waren auch sie nicht ohne allerhöchsten Schutz: zwei vornehme Hofbeamte des Constantius begleiteten sie und nahmen an ihren Beratungen teil, und da sie die Kirche verschmähten, wurde ihnen der Kaiserpalast von Serdica für ihre Versammlungen eingeräumt. Doch jeder wusste, dass Constans der mächtigere war und dass sein älterer Bruder ihm schon einmal, als er den Paulus aus der Verbannung zurückberief, hatte nachgeben müssen. So regte sich denn auch unter den Orientalen bald der Kleinmut. Um die Schwankenden fester zusammenzuhalten und persönliche Einwirkungen der Gegner auszuschliessen, wohnten sie alle beieinander im Palast; trotzdem gingen zwei von ihnen zur feindlichen Partei über. Da sie weiteren Abfall fürchten mussten, benutzten sie gern einen Vorwand, um so schnell, wie möglich, aus Serdica wegzukommen.

Im Herbst 343 hatte Constantius in seinem Perserkriege zum erstenmal einen nennenswerten Erfolg errungen. Er war in das Feindesland eingefallen, hatte eine Stadt erobert und die Einwohner gefangen fortgeführt, um sie als Kolonen in Thrakien anzusiedeln. Dies sollte durch ein Siegesfest gefeiert werden, bei dem der Kaiser die Anwesenheit seiner Bischöfe nicht entbehren wollte. Man beeilte sich, seine Einladung anzunehmen, und war froh, den unfruchtbaren Verhandlungen in Serdica ein Ende machen zu können, ehe die Reihen der Partei sich noch mehr lichteten. Man erliess daher noch einen Synodalbrief, in dem man die Sünden der Gegner aufzählte und über ihre Führer den Kirchenbann aussprach, und trat dann die Heimreise an. Doch unter den Exkommunizierten

befand sich nicht nur der greise Bekenner Hosius, der lange Jahre hindurch Constantin auf seinen Feldzügen als siegbringender Beter begleitet und in allen kirchlichen Fragen beraten hatte, sondern auch Julius, der Bischof von Rom. Man lehnte sich also gegen die Männer auf, von denen der eine durch seine grosse Vergangenheit, der andere als Nachfolger Petri die anerkannten Häupter der damaligen Christenheit waren. Und zugleich erklärte man, es nicht dulden zu können, dass die Urteilssprüche der orientalischen Bischöfe durch die Occidentalen geprüft und umgestossen würden, obgleich man selbst vorher die Entscheidung des Papstes angerufen hatte (S. 55). Vor einer Trennung der einheitlichen Kirche Christi scheute man zwar noch zurück, ja man klagte die Gegner bitter an, weil ihr Treiben sie herbeizuführen drohe. Auch suchte man im Westen Anknüpfungen, konnte sie aber nur finden, indem man ein Exemplar des Synodalschreibens an Donatus von Karthago schickte, der gleichfalls im Kampfe gegen Rom stand, und ihn dadurch als rechtmässigen Primas von Afrika anerkannte. Damit aber bekannten die Orientalen sich offen als Schismatiker, und was konnten die Donatisten, deren Sekte ganz auf das abgelegene Afrika beschränkt war, ihnen in ihrem Kampfe helfen? So berechtigt er war, führte man ihn doch mit solchem Ungeschick, dass die Gegner den Schein des Rechts für sich gewinnen konnten, und dies war für die Stellungnahme der Kaiser, namentlich des jungen Constans, von höchster Wichtigkeit.

Papst Julius war nicht in Serdica anwesend, damit die Unterwerfung unter Rom umsomehr unbeeinflusst und freiwillig erscheine. Er wusste, dass Hosius seine Geschäfte besorgte, und dieser leitete

das ganze Concil der Occidentalen und bestimmte alle seine Beschlüsse. Natürlich bestätigte es das Urteil der römischen Synode, sprach damit alle Verbannten frei und exkommunizierte die Häupter der Gegenpartei. Und jene fühlten sich ihres Erfolges so sicher, dass einer von ihnen, Lucius von Adrianopel, ohne die Erlaubnis des Constantius abzuwarten, in seinen Bischofssitz zurückkehrte, noch ehe das Concil auseinandergegangen war. Als dann die Orientalen auf ihrem Rückwege in seiner Stadt rasteten, weigerte er ihnen nicht nur die Kommunion, sondern hetzte, wie es scheint, auch den Pöbel gegen sie auf. Es brach ein Tumult aus, bei dem namentlich die Arbeiter der kaiserlichen Arsenale, eine kampfesfreudige, wohlbewaffnete Schar, sich so hervortaten, dass zehn von ihnen später hingerichtet wurden. Natürlich bestärkte dies Constantius in der Überzeugung, dass seine Bischöfe Recht hätten. Lucius wurde in Ketten gelegt und aufs neue in die Verbannung abgeführt, und mehrere andere Bischöfe, welche die Partei des Athanasius ergriffen hatten, namentlich jene beiden, die sich in Serdica von den übrigen Orientalen getrennt hatten, gleichfalls abgesetzt und verbannt. An alle Statthalter des Ostens erging der Befehl, die Strassen und Häfen sorgfältig bewachen zu lassen, damit keiner der ausgewiesenen Geistlichen heimlich zurückkehren könne, und wer von ihnen dies versuchte, wurde mit der Todesstrafe bedroht. So hatte das Concil, das ein ökumenisches sein wollte, weiter nichts erreicht, als dass der Riss zwischen dem Westen und dem Osten sich noch mehr vertiefte und in diesem die Richtung der Eusebianer zu einer noch ausschliesslicheren Herrschaft gelangte, als sie schon vorher besessen hatte. Jeder der beiden Kaiser meinte, dass seine Bischöfe

die echten Vertreter des Concils seien, und beide hatten ein Recht dazu, weil die Parteien an Zahl beinahe gleich und jede in der Lage war, der andern schlimme Dinge vorzuwerfen.

Doch Constans hatte die Macht und war entschlossen, von ihr Gebrauch zu machen. Er entsandte zwei Bischöfe begleitet von einem hohen Offizier an seinen Bruder, die vor diesem den Standpunkt des occidentalischen Concils vertreten sollten, und gab ihnen einen Brief mit, der die Forderungen desselben sehr energisch unterstützte. Und dessen Wirkung wurde erhöht durch ein hässliches Bubenstück des Stephanus von Antiochia, der als Bischof der damaligen Residenz des Constantius zu den einflussreichsten Führern der Orientalen gehörte. Als die Gesandten um die Osterzeit 344 angelangt waren, suchte er ihnen dadurch beim Kaiser entgegenzuwirken, dass er ihre Sittlichkeit verdächtigte. Er stiftete an, dass eine öffentliche Dirne bei Nacht in ihr Schlafgemach geführt wurde, und versteckte einige Spiessgesellen in der Nähe, die seine lieben Kollegen auf handhafter Tat ertappen und ihm gegen sie als Zeugen dienen sollten. Doch der Anschlag misslang, und da man seine Schuld gerichtlich nachweisen konnte, wurde er im August 344 durch eine Synode abgesetzt. Damit war der Bischof beseitigt, der durch seinen steten Aufenthalt in der nächsten Umgebung des Kaisers am erfolgreichsten auf ihn hatte einwirken können, und es versteht sich von selbst, dass sein schmähliches Vergehen auch die Sache der Orientalen, die er verfochten hatte, in den Augen des Constantius gefährdete. Zwar war Leontius, der jetzt den Bischofsthron von Antiochia erhielt, gleichfalls ein Vertreter der eusebianischen Richtung. Doch sah sich der Kaiser ver-

anlasst, mehrere der erst kürzlich verbannten Geistlichen wieder in ihre Stellungen einzusetzen, namentlich aber den Paulus aus seinem Zwangswohnsitz in Emesa zu befreien und ihm die Rückkehr nach Constantinopel zu gestatten.

Zum zweitenmal wurde an dieser Stadt der Versuch gemacht, ob sich der Wille des Constans erfüllen und dennoch die Ruhe der Gemeinden aufrechterhalten lasse, und zum zweitenmal scheiterte er. Noch heute machen wir täglich die Beobachtung, dass ein wilder Radikalismus in viel höherem Grade die Macht besitzt, die Volksmassen mit sich fortzureissen, als ein vernünftiges Maasshalten. Es liegt daher in der Natur der Sache, dass ein fanatischer Eiferer, wie Paulus es war, immer wieder begeisterte Scharen um sich sammeln konnte, die um seiner „reinen" Lehre willen zu jeder Gewalttat bereit waren. Da sein Gegenbischof Macedonius im Amte blieb, kam es natürlich zu den üblichen Krawallen, und wieder überzeugte sich der Kaiser, dass mit Paulus nicht auszukommen war. Doch um des Constans willen sollte man mit dem unverbesserlichen Bischof glimpflich verfahren; er sollte nicht durch eine harte Verbannung bestraft, sondern nur aus der Stadt, in der er Unheil stiften konnte, ausgewiesen werden. Der Praefect Philippus empfing den Auftrag, jenen mit möglichst wenig Lärm aus Constantinopel fortzuschaffen. Nur durch List konnte er ihn erfüllen; so erregt war das Volk. Unter falschen Vorspiegelungen veranlasste er Paulus, mit ihm zu einem Gespräch unter vier Augen zusammenzukommen, und nachdem er ihn so von seiner Knüttelarmee getrennt hatte, bemächtigte er sich seiner Person und schiffte ihn bei Nacht heimlich nach Thessalonica ein. Als er dann aber den Macedonius unter militärischer Bedeckung

in die Hauptkirche der Stadt einführte, kam es doch noch zu einem Aufruhr, bei dem nicht weniger als 3150 Menschen erschlagen wurden.

Dass man gegen die Gewohnheit der Zeit diese Ziffer so genau feststellte, hatte wahrscheinlich den Zweck, dem Constans zahlenmässig zu beweisen, welches Unheil die Rückberufung des Paulus herbeigeführt habe. Denn um diese Zeit ging eine Gesandtschaft an ihn ab, die ihn wahrscheinlich über die kirchlichen Zustände des Orients unterrichten und ihn so zum Verzichten auf seine Forderung bewegen sollte. Doch in den Ostertagen 345 traf er mit Athanasius in Aquileja zusammen, wohin auch Paulus aus Thessalonica entflohen war, und der fanatischen Energie dieser beider Glaubenskämpfer gelang es leicht, sich den schwachen Charakter des Jünglings zu unterwerfen. Wie es scheint, wurden die Gesandten des Constantius gar nicht empfangen; denn sie gelangten nur bis Poetovio in Pannonien. Wahrscheinlich sendete man ihnen dorthin die Botschaft entgegen, dass sie sich den Alpenübergang sparen könnten, weil der Kaiser doch nicht für sie zu sprechen sei. Bald darauf empfing Constantius von seinem Bruder den folgenden Brief: „Hier sind Athanasius und Paulus bei mir; auf mein Nachforschen aber habe ich erkannt, dass sie um ihrer Frömmigkeit willen verfolgt werden. Meldest du mir nun, dass du ihnen ihre Throne wiedergibst und diejenigen abwehren willst, welche sie mit Unrecht belästigen, so werde ich die Männer zu dir schicken; weigerst du dich aber, es so zu machen, so mögest du wissen, dass ich selbst dorthin kommen und auch gegen deinen Willen jenen die ihnen gehörigen Throne wiedergeben werde.“ Dies war eine unverkennbare Kriegsdrohung; und dass

Constans vor dem offenen Bruche nicht zurückscheute, bewies die unhöfliche Kürze und der übermütige Befehlston des Schreibens. Dann erfuhr man, dass er von Aquileja aus in grosser Eile nach dem nördlichen Gallien gereist war, wo von dem Frankenkriege her wahrscheinlich noch die Hauptmasse seines Heeres stand, und konnte daraus auf Rüstungen schliessen. Wie Könige um ihr Reich kämpfen, so waren Athanasius und Paulus im Begriff, um ihre Bischofsthrone einen Bürgerkrieg zu entfesseln.

Constantius musste noch immer Jahr für Jahr seinen Feldzug gegen die Perser antreten, und das fast jedesmal mit schlechtem oder doch sehr zweifelhaftem Erfolge. Wenn sein Bruder gewissenlos genug war, um dessen willen, was er für den rechten Glauben hielt, ihm in den Rücken zu fallen und so den Reichsfeind zu unterstützen, war seine Niederlage so gut wie gewiss. Doch auch er selbst stand zu sehr im Banne der Geistlichkeit, als dass er ohne die Zustimmung seiner Bischöfe etwas zu verfügen gewagt hätte, was ihren Beschlüssen zuwiderlief. Er versammelte daher eine Synode und legte ihr die Frage vor, ob er, nur um die Autorität des Concils von Tyrus aufrecht zu erhalten, einen Bruderkrieg führen solle. Wie die Orientalen sich in den kirchlichen Kämpfen dieser Zeit immer als die gemässigteren erwiesen hatten, so waren sie auch in diesem Falle minder skrupellos, als Athanasius und Paulus, und stimmten deren Rückberufung zu. Constantius verkündigte der Welt, dass die Eintracht der Kaiser wiederhergestellt sei, indem er sich selbst mit seinem Bruder gemeinsam zu Consuln für das künftige Jahr designierte, und reiste dann nach Constantinopel, um die zu erwartenden Krawalle durch seine persönliche Anwesenheit besser niederzuhalten,

vielleicht auch, um einem Angriff des Constans, falls er doch erfolgte, aus grösserer Nähe begegnen zu können. Denn wie sich bald zeigen sollte, war die Kriegsgefahr durch seine Nachgiebigkeit noch nicht beseitigt.

Paulus wurde auf Befehl des Constans von zwei Bischöfen feierlich in Constantinopel eingeführt; auch die andern Verbannten kehrten heim, wobei es an den obligaten Strassenkämpfen natürlich nicht fehlte; nur Athanasius zog es vor, noch zu schmollen. Obgleich es sich so fügte, dass sein Gegenbischof Gregorius am 26. Juni 345 starb, seine Wiedereinsetzung sich also friedlicher vollziehen konnte, als bei den meisten seiner Schicksalsgenossen, rührte er sich nicht aus Aquileja. Zwei Briefe des Constantius, in denen er ihn zur Rückkehr aufforderte, blieben unbeantwortet; vergebens schrieben die meisten Würdenträger des Kaisers an ihn, um ihn zu versöhnen. Offenbar hoffte er auf einen Bruderkrieg, der seinen Gegner vom Throne stossen und auch den Orient, in dem ja sein Bischofssitz lag, dem ihm ganz ergebenen Constans unterwerfen sollte. Und seine Hetzereien waren nicht erfolglos; kam es doch soweit, dass sein kaiserlicher Gönner das Consulat für 346, dass er zum Zeichen der Versöhnung mit seinem Bruder gemeinsam bekleiden sollte, zurückwies und im ganzen Occident nicht verkündigen liess. Da die Jahresbenennung in jedem Dorfe des Reiches bekannt werden musste, bedeutete dies nichts anderes, als dass mit der grössten Öffentlichkeit, die überhaupt denkbar war, dem Constantius die brüderliche Freundschaft gekündigt wurde.

Natürlich blieb der innere Zwist des Nachbarreiches auch den Persern nicht verborgen; Sapor machte nicht nur den üblichen Einfall, der sich fast alljähr-

lich wiederholte, sondern belagerte auch Nisibis, die bedeutendste Festung der römischen Grenzlande, drei Monate lang. Er glaubte sich Zeit lassen zu dürfen, da der Kaiser mit seinem lieben Brüderchen genug zu tun hatte. Doch Constantius war so pflichttreu, trotz der Gefahr, die ihn persönlich bedrohte, wenn auch spät, zum Entsatze der Stadt nach Mesopotamien zu ziehen. Von Edessa aus schrieb er einen dritten, fast bittenden Brief an Athanasius, er möge endlich nach Alexandria zurückkehren, und nachdem dieser noch in Gallien gewesen war und sich am Hofe des Constans überzeugt hatte, dass es mit dem ersehnten Bruderkriege denn doch nichts werden wollte, folgte er dem Rufe. In Antiochia traf er mit Constantius zusammen, um auch mündlich die nötigen Garantien zu empfangen und zu geben. Dann zog er am 31. Oktober 346 triumphierend in Alexandria ein, während der Kaiser nach Constantinopel zurückkehrte, wo die innere Ruhe noch immer bedroht scheinen mochte.

Constans durfte sich als stolzer Sieger fühlen; er hatte den widerspenstigen Osten dem Machtgebote Roms unterworfen und die Kirchenspaltung, die sein ökumenisches Concil, wenn nicht herbeigeführt, so doch zum offenen Ausbruch getrieben hatte, gewaltsam unterdrückt. Durch ihn schien die katholische Einheit glorreich hergestellt; denn die Parteikämpfe innerhalb der einzelnen Gemeinden des Orients, die seinem Bruder das Leben verbitterten, gingen ihn nichts an. Was er gegen die Bischöfe des Ostens, obgleich sie durch die Macht eines Kaisers geschützt wurden, hatte durchsetzen können, das, meinte er, müsse ihm auch in Afrika gelingen. Schon wenige Monate, nachdem Athanasius in sein Bistum eingesetzt war, versuchte er

zuerst durch Geld und gute Worte, dann durch rohe Gewalt auch die Donatisten mit der allgemeinen christlichen Kirche auszusöhnen. Wie wir an anderer Stelle gezeigt haben, war der Erfolg, dass die Sekte zwar ihrer Bischöfe beraubt und äusserlich unterdrückt wurde, aber innerlich sich nur umsomehr festigte und bald einen wilderen Fanatismus entwickelte, als je vorher (III S. 340). Und nicht anders wirkte seine Kirchenpolitik im Orient. Hatten die Arianer bisher nur danach gestrebt, trotz ihrer Unterscheidungslehren als rechtgläubig anerkannt zu werden, und immer nur nach Bekenntnissen gesucht, in denen alle Christen sich vereinigen könnten, so bildete sich jetzt, wo sie in Alexandria, Constantinopel und in vielen andern Städten aus der Kirche ausgestossen waren, unter Führung der Presbyter Aëtius und Eunomius eine neue Sekte, welche auf die frühere Zurückhaltung verzichtete. Sie erhob die alten arianischen Stichworte zu Dogmen, verwarf nicht nur das „Wesensgleich" der Orthodoxen als ketzerisch, sondern erklärte Christus sogar für dem Vater unähnlich, und da im Streite der Meinungen die entschiedenen Richtungen meist über die gemässigten den Sieg gewinnen, verschwanden nach wenigen Generationen die Reste des alten, zahmen Arianismus unter den neuen, kampfesfreudigen Eunomianern.

Und nicht nur in religiösen Fragen war Constans hart und gewaltsam; auch in das wirtschaftliche Gebiet griff er mit brutalen Fäusten ein, und hier, wo keine Gewissensbedenken zu überwinden waren, scheint er auch bei seinem Bruder nicht auf Widerstand gestossen zu sein. Als Constantin der Grosse mit dem Schatze des Licinius rasch genug fertig war, hatte er für seine unüberwindliche Verschwendungs-

sucht nach neuen Hilfsquellen suchen müssen und trotz aller früheren Erfahrungen wieder zu einer Verschlechterung der Münze gegriffen. Natürlich war die Folge eingetreten, dass alle Preise stiegen und lange Zeit die Kaufkraft des Geldes eine ganz unsichere blieb. Um diesem Übel abzuhelfen, wendeten seine Söhne ein Mittel an, dessen sich schon Diocletian bedient hatte. So bot der hochverehrte Begründer ihrer Dynastie ihnen ein Vorbild, und dass der Erfolg keineswegs so gewesen war, um zur Nachahmung zu ermuntern, war jetzt nach einem halben Jahrhundert vergessen. Sie liessen neues besseres Geld prägen und bezeichneten alle Stücke desselben mit der gleichen Aufschrift *(felicium temporum reparatio)*, so dass sie leicht kenntlich waren. Doch zogen sie die alten, schlechten Münzen nicht allmählich durch die Staatskassen ein, sondern verfügten kurzweg, dass sie ungiltig seien und bei hoher Strafe keiner sie mehr ausgeben dürfe. Dies traf zwar nicht das Gold und Silber, das auch unter Constantin immer sein gutes Schrot und Korn bewahrt hatte, sondern nur das Weisskupfergeld. Doch anderes als dieses bekam der kleine Mann fast nie zu sehen; selbst die Schätze, die er in Zeiten der Gefahr vergrub, bestanden meist aus diesen bescheidenen Münzen. Die Sparpfennige, die er sich unter harten Entbehrungen zurückgelegt hatte, waren also mit einem Male zu wertlosen Metallstückchen geworden. Hatte die Kirchenpolitik des Constans auch das Volk mächtig aufgeregt, so beschränkten sich diese Wirkungen doch auf Afrika und den Orient, und auch hier machten sie sich nicht in allen Gemeinden geltend: dieser gesetzliche Raub dagegen traf die breitesten Schichten der Bevölkerung im ganzen weiten Reich. Und da man sich in den religiösen Kämpfen gewöhnt hatte, Constans als den-

jenigen zu betrachten, der in jeder Frage, die zwischen den Kaisern streitig war, den Ausschlag geben konnte, musste der allgemeine Hass ihn in erster Linie treffen, auch wenn sein Bruder diesmal vielleicht ebenso schuldig oder gar noch schuldiger war. Denn wer konnte wissen, welcher von den beiden jene schöne Münzreform ausgeheckt und zuerst vorgeschlagen hatte? Und dazu war die Persönlichkeit des Kaisers nichts weniger als geeignet, Liebe oder Ehrfurcht zu erwecken. Mochte auch die orthodoxe Geistlichkeit ihn verherrlichen, der einfältige Christ hörte mit gesundem Widerwillen von seinen unnatürlichen Ausschweifungen flüstern, und sein menschenscheuer Hang zur Einsamkeit entfremdete ihm nicht nur das Volk, sondern auch, was wichtiger war, das Heer. Als jetzt nicht nur seine niederträchtigen Günstlinge die Untertanen bedrückten und bestahlen, sondern er selbst jenen grossen Diebstahl am Vermögen der ganzen Reichsbevölkerung vollzog, da muss die Erbitterung gegen ihn furchtbar gewachsen sein, und bald sollte sie sich zu seinem Verderben Luft machen. Um 348 scheint das Münzgesetz erlassen zu sein; wenig mehr als ein Jahr war seitdem vergangen, als der Aufstand losbrach, der ihm Thron und Leben kosten sollte.

In der nächsten Umgebung des Kaisers bildete sich eine Verschwörung. Die Seele derselben war Marcellinus, der als Comes sacrarum largitionum den Schatz des Constans verwaltete und so auch über die Mittel verfügte, um durch Bestechung Anhänger zu gewinnen. Doch selbst nach der Krone zu greifen, wagte er nicht; dazu bedurfte es eines Mannes, der Soldat und bei den Soldaten populär war. Zum künftigen Herrscher wurde ein Halbbarbar aus Britan-

nien bestimmt, Magnus Magnentius, der zuerst in dem vornehmen Korps der Protectores gedient hatte, dann zum Comes aufgestiegen war und als solcher in Gallien die beiden Legionen der Joviani und Herculiani befehligte. Er übernahm die ihm zugedachte Rolle, obgleich Constans ihn früher, als sein Leben durch einen Soldatenaufstand schwer bedroht war, durch sein persönliches Einschreiten gerettet hatte. Während der Kaiser nach seiner Gewohnheit, nur von dem kleinen Kreise seiner Lieblinge umgeben, als Jäger den winterlichen Wald durchstrich, wurde in seiner Abwesenheit alles für die Erhebung vorbereitet.

Am 18. Januar 350 feierte Marcellinus in Augustodunum den Geburtstag seines Sohnes durch ein grosses Gelage, zu dem die Spitzen der militärischen und zivilen Hierarchie eingeladen waren. Als man bis tief in die Nacht hinein gezecht hatte, entfernte sich Magnentius unter einem sehr naheliegenden Vorwande und kehrte dann zurück im vollen kaiserlichen Schmuck und umgeben von Leibwächtern. Ungehemmt durch nüchterne Bedenken machte in der betrunkenen Schar der Hass gegen Constans sich Luft. Auch diejenigen, welche nicht in die Verschwörung eingeweiht waren, riefen dem Usurpator Heil, und die wenigen, die sich widersetzten, mussten sich den Drohungen der Leibwächter fügen. Damit aber war es gegeben, dass auch sie die Sache des Magnentius mit allem Eifer vertreten mussten; denn was sich ihm angeschlossen hatte, ob gezwungen oder nicht, wäre bei einem Siege des Constans zweifellos als Hochverräter gefallen. Nicht nur die Truppen, die in und bei Augustodunum standen, begrüssten den neuen Kaiser mit lautem Jubel, sondern auch die Einwohner der Stadt und die Bevölkerung des umliegenden Landes, die von allen

Seiten freudig herbeieilte. Als Constans in seiner Waldeinsamkeit von der Erhebung erfuhr, wagte er nicht, eines der rheinischen Heerlager aufzusuchen, um mit den Soldaten, die er so oft zum Siege geführt hatte, den Usurpator zu bekämpfen, sondern er floh nach Spanien, wo keine nennenswerte Truppenmacht stand. Dort, wo er trotz seiner vielen Reisen noch nie vorher gewesen war und man ihn persönlich nicht kannte, glaubte er noch am ehesten Rettung zu finden. Unterwegs verlief sich auch sein Gefolge; nur einer seiner blonden Lieblinge, der Franke Laniogaisus, blieb bei ihm. Am nördlichen Fusse der Pyrenäen, in dem Dörfchen Helena, holte ihn Gaiso ein, den Magnentius zu seiner Verfolgung ausgesandt hatte. Der unglückliche Jüngling flüchtete sich in die Kirche des Ortes, wurde aber herausgerissen und getötet; der Gott, dem er mit solchem Eifer gedient hatte, schützte sein Leben nicht. Wieder hatte es sich erwiesen, dass die Mitregentschaft, in der Diocletian und nach ihm Constantin das Heil des Reiches gesehn hatten, es immer nur in neue Wirren stürzte, dass sie selbst unter Brüdern nicht in Frieden durchzuführen war. Und auch das, wogegen sie in erster Linie schützen sollte, die immer lauernde Usurpation, hatte sie nicht abzuwehren vermocht.

Drittes Kapitel.

Magnentius und Vetranio.

Kein Mensch im weiten Reich ausser der orthodoxen Geistlichkeit und den blonden Lieblingen des Kaisers hatte Grund, seinen frühen Tod zu beklagen; selbst diejenigen, welche ihm am nächsten gestanden hatten, wie der Praefect von Gallien Fabius Titianus, schlossen sich freudig seinen Mördern an. Auch Constantius, den der jüngere Bruder seine Überlegenheit brutal hatte fühlen lassen, hätte ihm kaum eine Träne nachgeweint, wenn nicht die Usurpation auch ihn selbst mit schweren Gefahren bedroht hätte. Denn dass es seine Pflicht sei, der Dynastie des ersten christlichen Kaisers die Reichsregierung in ihrem vollen Umfange zu erhalten, stand ihm ohne weiteres fest. Dies aber war umso schwieriger, als gerade damals der Perserkönig ihm drohender als je vorher gegenüberstand.

Nachdem Sapor seinen Versuch gescheitert sah, den Zwist der Brüder zur Eroberung von Nisibis auszunutzen (S. 85), hatte er sich zu einem Waffenstillstande bereit finden lassen, wahrscheinlich weil sein eigenes Reich von wilden Nachbarvölkern heimgesucht war. Aber da er sie bald besiegte und sogar zur Heerfolge zwang, fasste er den Entschluss, den Vertrag zu brechen und gegen das Römerreich, das infolge desselben keinen Angriff erwartete, schnell und über-

raschend einen Hauptschlag zu führen. Er sammelte ein gewaltiges Heer, überschritt im Sommer 448, Tag und Nacht marschierend, auf drei Brücken den Tigris und drang ungehindert bis in die Gegend von Singara vor, wo er, an eine Hügelkette gelehnt, ein befestigtes Lager schlug. Ausnahmsweise erschien Constantius zur rechten Zeit im Felde, um den weiteren Vormarsch der Perser zu hindern, und lagerte sich etwa zwanzig Kilometer von ihnen entfernt. Doch zu kühner Offensive konnte er sich auch diesmal nicht entschliessen, sondern erwartete in günstiger Stellung den Angriff des Feindes. Aber auch der Perserkönig wollte nicht auf den Vorteil verzichten, unter dem Schutze seines starken Palissadenwalles den Kampf zu führen; dies mochte ihm umso nötiger scheinen, als seine schnell zusammengetriebenen Massen den wohlgeübten römischen Söldnern keineswegs gleichwertig waren. So standen sich denn die Heere untätig gegenüber, bis Sapor durch eine List seinen Zweck erreichte. Seine Stärke lag in den Bogenschützen und Panzerreitern; beide hielt er beim Lager fest, indem er diese unmittelbar vor demselben halten liess, jene über den Wall und die umliegenden Hügel verteilte. Die minder brauchbaren Truppen befehligte er zum Angriff; doch sollten sie sich bald zurückziehen und in verstellter Flucht die Römer hinter sich herlocken, bis diese an das Lager gelangten und dort, von der Verfolgung ermüdet, auf den Kern der feindlichen Macht stiessen, der ihnen ganz frisch entgegentreten konnte. Der Plan sah nicht übel aus, zog aber nicht in Betracht, dass verstellte Flucht, wenn sie zwanzig Kilometer weit, also mindestens vier Stunden lang, fortgesetzt wird, nur zu leicht in wirkliche Panik übergeht. So geschah es auch dieses Mal, und der Strom der Fliehenden

drängte nicht nur auf das Lager zu, sondern auch in die Richtung der Tigrisbrücken, und dorthin wurde auch der König selbst mitgerissen, so dass der Schlussakt des Kampfes, der nach seiner Absicht der entscheidende sein sollte, seiner Führung entbehrte.

Als das römische Heer sich dem Lager näherte, erkannte Constantius die Gefahr und suchte ängstlich, wie er war, die Schlacht abzubrechen. Doch gegen den Verfolgungseifer der Soldaten erwiesen seine Befehle sich machtlos. Zum grossen Teil waren es angeworbene Gothen, deren Disziplin eine sehr mangelhafte war; zudem hatten sie, an ein kühleres Klima gewöhnt, furchtbar unter der mesopotamischen Hitze gelitten. Sie vergingen fast vor Durst, und die Cisternen, die allein ihn löschen konnten, waren vom feindlichen Lagerwall umschlossen. So konnte nichts sie vom Sturme zurückhalten. Die Eisenreiter wurden mit Keulenschlägen niedergeschmettert, die Palissaden auseinandergerissen, und unaufhaltsam drang das Heer hinein, zuerst nach dem Wasser, dann aber auch nach der reichen Beute verlangend, die in den Zelten der Perser zu erwarten war. Unterdessen war die Nacht eingebrochen, und man zündete Fackeln und Holzstösse an, um sich in dem fremden Lager zurechtzufinden; damit aber bot man ein treffliches Ziel für die Bogenschützen, die im Dunkel versteckt, ringsum auf den Höhen lauerten. Von allen Seiten wurde das römische Heer mit Pfeilen überschüttet, und in der Finsternis der Nacht begann ein neuer, furchtbarer Kampf. Zwar fing man einen Sohn des Perserkönigs, den dieser zur Thronfolge bestimmt hatte, und brachte ihn unter Qualen um, auch dies wohl gegen den Willen des Kaisers, dem der Prinz, wäre er am Leben geblieben, als Geisel trefflich hätte dienen können. Doch

die Verluste, die das Nachtgefecht gegen einen unsichtbaren und unerreichbaren Feind mit sich brachte, waren so schwer und empfindlich, dass der Soldat sich seine Rache nicht rauben liess.

So fühlten sich nach der Schlacht bei Singara, der grössten und blutigsten, die in diesem langjährigen Kriege ausgefochten wurde, beide Teile als besiegte. Doch der Kaiser hatte erreicht, dass die Perser ruhmlos abziehen mussten und, wie es scheint, auch im nächsten Jahre (349) Ruhe hielten. Als sie aber von der Usurpation des Magnentius erfuhren und nun mit Recht voraussetzten, dass ein schwerer Bürgerkrieg den Römern bevorstehe, da meinten sie, der Orient, der ihnen schon vorher nur mit Mühe widerstanden hatte, müsse jetzt ihre sichere Beute werden. Sapor rüstete nicht mehr einen Feldzug, sondern eine kleine Völkerwanderung. Weiber und Kinder mussten seine Krieger begleiten, damit die ganzen Familien im Feindeslande angesiedelt werden könnten, wenn man die früheren Bewohner ausgetrieben oder ins Innere des Perserreiches verpflanzt hätte. Nachdem er das östliche Mesopotamien verwüstet und mehrere kleine Burgen eingenommen hatte, erschien er wieder vor Nisibis, um zum dritten Mal seine Macht an dieser Stadt zu versuchen. Doch die Einwohner, durch ihren Bischof Jacobus, an dessen Wunderkraft sie fest glaubten, zu mutigem Kampfe begeistert, widerstanden ihm auch diesmal mit der alten Hartnäckigkeit. Alles wurde versucht, um dies Bollwerk Mesopotamiens in die Hände der Perser zu bringen: der Fluss Mygdonius, der die Stadt durchströmte, wurde zuerst abgedämmt, um ihr das Wasser zu entziehen; doch Brunnen und Zisternen genügten dem Bedürfnis. Dann staute man ihn auf und liess die angesammelte Flut plötzlich gegen die Stadt vor-

brechen, und wirklich gelang es auf diese Weise, einen Teil ihrer Mauern zum Einsturz zu bringen. Aber schnell war hinter der Bresche ein neuer Wall errichtet, und auch als man mit Schiffen Belagerungsmaschinen heranfuhr, scheiterten die todesmutigsten Stürme. Nachdem man vier Monate lang die Festung umlagert und vergebens ungeheure Menschenopfer gebracht hatte, kam die Nachricht, dass die Massageten in das Perserreich eingebrochen seien, und zwang den König zum Rückzuge. Diese Einfälle wiederholten sich in den folgenden Jahren, und der Misserfolg der gewaltigen Rüstungen, die den Persern schon zweimal zugemutet waren, hatte ihre Kräfte erschöpft und ihren Mut gebrochen; so blieben die Römer, während sie ihre inneren Streitigkeiten ausfochten, an der Ostgrenze fast ganz unbehelligt.

Freilich hätte die Persergefahr den Kaiser nicht abgehalten, die geheiligten Rechte seiner Legitimität zu wahren. Immerhin war er pflichttreu genug gewesen, die Städte des Orients, ehe er gegen Magnentius zog, nach Kräften zum Aushalten von Belagerungen zu rüsten, indem er ihre Mauern herstellen und sie reichlich verproviantieren liess. Insofern durfte er sich auch an der glorreichen Verteidigung von Nisibis ein gewisses Verdienst zuschreiben; doch die Stadt zu entsetzen, indem er seinerseits die Belagerer angriff, wagte er nicht, sondern stand während der langen Monate, die sie in der äussersten Gefahr schwebte, untätig in Mesopotamien. Von jeher war es sein Grundsatz gewesen, Menschenleben im Kriege ebenso sorgfältig zu schonen, wie er sie in Hochverratsprozessen rücksichtslos hinopferte; namentlich aber jetzt, wo er bald für seine eigenen Rechte kämpfen musste, wollte er keinen Soldaten zum Schutze seiner

Untertanen verlieren. Erst nachdem die Belagerung ohne sein Zutun gescheitert und der Feind abgezogen war, kam er nach Nisibis, um die tapferen Bürger zu beloben und auch für künftige Fälle zur Beharrlichkeit zu ermutigen. Doch obgleich er den ganzen Feldzug nur als müssiger Beobachter führte, Mesopotamien zu verlassen hatte er doch nicht gewagt, ehe die Gefahr vorüber war. Auf diese Weise hatte er, wie das seiner unschlüssigen Art entsprach, den ganzen Sommer fruchtlos gezaudert und konnte erst im Herbst 350 den Marsch nach Westen antreten. Unterdessen hätte Magnentius fast das ganze Reich in seine Gewalt bringen können, wenn nicht der kühne Entschluss eines Weibes ihm Einhalt geboten hätte.

Von seiner ältesten Tochter Constantia muss schon Constantin der Grosse Bedeutendes erwartet haben; denn sie war das einzige unter seinen Kindern, das er bei seinen Lebzeiten durch den Augustustitel ehrte. Mit ihrem Vetter, dem „König der Könige" Hannibalianus vermählt, war sie zur Königin des neu zu gründenden Perserreiches bestimmt gewesen, als der Tod ihres Vaters diese stolze Hoffnung zerstörte und bald darauf ihr Gemahl ermordet wurde. Nachdem sie fast dreizehn Jahre in stiller Witwentrauer verlebt hatte, erhielt sie die Nachricht, dass ihr jüngster Bruder durch Magnentius gefallen sei, und gleich darauf die zweite, dass dieser nicht nur Gallien beherrsche, sondern auch Italien sich ihm ohne jeden Widerstand unterworfen habe. Denn am 18. Januar 350 hatte er in Augustodunum den Purpur genommen, und schon am 27. Februar konnte der von ihm ernannte Stadtpraefect, jener Fabius Titianus, dessen wir oben (S. 92) erwähnt haben, in Rom sein Amt antreten. Es war zu erwarten, dass Magnentius sich jetzt nach dem benach-

barten Pannonien wenden und dann auch die übrigen Donauprovinzen gewinnen werde, ehe Constantius aus dem fernen Orient zu seiner Bekämpfung herbeieilen könne; dies aber hätte für die constantinische Dynastie verhängnisvoll werden müssen. Denn neben den Rheinlanden, die der Usurpator schon beherrschte, boten Pannonien, Illyricum und Thrakien das wertvollste Material für Werbung und Aushebung. Er wäre also nicht nur durch dem Umfang seines Gebietes, sondern auch durch die kriegerische Brauchbarkeit von dessen Bewohnern dem Constantius weit überlegen gewesen und hätte diesem auch den Orient leicht entreissen können.

Das pannonische Heer befehligte der Magister Peditum Vetranio, ein alter treuer Diener Constantins, der als tüchtiger Offizier und wohlwollender, freundlicher Mann bei den Soldaten beliebt war, aber aus dem niedrigsten Stande hervorgegangen, so sehr jeder Bildung entbehrte, dass er nicht einmal lesen gelernt hatte. Von dem müden, etwas stumpfsinnigen Greise konnte man nicht erwarten, dass er aus eigener Initiative den Magnentius bekämpfen werde. Zudem hatte sich Constans auch die Donautruppen entfremdet und sie sehr geneigt gemacht, sich jedem Usurpator bereitwillig anzuschliessen. Doch ein Kaiser ihrer eigenen Mache musste ihnen lieber sein, als der Fremdling aus Britannien, den ihre gallischen Nebenbuhler auf den Schild erhoben hatten. Diese Stimmung der Soldaten benutzte Constantia mit schnellem und klarem Entschluss. Weil sie daran verzweifelte, ihrem Bruder die Donauländer zu erhalten, reizte sie das meuterische Heer zur Aufstellung eines neuen Usurpators. Denn jedenfalls musste es Constantius leichter sein, zwei Gegner, die untereinander im Hader lagen,

zu besiegen, als der geschlossenen Macht eines Mannes zu widerstehn, der über Dreiviertel des Reiches geboten hätte. Sie eilte daher zu Vetranio und bewog ihn, sich schon am 1. März 350 zuerst in Mursa, dann auch in dem benachbarten Sirmium, dem Hauptquartier des pannonischen Heeres, zum Kaiser ausrufen zu lassen. Als Constantius durch einen Brief seiner Schwester dies erfuhr, zögerte er nicht, dem unfähigen Greise, der als Gegner kaum zu fürchten, wohl aber als Bundesgenosse zu brauchen war, ein Diadem zu übersenden und ihn so als Mitregenten anzuerkennen. Erwies er sich treu, so konnte der Kaiser dem Magnentius mindestens mit einer gleichwertigen Macht entgegentreten, ja vielleicht gelang es sogar dem Vetranio allein, den gallischen Usurpator niederzukämpfen oder doch so zu schwächen, dass später seine völlige Besiegung nicht gar zu schwer war. Jedenfalls wurde dieser durch die Erhebung Pannoniens aufgehalten, und Constantius gewann die Zeit, während die Perser Nisibis belagerten, sein Heer in Mesopotamien spazieren zu führen.

Unterdessen sollte dem Magnentius ein neuer Feind erstehen, dessen Macht freilich nur von kurzer Dauer war. Zwei Usurpatoren hatten sich erhoben und beide zunächst guten Erfolg gehabt; damit schien die Zeit der wilden Kaisermacherei, wie sie vor der Regierung Diocletians geherrscht hatte, wiedergekehrt zu sein, und noch ein Dritter meinte nach der Krone greifen zu können, umsomehr als er sich kaiserlichen Blutes rühmen konnte. Flavius Popilius Nepotianus, der jugendliche Sohn von Constantins Halbschwester Eutropia, sammelte schnell eine Schar von Abenteurern und Vagabunden und griff mit ihr Rom an, das durch keine Truppen geschützt war. Anicius, den Magnentius kurz vorher zum Praefecten von Italien und zum

Consuln ernannt hatte, bewaffnete einen Teil der Bürgerschaft und sandte ihn den Aufständischen entgegen. Doch die ungeübten und ungeordneten Haufen wurden leicht besiegt, und als Anicius in der Furcht, dass mit den Fliehenden auch die Verfolger eindringen könnten, die Tore schliessen liess, unter der Mauer allesamt niedergemetzelt. Nepotianus drang in Rom ein, liess sich hier am 3. Juni 350 zum Kaiser ausrufen, umgab sich mit einer Schar von Gladiatoren und wütete dann erbarmungslos gegen alle, die ihm als Anhänger des Magnentius verdächtig waren. Mit dem Praefecten fielen zahlreiche vornehme Römer den hastigen Richtersprüchen des Jünglings zum Opfer, obwohl seine blutige Herrschaft kaum vier Wochen dauerte. Marcellinus, den Magnentius unterdessen zu seinem Magister Officiorum gemacht hatte, rückte mit Heeresmacht heran; durch den Verrat des Senators Heraclides drang er am 30. Juni in die Stadt ein. Nepotianus wurde erschlagen und sein Haupt auf einer Stange durch die Strassen getragen. Seine Mutter musste ihm in den Tod folgen und mit ihr eine grosse Zahl der Angesehensten und Reichsten. Denn für den bevorstehenden Krieg brauchte Magnentius Geld, und dieses liess sich nicht schneller beschaffen, als durch Hinrichtungen und die Konfiskationen, welche ihnen nach dem römischen Rechtsmissbrauch folgen mussten. Und für die Ernährung seines Heeres sorgte das fruchtbare Afrika. Denn auch dieses war ihm zugefallen, und von dort aus drangen seine Truppen bis in die Cyrenaica vor, die schon zur ägyptischen Diöcese, also zum Reichsteil des Constantius gehörte.

Die nächste Aufgabe, die der Usurpator sich gestellt sah, war die Eroberung der Donauländer. Damit ihr Beherrscher nicht durch Constantius unterstützt

werde, suchte Magnentius zunächst mit diesem anzuknüpfen. Mochte er sich auch heimlich zum Kampfe gegen ihn bereiten, so hatte er doch Münzen auf seinen Namen schlagen lassen und ihn öffentlich immer als höher berechtigten Mitregenten anerkannt. Jetzt schickte er eine Gesandtschaft an ihn ab, die, um nicht in Pannonien bemerkt und festgehalten zu werden, ihren Weg über Afrika und Ägypten nahm. Als der legitime Kaiser, wie er musste, den Mörder seines Bruders abwies, bemühte dieser sich um die Bundesgenossenschaft des Vetranio und hatte damit besseren Erfolg. Der schwache Alte sah voll Furcht dem Angriff der tapferen Gallier entgegen und bat Constantius wiederholt, eiligst heranzurücken oder ihm wenigstens ausreichende Hilfe zu senden. Dieser schickte ihm zwar Geld und wies die Donautruppen, soweit sie ihm noch gehorchten, an, die Pannonier zu unterstützen: doch solange Sapor vor Nisibis lag und, falls er die Stadt eroberte, noch tiefer ins Innere des Reiches einzudringen drohte, wagte der Kaiser sein Heer nicht zu vermindern. Freilich hätte sich die ängstliche Defensive, an der er immer festhielt, auch mit einer viel geringeren Truppenzahl durchführen lassen; aber mochte Vetranio sich noch so unterwürfig zeigen, ihn gar zu sehr zu verstärken, konnte doch gefährlich sein. Dies Misstrauen hatte die Folge, gerade das herbeizuführen, was Constantius am meisten fürchten musste. Von seinem legitimen Herrn, an dem er in alter Loyalität nur zu gerne festgehalten hätte, ganz ungenügend unterstützt, sah der Greis sich gezwungen, den Anerbietungen des Magnentius Gehör zu schenken, und als Constantius endlich seinen Marsch nach Europa antrat, fand er den früheren Bundesgenossen auf der Seite seines Feindes. Trotzdem

hielt er auch jetzt nicht für nötig, sich zu übereilen; z. B. machte er in Ancyra Halt, um sich von dem jungen Philosophen Themistius eine schöne Lobrede auf seine Menschenfreundlichkeit vortragen zu lassen. Und zeitweilig dachte er vielleicht wirklich menschenfreundlich genug, um auf die Rache für den ermordeten Bruder zu verzichten und den beiden Usurpatoren, die ihn durch eine gemeinsame Gesandtschaft um seine Anerkennung baten, ihren Wunsch zu erfüllen. Sie erboten sich, ihm die Ehrenrechte des ältesten Augustus zu lassen, und um die neue Herrschergemeinschaft auch durch Familienbande fester zu knüpfen, trug ihm Magnentius seine Tochter als Gattin an und warb selbst um die Hand der Constantia. Als diese Botschaft ihn in Heraclea, bald nach seinem Übergang über den Bosporus, erreichte, war Constantius, der vor der Macht und Kriegserfahrung seiner Gegner grosse Furcht hatte, nahe daran, jene Friedensbedingungen anzunehmen. Doch in der Nacht erschienen ihm Vater und Bruder und mahnten ihn an die Pflicht der Blutrache. Wie Constantin der Grosse immer gemeint hatte, in seinen Träumen die Stimme Gottes zu hören, so auch sein frommer Sohn. Gestärkt durch die Überzeugung, im Auftrage einer höheren Gewalt seinen Kampf zu führen, zog er mit besserem Mut seinem ungewissen Schicksal entgegen. Doch fertigte er die Gesandten nicht ab, sondern behielt sie als Gefangene in seinem Lager, um die Gegner möglichst lange über seine Beschlüsse im Ungewissen zu lassen.

Vetranio hatte durch seine Truppen die Pässe, die Pannonien von der thrakischen Diöcese trennten, sperren lassen. Doch als gleichzeitig Gesandte von Constantius und von Magnentius bei ihm er-

schienen und beide ihn an seine Versprechungen erinnerten und als Bundesgenossen in Anspruch nahmen, da liess er seine Wahl durch die tief gewurzelte Loyalität des alten Soldaten bestimmen. Er konnte es nicht über sich gewinnen, dem er so lange Jahre treu gedient hatte, die Gefolgschaft zu versagen; so zog er denn Constantius entgegen und begrüsste ihn in Serdica, der Grenzstadt der thrakischen Diöcese, als seinen Herrn und Gebieter. Von dort zogen sie gemeinsam in das Gebiet des Vetranio ein und machten in der ersten Stadt desselben, Naissus, Halt, um sich den vereinigten Heeren als Mitkaiser und Bundesgenossen vorzustellen. Am Weihnachtstage 350 standen sie beide auf erhöhtem Platze den Truppen gegenüber, und Constantius, als der vornehmere, nahm zuerst das Wort. Jenes Fest hatte nicht nur die Bedeutung, dass es schon damals als Geburtstag des Erlösers galt, sondern an ihm hatte auch Constans den Caesarenpurpur empfangen und dies alljährlich durch reiche Geschenke an seine Soldaten gefeiert. So machte schon der Tag es dem Redner leicht, an seinen ermordeten Bruder zu erinnern und seinen Hörern die Pflicht der Rache, die ihrem kriegerischen Sinne verständlicher war, als alle Lehren des Christentums, mit feurigen Worten einzuschärfen. „Wer ist zur Erbschaft berufen, wenn der Bruder stirbt?“ So konnte er sie fragen, und mit lauten Rufen gaben sie die Antwort, die ihrem starken dynastischen Gefühl entsprach.

Vetranio war auf den Thron gelangt, nicht so sehr weil seine persönlichen Eigenschaften die Soldaten gewonnen hätten, als weil zu der Zeit, wo Constantia einen Usurpator in Pannonien brauchte, er hier zufällig die höchste militärische Stellung bekleidete. Schon dass

er aus niedrigem Stande hervorgegangen war, musste sein Ansehn beeinträchtigen, und die Unentschlossenheit, mit der er während seiner kurzen Regierung zwischen Magnentius und Constantius hin und hergeschwankt hatte, war nicht geeignet, es zu steigern. Als man nun den abgelebten Greis neben dem jugendlichen Herrscher stehen sah, der auf eine Reihe kaiserlicher Ahnen zurückblicken konnte und das Bewusstsein dieser vornehmen Abstammung stolz zur Schau trug, da musste dieser Gegensatz mächtig auf die Phantasie des Heeres wirken. Und eine Anzahl von Schreiern, die für den Chorus der übrigen den Ton angeben sollten, war wohl schon vorher durch noch wirksamere Mittel gewonnen. Denn wie es scheint, hatte Constantius mit Gomoarius, der von den Leibwächtern des Vetranio eine Schar befehligte, schon auf dem Marsche Verbindungen angeknüpft und durch ihn heimlich Geld verteilen lassen. So hörte man denn in den Akklamationen, mit denen das Heer die Rede des Constantius beantwortete, immer nur seinen Namen; kein Heilruf auf seinen bescheidenen Mitregenten liess sich vernehmen. Da wurde Vetranio von Furcht ergriffen; er zweifelte an der Treue seiner Soldaten und war nicht so kühn, sie auf die Probe zu stellen. Purpur und Diadem warf er von sich und stürzte sich um Gnade flehend dem Constantius zu Füssen. Der Greis war ungefährlich genug, um sie ihm nicht zu versagen. Der Kaiser hob ihn auf, umarmte ihn und nannte ihn seinen lieben Vater. Mit einem reichen Jahrgeld ausgestattet, durfte er sich in das schöne Prusa zurückziehen, wo er die letzten sechs Jahre seines Lebens in behaglicher Ruhe verbrachte.

Noch ehe er so das Heer des Vetranio mit dem seinen vereinigte, hatte sich Constantius noch andere

Bundesgenossen geworben, deren Unterstützung dem römischen Kaiser zwar nicht zur Ehre gereichte, aber für die Entscheidung des Bürgerkrieges doch sehr wirksam war. Er hatte an die Rheingermanen Briefe gesandt, in denen er sie von den Verpflichtungen, die sie in früheren Verträgen eingegangen waren, ausdrücklich entband, sie aufforderte, in Gallien einzufallen, und ihnen verhiess, dass er das eroberte Land ihnen zur Bebauung überlassen werde. Daraufhin hatten raubgierige Scharen den Rhein überschritten und ein grauenvolles Morden und Plündern begonnen. Magnentius musste selbst Italien gegen den bevorstehenden Angriff des Constantius verteidigen und mochte doch den Schutz Galliens keinem Untertanen anvertrauen, weil in einer Zeit, in der sein eigenes Beispiel die Usurpation als nicht hoffnungslos erwiesen hatte, jeder siegreiche Feldherr ihm zum Nebenbuhler hätte werden können. Auch er griff daher auf das Vorbild Diocletians zurück und ernannte gegen Ende 350 für die gallischen Provinzen einen Caesar, seinen Bruder Magnus Decentius, ein Beispiel, das bei seinem Gegner alsbald Nachahmung fand.

Auch Constantius glaubte sich im Rücken bedroht. Er hatte die Nachricht empfangen, dass die Perser wieder einen Einfall gemacht hätten, der freilich nur ein unbedeutender Raubzug gewesen zu sein scheint. Gleichwohl meinte er, im Orient eines Vertreters der kaiserlichen Gewalt nicht entbehren zu können, und suchte nach einem passenden Mitregenten. Doch einen solchen zu finden, war nicht leicht; denn nach der Regel, die sein Vater aufgestellt hatte und die auch er als bindend anerkannte, mussten die Herrscher durch Bande des Blutes verbunden sein, und von seinen Verwandten war durch seine eigene Schuld

fast keiner mehr am Leben. Doch war er zu sehr Pedant, um von einem Grundsatz, den er einmal als richtig erkannt hatte, abzuweichen; auch mochte in seiner Umgebung kein Feldherr zu finden sein, gegen den sein immer waches Misstrauen ganz geschwiegen hätte. So war er in seiner Auswahl auf die beiden einzigen Vertreter des kaiserlichen Mannesstammes angewiesen, die dem Blutbade von Constantinopel entronnen waren (S. 29). Beide hatte er nur als Kinder gekannt und konnte daher nicht wissen, welcher von ihnen sich für den Kaiserthron besser eignen werde. Unter diesen Umständen verstand es sich von selbst, dass er den älteren wählte, der dann freilich, wie sich bald zeigen sollte, keineswegs der tüchtigere war.

Julius Constantius, der Halbbruder Constantins des Grossen, war zweimal vermählt gewesen, zuerst mit der vornehmen Römerin Galla, dann mit Basilina, der Tochter des Julius Julianus, der lange Jahre hindurch bei Licinius die Stelle des Praefecten bekleidet hatte. Aus erster Ehe hatte er zwei Söhne und eine Tochter besessen, aus zweiter einen Sohn, den späteren Kaiser Julianus. Die Tochter war mit ihrem Vetter Constantius verheiratet gewesen, aber früh gestorben; den ältesten Sohn hatten die Soldaten zugleich mit seinem Vater niedergemacht (S. 28). Der zweite, Gallus, geboren im J. 326, war bei der Ermordung seiner Verwandten ein zwölfjähriger Knabe gewesen, und da er zudem so krank daniederlag, dass man seinen Tod erwartete, hatten ihn die Aufrührer verschont. Obgleich der grösste Teil seines Vermögens konfisziert wurde, blieb ihm doch noch ansehnlicher Grundbesitz in Jonien, wo er in der nächsten Zeit lebte und in Ephesus die Schule besuchte. Doch als er sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte, schien er dem

misstrauischen Constantius gefährlich genug, um ihn einer strengeren Aufsicht zu unterwerfen. Ihm und seinem vierzehnjährigen Bruder Julianus wurde ihr Wohnsitz auf der kaiserlichen Domäne Fundus Macelli in der Nähe des kappadokischen Caesarea angewiesen, wo sie zwar eine Bedienung erhielten, die ihres Standes würdig war, aber von jedem Verkehr mit der Aussenwelt streng abgeschlossen blieben. Auf diese Weise verlebten sie die sechs Jahre, die für die Entwicklung des Jünglings fast die wichtigsten sind, ohne jede andere Gesellschaft als die ihrer Sklaven und Freigelassenen. Unter diesen Lakaien, von denen manche wohl zugleich Spione des Kaisers waren, lernten sie die übermütigen Gebieter spielen, zugleich aber auch ihre Zunge sorgsam im Zaume halten, damit kein Wort von ihnen an den Hof berichtet werde, das Anstoss hätte erregen können. Die Erziehung, die sie so genossen, war höchst geeignet, sie zu Tyrannen nach unten, zu feigen Leisetretern nach oben auszubilden. Von den Geschäften der Regierung erfuhren sie nichts, am wenigsten von den Pflichten des militärischen Kommandos. Die einzige Betätigung, die ihnen gestattet war, bewegte sich in den Werken christlicher Frömmigkeit. So besuchten sie denn fleissig die Gottesdienste und leiteten sie sogar selbst durch Vorlesen der Bibel; auch begannen sie gemeinsam über dem Grabe eines Märtyrers eine Kirche zu erbauen. Diese Erziehungsmethode schlug bei Gallus an und machte ihn zu dem eifrigen Theologen und skrupellosen Wüterich, als der er sich bald erweisen sollte; bei dem besser gearteten Julian dagegen rief sie eine heftige Reaktion hervor und erregte in ihm die bitterste Abneigung gegen den kaiserlichen Unterdrücker und sein unfruchtbares Christentum.

Anfang 351 wurde Gallus aus seiner ländlichen Abgeschiedenheit herausgerissen und an den Hof nach Sirmium beschieden. Natürlich konnte er dem Mörder seines Vaters und Bruders, der ihn selbst enterbt und misstrauisch in Gefangenschaft gehalten hatte, keine sehr freundliche Gesinnung entgegenbringen, und Constantius musste dies empfinden. Doch so wenig er Grund hatte, seinem künftigen Caesar zu trauen, er wusste keinen andern geeigneten Kandidaten und musste ihn daher, so gut es ging, zu versöhnen suchen. Zu diesem Zwecke griff der fromme Kaiser zu einem religiösen Mittel. Die beiden Vettern schworen sich unter Assistenz des Bischofs Theophilus zu, dass keiner dem andern Übles sinnen wolle, ein Eid, den beide, so eifrige Christen sie waren, schon nach kurzer Zeit brechen sollten. Um des guten Omens willen legte Gallus seinen bisherigen Namen ab und nahm den seines neuen Gönners an. So empfing er als Flavius Claudius Constantius am 15. März 351 den Caesarenpurpur und vermählte sich mit der sehr viel älteren Constantia, die bald, wie ihr Bruder erwartet und gehofft hatte, grosse Macht über ihn gewann. Mit ihr eilte er dann nach Antiochia, um die Perser zu beobachten, während sein Augustus den Kampf gegen Magnentius vorbereitete.

Unterdessen hatte auch dieser eifrig gerüstet. Er hatte unter den freien Germanen, vor allem den Franken und Sachsen, Hilfstruppen geworben, und um das Geld zu ihrer Bezahlung aufzutreiben, kein Mittel der Gewalt gescheut. Schon die massenhaften Hinrichtungen wohlhabender Römer, welche dem Aufstande des Nepotianus gefolgt waren, mussten dazu dienen, seinen Schatz zu füllen. Dann zwang er die Reichen, ihm den Nachlass des Constans abzukaufen,

legte den Untertanen eine Steuer von der vollen Hälfte ihres Einkommens auf, bedrohte jede Hinterziehung mit der Todesstrafe und gab den Sklaven das Recht, ihre Herren, falls sie sich dieses Verbrechens schuldig machten, zu denunzieren. Viele der Reichsten und Angesehensten, namentlich eine grosse Anzahl von Senatoren, sahen sich dadurch veranlasst, aus seinem Reichsteil zu fliehen und bei Constantius Schutz zu suchen, was dann freilich die Konfiskation ihres Vermögens, soweit es dem Tyrannen erreichbar war, zur Folge haben musste. Trotz dieser Gewaltmittel war die Macht, die er zum Kampf um seine Krone aufbieten konnte, noch nicht halb so stark, wie die vereinigten Heere des Constantius und des Vetranio. Denn wenn er auch die Garnisonen der Rheinburgen schwächte, konnte er doch nicht umhin, eine bedeutende Truppenzahl den Einfällen der Barbaren entgegenzustellen; Gallien, das seine Operationsbasis bildete und ihm die wertvollsten Werbebezirke darbot, durfte er nicht ganz verlieren. Er hielt sich daher in der Defensive; aber dasselbe tat auch sein Gegner, obgleich er über eine erdrückende Übermacht verfügte. Denn keckes Dreinfahren lag nicht in der Natur des Constantius, und zudem hatte im Kampf gegen die Reiterscharen der Perser auch er diese Waffengattung vor allen andern vermehrt und ausgebildet. Da nun für ihre Entfaltung die weiten Ebenen Pannoniens die vorteilhaftesten Schlachtfelder darboten, wäre es ihm sehr erwünscht gewesen, wenn Magnentius, den festen Wall der Alpen hinter sich lassend, ihm hier entgegengetreten wäre.

So blieben die Gegner bis tief in den Sommer 351 untätig stehen. Endlich musste sich Constantius entschliessen, den Alpenübergang zu wagen. Doch an

der damaligen Grenze Italiens, bei Atrans (St. Oswald), wo der Pass durch eine enge Schlucht führte, hatte ihm Magnentius einen Hinterhalt gelegt. Von den Bergen, die den Weg begleiteten, donnerten Steine auf das marschierende Heer hinab, und nach schweren Verlusten musste sich Constantius nach Poetovio (Pettau) zurückziehen, wo er zuerst wieder eine Ebene fand, die ihm die Ausbreitung einer Schlachtordnung gestattete. Aber als Magnentius ihn verfolgte, wagte er mit seinen schwer erschütterten Truppen auch hier nicht Stand zu halten, sondern ging südwärts über die Save zurück. Von dort schickte er seinen Praefecten Philippus als Gesandten nach Poetovio und erbot sich, gegen Abtretung von Italien und Afrika seinen Gegner im gallischen Reichsteil als Mitregenten anzuerkennen. Freilich konnte es diesem nicht verborgen sein, dass er durch die Annahme dieses Vorschlags sich nur einen Waffenstillstand erkauft hätte; denn ohne Zweifel hätte Constantius, sobald die Gelegenheit sich bot, den Krieg erneuert und wäre ihm dann mit noch grösserer Überlegenheit entgegengetreten. Magnentius lehnte daher ab und ging gegen die Savelinie vor. Hier suchte der Feind ihn am Übergange zu hindern; doch wurde dieser nach hartem Kampfe erzwungen und damit der Mut des schwachen Kaisers ganz gebrochen. Eiligst zog er sich in die starke Stellung von Cibalae zurück, in der einst Licinius das Vordringen Constantins zu hemmen versucht hatte (I S. 154), verstärkte sie noch mehr durch schnell hergestellte Befestigungen und erwartete so den Angriff des Magnentius. Doch dieser war kein Constantin, der den Mut gehabt hätte, auch einen überlegenen Feind in kühnem Ansturm zu werfen, sondern eröffnete jetzt seinerseits Unterhandlungen. Da er aber im Rausche der ge-

wonnenen Siege seine Forderungen gar zu hoch stellte, wurden sie zurückgewiesen. Jetzt suchte er den Kaiser dadurch aus seiner schwer angreifbaren Stellung herauszulocken, dass er rings um ihn her die Städte Pannoniens berannte. So konnte er entweder erzwingen, dass Constantius zum Entsatz herbeieilte, oder tat er dies nicht, so bemächtigte man sich seiner Magazine und konnte sein Heer, dessen Grösse die Verpflegung sehr erschwerte, durch Hunger zum Vorbrechen veranlassen. Wirklich gelang es, Siscia (Siszek) im Sturm zu nehmen; doch ein Handstreich auf Sirmium (Mitrovica) scheiterte; darum aber wurde der Plan nicht aufgegeben. Magnentius umging in weitem Bogen das Lager von Cibalae und wandte sich gegen Mursa (Esseg), das im Norden desselben, nur wenige Meilen davon entfernt, gelegen war.

In der Zwischenzeit werden sich die Soldaten des Constantius von der moralischen Wirkung ihrer Niederlagen etwas erholt, vielleicht auch neue Verstärkungen herangezogen haben. Sie mussten es als Schmach empfinden, dass in ihrer nächsten Nähe eine befreundete Stadt belagert wurde, und konnten dies umso unbedenklicher hindern, als man unterdessen wohl schon erfahren hatte, dass der Feind nur über 36000 Mann verfügte, während der Kaiser ihm 80000 entgegenstellen konnte. Allerdings galt der Satz, dass Tüchtigkeit der Truppe mehr wert ist als Überlegenheit der Zahl, für die Handgemenge des Altertums in noch höherem Grade als für das Feuergefecht unserer Zeit; und das Heer des Magnentius bestand fast ganz aus tapferen Germanen, das des Constantius zum grössten Teil aus schwachen Orientalen. Gleichwohl begann man unter den Offizieren des Usurpators, als das Zahlenverhältnis bekannt wurde, am Siege zu zweifeln,

was darin seinen Ausdruck fand, dass der Franke Silvanus mit der auserlesenen Reiterschar, die er befehligte, noch vor der Schlacht zum legitimen Kaiser überging. Dies trug nicht nur dazu bei, den Mut von dessen Truppen zu heben, sondern verminderte auch die Reiterei des Feindes, die ohnehin seine schwache Seite war, und gerade dies war es, was die Entscheidung herbeiführen sollte.

Als Constantius sich endlich entschlossen hatte, die Stellung von Cibalae aufzugeben, und zum Entsatze des belagerten Mursa heranzog, suchte Magnentius auch diesmal durch Hinterhalt zu wirken. In einem Amphitheater, das, von einem Gehölz umgeben, vor der Stadt lag, versteckte er vier germanische Auxilien und gab ihnen den Befehl, während des Kampfes dem Feinde überraschend in den Rücken zu fallen. Doch wurde dies verraten und die ganze Schar mit Übermacht vernichtet. Zur Schlacht wurden die Heere so aufgestellt, dass sich Magnentius links, Constantius rechts an die Drau anlehnten. Nach dem von Alters her üblichen Schema hatten beide ihre Reiterei auf die Flügel verteilt; doch war die des legitimen Kaisers sehr viel stärker und reichte auf der Linken infolge seiner grossen Überlegenheit weit über die feindliche Linie hinaus. Trotzdem scheute er nach seiner Gewohnheit den Angriff, und auch sein Gegner zauderte. So standen sich denn am 28. September 351 die Truppen bis zum späten Nachmittag untätig gegenüber. Als es dann endlich zum Kampfe kam, umfasste die Reiterei des Constantius alsbald den rechten Flügel des Feindes und löste schnell dessen ganze Schlachtreihe, indem sie dieselbe seitwärts gegen den Fluss drängte, völlig auf. Doch wenn auch vereinzelt und auseinandergerissen, bewahrte jeder Heerhaufe seinen

Zusammenhang, und die kühnen Germanen wehrten sich mit verzweifeltem Mute. Zwar unterlagen sie den Pfeilschüssen der Orientalen und dem Ansturm der unverwundbaren Eisenreiter, von denen Constantius nach dem Vorbilde der Perser mehrere Schwadronen gebildet hatte; viele fanden auch in der Drau ihren Tod, darunter wahrscheinlich Marcellinus, dem der Usurpator seine Erhebung dankte; denn nach dem Kampfe war er spurlos verschwunden. Doch wehrten sie sich bis tief in die Nacht hinein und verkauften ihr Leben teuer. Die Zahl der Gefallenen war daher auf Seiten des Constantius noch grösser als bei seinem Gegner; er verlor 30000 Mann, dieser nur 24000. Doch für Magnentius bedeutete dies zwei Drittel seines Heeres, während dem Kaiser noch immer 50000 Mann blieben. Wer aber durch diese Schlacht am meisten gewonnen hatte, das waren die Barbaren, die rings an den Grenzen lauerten. Denn mochte es seit den Zeiten Diocletians auch stark vermehrt sein, so blieb das Reichsheer doch noch immer schwach genug, dass ein Verlust von 54000 seiner besten Krieger, ganz abgesehen von denen, welche schon in den früheren Kämpfen gefallen waren, seine Schlagfertigkeit sehr ernstlich gefährdete.

Die beiden, um deren Krone man sich gegenseitig totschlug, hatten zur Entscheidung des Tages am wenigsten beigetragen. Magnentius war, sobald er bemerkte, dass die feindliche Reiterei seinen rechten Flügel ins Wanken brachte und ihn selbst gefangen zu nehmen drohte, als einer der ersten geflohen. Constantius sah von dem Kampf überhaupt nichts; weit hinter der Front kniete er in einer Kapelle, die über dem Grabe eines Märtyrers errichtet war, und betete, während seine Soldaten sich schlugen. Es bedurfte

der Stimme eines Engels, um zuerst dem Bischof Valens von Mursa, der ihm beten half, und durch diesen ihm selbst den Sieg zu verkündigen. Erst am andern Tage sah er sich die Leichenhaufen an und weinte ein paar Tränen. Den Anhängern des Usurpators, die noch jetzt zu ihm abfielen, wurde Amnestie verkündigt, was zur Folge hatte, dass, wer irgend konnte, aus Italien an das Hoflager floh.

Obgleich durch sein langes Zaudern der Spätherbst herangekommen war, wäre es doch die erste Pflicht des Kaisers gewesen, seinen Gegner, der ihm jetzt ganz ohnmächtig gegenüberstand, nach Italien und, wenn nötig, auch nach Gallien zu verfolgen und so dem Kriege schnell ein Ende zu machen. Doch Constantius zögerte ihn noch zwei Jahre hin. Einstweilen schien es ihm dringlicher, in Sirmium, wo er die Winterquartiere bezog, ein Ketzergericht über den Bischof der Stadt Photinus abzuhalten, der sich irgend welche unschuldigen Hypothesen über die Natur der Gottheit geleistet hatte.

Unterdessen hielt Magnentius in Aquileja, am Ausgangspunkt der julischen Alpenpässe, seinen Hof und versuchte wiederholt, mit Constantius Verhandlungen anzuknüpfen; doch obgleich er sich bereit erklärte, gegen Zusicherung von Leben und Freiheit den Purpur niederzulegen, wies der Kaiser alle Anträge zurück. Da ein Traum ihm die Rache für seinen Bruder geboten hatte, meinte er diesem göttlichen Befehl in vollem Umfange nachkommen zu müssen, auch wenn dies noch so viel Blut kostete. So musste sich der Usurpator zu weiterem Kampf entschliessen, und nach den Erfahrungen, die er bei Atrans gemacht hatte, schien es ihm nicht unmöglich, die schwierige Alpenstrasse auch gegen ein weit über-

legenes Heer zu verteidigen. Er liess daher eine alte Befestigung, die den Pass sperrte, wiederherstellen und legte eine Besatzung hinein, die ausreichte, um den Durchmarsch des Kaisers unmöglich zu machen. Belagerungsmaschinen gegen die Mauer zu führen, war deshalb kaum tunlich, weil die umliegende Gegend ganz wasserlos war und dadurch den Aufenthalt des Heeres sehr erschwerte, und aushungern liessen sich die Feinde nicht, weil die Zufuhr von Italien aus ihnen nicht gesperrt werden konnte. Man griff daher zu einer List. Ein Offizier des Constantius, der Comes Actus, liess sich absichtlich gefangen nehmen und wusste dann die Besatzung zu überzeugen, dass die Lage des Magnentius hoffnungslos sei und sie am klügsten tun werde, wenn sie sich dem legitimen Herrscher widerstandslos ergäbe. Während sie noch schwankte, liess dieser auf unwegsamen Felspfaden die feindliche Stellung bei Nacht umgehen, so dass sie von beiden Seiten bedroht war. Als die Soldaten bei Tagesanbruch das Heer des Kaisers anrücken sahen und sich zugleich überzeugten, dass sie jetzt auch von Italien abgeschnitten waren, gaben sie den Ratschlägen des Actus Gehör und unterwarfen sich.

Schon gegen Mittag desselben Tages wurde dies dem Magnentius gemeldet, der sogleich Aquileja in eiliger Flucht räumte. Ungehindert konnte Constantius den Pass überschreiten und in die Stadt einziehen. Was an Besatzungen über Italien verstreut war, ergab sich zum grössten Teil dem Sieger. Seine Flotten, die er kurz vorher in grösster Eile erbaut hatte, bemächtigten sich Siziliens und Afrikas, drangen in die Pomündung ein und schnitten den Feind von den südlicheren Teilen Italiens ab, ja sie landeten sogar Truppen an den

Pyrenäen, die deren Pässe besetzten und seine Verbindung mit Spanien unterbrachen. Doch gelang es Magnentius, den gar zu hitzigen Verfolgern bei Ticinum eine Schlappe beizubringen, und dies genügte, um die Operationen des zaghaften Kaisers völlig zu lähmen. Statt hinter dem Usurpator her sogleich nach Gallien zu ziehn und dessen schon gebrochene Macht völlig zu vernichten, liess er sich durch jenen kleinen Misserfolg von den Gefahren eines zweiten Alpenüberganges zurückschrecken. Er bezog in Mailand die Winterquatiere, beging hier seine Vermählung mit der schönen Eusebia und feierte fröhliche Flitterwochen, während die Provinzen des Westens nicht nur von den Barbaren, die er selbst als Helfer herbeigerufen hatte, schrecklich verwüstet, sondern auch durch die verzweifelten Rüstungen des Magnentius bis auf das letzte Blut ausgesogen wurden. Und dem Tyrannen bereitete es eine grausame Lust, möglichst viele sein Verderben, das er sicher voraussah, mit ihm büssen zu lassen; niemals wütete er furchtbarer gegen diejenigen, welche er für seine Gegner hielt, als in diesem seinem letzten Winter (352, 53). So soll er einzelne an seinen Wagen gebunden und sie dann in rasender Fahrt zu Tode geschleift haben.

Erst im Hochsommer 353 trat Constantius den Feldzug nach Gallien an. Bei Mons Seleuci (La-Batie-Mont-Saléon) in den Schluchten des Buéch musste er sich den Durchzug durch das Gebirge mit einer neuen Schlacht erkaufen. Auch diesmal besiegt, floh Magnentius nach Lyon und sandte Botschaft an seinen Caesar, dass dieser sein Heer herbeiführen solle, damit sie vereinigt noch einmal das Kriegsglück versuchen könnten. Decentius hatte, seit er mit dem Purpur geschmückt war, eine schwere Zeit fruchtloser Kämpfe

durchlebt. Mit der kleinen Macht, die sein Bruder ihm hatte lassen können, war er von dem Alamannenkönig Chnodomar schwer geschlagen worden, und hatte sich dann nur mit Mühe gegen die weithin plündernden Scharen behaupten können. Jetzt musste er das unglückliche Land widerstandslos ihrer Raubgier preisgeben und wandte sich nach Süden, um seinem Augustus zu Hilfe zu kommen. Doch unterwegs konnte er sich überzeugen, dass die Gallier keineswegs bereit waren, sich für seine verlorene Sache aufopfern zu lassen. Die Hauptstadt des westlichen Reichsteils, Trier, schloss ihm ihre Tore, und er hatte nicht die Zeit, sie für ihren Abfall zu strafen, sondern musste eiligst weiterziehn. Aber noch ehe er nach Lyon gelangen konnte, hatte sich dort das Schicksal des Magnentius entschieden.

Die Soldaten, die ihm noch geblieben waren, hielten jeden weiteren Kampf für aussichtslos und wollten sich die Verzeihung des Kaisers dadurch erkaufen, dass sie ihm den Usurpator auslieferten. Sie bewachten daher den Palast desselben, nicht um ihn zu schützen, sondern um ihn nicht entschlüpfen zu lassen. Als er dies wahrnahm, überzeugte er sich, dass ihm und den Seinen nur die Wahl zwischen freiwilligem Tode oder qualvoller Hinrichtung blieb. Er tötete seine Mutter und die Verwandten und Freunde, die ihn noch umgaben, und stürzte sich dann am 10. August 353 selbst in sein Schwert. Constantius liess ihm das Haupt abhauen und es zur Abschreckung künftiger Empörer durch die Provinzen des Reiches tragen. Als Decentius in Sens von dem Tode seines Augustus erfuhr, verzichtete er auf ferneren Widerstand und erhängte sich am 18. August.

So war die Einheit des Reiches wieder hergestellt, aber erst nach mehr als dreijährigen Kämpfen, die nicht nur die kaiserlichen Finanzen, sondern auch den Wohlstand der Privaten schwer erschüttert und durch den ungeheuren Menschenverlust seine Wehrkraft untergraben hatten. Und an dieser aufreibenden Dauer des Krieges trug nur der zaghafte, immer zaudernde Herrscher die Schuld. Wäre er, wie sein Vater zu tun pflegte, mit kühner Entschlossenheit vorwärts gedrungen, so hätte er in weniger als einem Drittel der Zeit mit seinem unfähigen Gegner fertig werden können. Doch je weniger er Grund hatte, auf seine eigenen Leistungen stolz zu sein, desto sicherer meinte er in seinem Siege eine wunderbare Begnadigung Gottes zu erkennen, und dies stärkte wieder sein Selbstbewusstsein. Er betrachtete sich jetzt als den Auserwählten des Herrn, benannte sich selbst mit dem Titel „Meine Ewigkeit“ und zweifelte nicht daran, dass es ihm beschieden sei, wie dem Reiche, so auch der Kirche ihre Einheit wiederzugeben. Wie er diese Aufgabe zu lösen versuchte, aber alle seine Bemühungen an ihr scheitern sah, soll weiter unten dargestellt werden.

Das Gottesgnadentum, dessen stolzes Gefühl ihn jetzt mehr als je erfüllte, hatte vor allem die Wirkung, ihm die Auflehnung gegen seine Gewalt, die er eben erst niedergekämpft hatte, als Frevel gegen den göttlichen Willen erscheinen zu lassen und ihn zu den härtesten Strafen gegen seine Widersacher anzuspornen, weil sie ihm zugleich als Feinde des höchsten Himmelsherrn erschienen. Zwar wusste er auch zu schonen; doch tat er dies nur, wo er damit dem klar ausgesprochenen Willen der Gottheit nachzukommen meinte. Als Magnentius seine ganze Verwandtschaft

hinschlachtete, hatte er auch seinem Bruder Desiderius mehrere Wunden beigebracht; doch erwies sich keine davon als tötlich. Diese wunderbare Rettung, in der er den Finger Gottes erblickte, veranlasste Constantius, ausnahmsweise milde zu sein, obgleich der einzige überlebende Spross des untergegangenen Kaiserhauses ihm als Usurpator hätte gefährlich werden können. Desto härter war er gegen die untergeordneten Helfer des Tyrannen. Als er nach Beendigung des Bürgerkrieges im Herbst 353 zu Arelate seine Tricennalien feierte, benutzte er diese Gelegenheit nicht etwa zu einer Amnestie, sondern während der prunkenden Festlichkeiten gingen die Hochverratsprozesse ununterbrochen ihren traurigen Gang. Seine Spürhunde durchzogen die Provinzen, überall nach Kompromittierten spähend; namentlich der Notar Paulus zeichnete sich unter ihnen aus, wahrscheinlich derselbe Mann, der vorher als frommer Bote des Constans nach Afrika geschickt war, um dort den Frieden der Kirche herzustellen (III S. 336). Als er in Britannien Scharen von Schuldigen und Unschuldigen in Ketten legen liess, um sie zur Aburteilung an das Hoflager zu befördern, suchte der Vicar Martinus sein Wüten zu hemmen und drohte, sein Amt niederzulegen, wenn nicht diejenigen, gegen welche gar keine haltbaren Verdachtsgründe vorlagen, aus der Gefangenschaft entlassen würden. Da verhaftete Paulus den pflichttreuen Beamten selbst und mit ihm diejenigen, die ihm persönlich nahestanden. Martinus, der wusste, dass jede Anklage vor dem Gerichte des unerbittlichen Kaisers fast mit Sicherheit zur Verurteilung führte, zückte in seiner Verzweiflung den Dolch gegen Paulus und stiess ihn dann in die eigene Brust. Doch dies und ähnliches machte auf Constantius keinen Eindruck; weder entzog

er dem Paulus sein Vertrauen, noch wurde den Prozessen Einhalt geboten.

Während so im westlichen Reichsteil die Ausrottung der Besten ihren gewohnten Gang weiterging, hatte sie auch im Orient nicht geruht, ja hier trat sie sogar noch hässlicher und bösartiger auf. Der Nerotypus, der uns in der römischen Kaiserzeit so oft begegnet, hatte in dem Caesar Gallus eine neue Verkörperung gefunden.

Viertes Kapitel.

Constantius Gallus.

Die Lust daran, andern gegenüber seine Überlegenheit zu erweisen, ist wohl keinem Menschen fremd: am stärksten aber wirkt sie bei feigen Schwächlingen, weil sie ihnen die Freude bereitet, sich über das Gefühl ihrer eigenen Unzulänglichkeit, das sie immer wieder im Stillen beschleicht, zeitweilig hinwegzutäuschen. Ihre vollste Befriedigung findet sie bei dem, der in der Lage ist, in das Schicksal seiner Mitmenschen entscheidend einzugreifen, und zwar kann dies in doppelter Weise geschehen, indem man sie beglückt oder sie quält und vernichtet. Nach beiden Richtungen hin pflegen Tyrannennaturen wirksam zu sein. Caligula und Nero begannen ihre Regierung mit dem Bestreben, von allen ihren Untertanen geliebt und gesegnet zu werden, und auch später stand bei ihnen neben raffinierter Grausamkeit ein verschwenderisches Beschenken ihrer Günstlinge. Doch schon das Beglücken eines Einzelnen ist viel schwerer, als das Martern und Töten; will man gar einem ganzen Volk zum Heile werden, so erfordert das harte Arbeit, und Gesellen jener Art pflegen träge zu sein. So überwiegt denn bald die Art der Machtentfaltung, welche die bequemere und minder kostspielige ist und zugleich einen gewissen schaurigen

Genuss bereitet. Denn dass es angenehm ist, Leiden anderer, denen wir selbst entrückt sind, mit behaglichem Gruseln anzusehn, empfinden auch wir, wenn wir ein Trauerspiel auf uns wirken lassen, und dass wir in der rauhen Wirklichkeit davor zurückscheuen, hat seinen Grund nur im menschlichen Mitgefühl. Doch in einem Despoten erstirbt diese Empfindung nur zu leicht, weil er sich über das gemeine Schicksal hoch erhoben wähnt und alle andern Menschen nur als tief untergeordnete Geschöpfe betrachtet, mit deren Lust und Leid er nichts gemein hat. Auch er darf mit Richard III. sagen:

> Denn Liebe, die Graubärte göttlich nennen,
> Sie wohnt in Menschen, die einander gleichen,
> Doch nicht in mir: ich bin ich selbst allein.

Zu der Menschenverachtung, die ein regelmässiges Kennzeichen der Tyrannen bildet, trägt es wesentlich bei, dass die, welche sie umgeben, der Verachtung tatsächlich wert sind. Denn da sie freie Geister nicht um sich dulden können, besteht ihr Umgang fast nur aus niedrigen Schmeichlern, die alles an ihnen preisen und jeder ihrer Launen folgen. Für ihre Wohltaten finden sie fast nie den Dank, den sie fordern; oft ist auch ihr Leben durch Verschwörungen bedroht, und das Misstrauen, dass ihrer feigen Art natürlich ist, wird so gesteigert und richtet sich gegen alle, die nicht ihre gefügigen Werkzeuge sind. Doch je entschiedener sie ausserhalb der Menschheit stehen, desto näher fühlen sie sich der Gottheit. Gleich dieser halten sie Glück und Unheil, Leben und Tod in ihrer Hand, und wie sie Anbetung für sich selbst verlangen, so sind sie auch bereit, sie einer Macht, die sie als noch höher anerkennen, furchtsam zu gewähren. So finden wir denn bei fast allen Tyrannen des Altertums, die uns

genauer bekannt sind, ein tief religiöses Empfinden, das freilich oft höchst sonderbare Gestalten annimmt. Nero trug fromme Scheu, sich in die eleusinischen Mysterien einweihen zu lassen, weil sie dazu nach ihrer damaligen Gestalt sittliche Reinheit verlangten und er sich, so skrupellos er sonst war, doch der Gottheit gegenüber als schweren Sünder fühlte; Caligula meinte in persönlichem Verkehr mit dem Jupiter Capitolinus zu stehen; Domitian, Commodus, Elagabalus erfüllten alle Pflichten des Kultus mit gläubigem Eifer. Je mehr sie Grund hatten, für ihr Leben zu zittern, mit desto heisserer Inbrunst suchten sie die Gunst der Macht zu gewinnen, die ihnen nach ihrem Glauben Rettung oder Verderben bringen konnte.

Alle Züge, die für das Charakterbild der früheren Tyrannen bezeichnend sind, finden sich auch bei Gallus wieder; nur in einer Beziehung weicht er von ihnen ab. Während sie alle ihre Macht auch zu wilden geschlechtlichen Ausschweifungen missbrauchten, scheint er ein treuer Gatte gewesen zu sein. Dies wird zum grossen Teil dadurch veranlasst sein, dass der kühne, herrische Geist der Constantia sich den schwächlichen Gemahl völlig unterworfen hatte und seine sinnlichen Leidenschaften straff im Zügel hielt; doch mag auch das Sittengesetz des Christentums, das ja in seiner damaligen Ausprägung keine Sünde mehr verurteilte, als die Unkeuschheit, dazu mitgewirkt haben. Denn Gallus war nicht weniger fromm als Domitian oder Elagabalus. Als er eben die Herrschaft des Orients antrat, erfuhr er von der Ketzerei des Aëtius, der eben damals die Sekte der Eunomianer gründete (S. 87). Sogleich entbrannte er in heiligem Eifer und gab den Befehl, dem Christuslästerer die Beine zu zerschmettern. Doch der Bischof Leontius von Antiochia, der ein

Schüler des Lucianus war und daher zum Arianismus hinneigte, vermochte ihn, die Ausführung des Strafurteils zu verschieben und sich den Ketzer vorführen zu lassen. Der tiefgelehrte und welterfahrene Mann, der mit frommer Überzeugungstreue eine hinreissende Beredsamkeit verband, gewann alsbald Macht über den kaiserlichen Jüngling. Er musste in dessen Umgebung bleiben und wurde sein hochverehrter Lehrer und geistlicher Berater. Da im Haine Daphne vor den Toren Antiochias dem Apollon eine unzüchtige Feier begangen zu werden pflegte, übertrug Gallus die Reliquien des Märtyrers Babylas hierher, um durch ihre Macht die Dämonen zu bannen. Doch behielt er vor diesen immer eine heillose Angst und trat allem, was nach Zauberei aussah, mit den härtesten Strafen entgegen. Als er erfuhr, dass sein Bruder dem Heidentum zuneige, schickte er wiederholt den Aëtius zu ihm, um ihn durch dessen kräftiges Wort zum rechten Glauben zurückzuführen, und da Julian sich stellte, als wenn er völlig bekehrt sei, schrieb er ihm einen noch erhaltenen Brief, dessen Inhalt an die Bekennerfreude Constantins erinnert.

In der ersten Zeit nach seiner Erhebung scheint auch er, wie Caligula und Nero, bemüht gewesen zu sein, seine Herrscherpflichten treu zu erfüllen. Seine versteckte Grausamkeit trat nur darin hervor, dass er besondere Freude an dem Schauspiel von Faustkämpfern fand und sie desto lebhafter beklatschte, je mehr Blut und zerbrochene Knochen es gab. Erst als ein Aufstand und ein Mordversuch ihn über die Gefahren belehrten, die jeden römischen Kaiser bedrohten, brachte das Misstrauen seine tyrannischen Neigungen zum Ausbruch. Bei den Juden scheinen sich in dieser Zeit wieder einmal Messiashoffnungen

geregt zu haben. Im J. 352 ermordeten sie in Diocaesarea bei Nacht die römische Besatzung, riefen einen gewissen Patricius zu ihrem Könige aus, und schnell verbreitete sich der Aufstand auch über mehrere andere Gemeinden Palästinas. Doch das Heer, das Gallus ihnen entgegenschickte, besiegte sie leicht; die schuldigen Städte wurden niedergebrannt und ihre Einwohner bis zu den kleinen Kindern herab ermordet.

In diesem Falle mochte eiserne Härte, wenn nicht gerechtfertigt, so doch entschuldbar sein. Denn während im Westen der Usurpator noch nicht besiegt war und an der Ostgrenze die Perser drohten, musste die Ruhe im Innern erhalten werden, und wenn der Caesar zu diesem Zweck auch vor den grausamsten Abschreckungsmitteln nicht zurückscheute, fand er dafür gewiss nicht nur bei seinem Augustus, sondern auch bei der grossen Mehrzahl seiner Untertanen die vollste Billigung. Doch eine persönliche Gefahr trieb ihn weiter. Als Magnentius schon an jeder Siegeshoffnung verzweifelte, meinte er einen Frieden oder wenigstens einen Waffenstillstand dadurch vom Kaiser erwingen zu können, dass er dessen Rückkehr in den Orient nötig machte. Dies wollte er damit erreichen, dass er den Caesar, der ihn hier vertrat, aus der Welt schaffen liess. Er sandte daher einen gedungenen Mörder gegen ihn aus, der, in Antiochia angelangt, unter den dortigen Soldaten Helfer zu werben suchte. Doch ein altes Weib, das unbeachtet den Unterredungen der Verschwörer gelauscht hatte, zeigte sie an; sie wurden ergriffen und hingerichtet. Constantia aber beschenkte die Denunziantin reich und liess sie aus dem Tor des Palastes in einem Staatswagen durch die Stadt fahren, um durch diese öffentliche Ehrung jedem vor Augen zu stellen, welch hoher Lohn dem beschieden sei, der den Caesar vor

einer Gefahr warne. Dies rief eine Menge Anklagen auf Hochverrat oder Zauberei hervor, die, wie schlecht sie auch begründet sein mochten, regelmässig zur Verurteilung führten.

Nachdem so das edle Herrscherpaar begonnen hatte, sich an Folter und Blut zu berauschen, ging es bald dazu über, auch ohne jede Anklage seinen Tyrannenlaunen zu fröhnen. In einen angesehenen Alexandriner namens Clematius war seine Schwiegermutter verliebt, doch er wies ihre Anträge keusch zurück. Da schlich sie sich heimlich in den Kaiserpalast und bot der Constantia ein köstliches Halsband an, wenn sie ihr dafür zur Rache verhelfen wolle. Sogleich erging an den Comes Orientis Honoratus der Befehl, den Clematius hinrichten zu lassen, und ohne dass man ihm auch nur ein Wort der Verteidigung gestattete, traf den Unschuldigen der Tod. Der Beamte, der sich so unbedenklich zum Werkzeug eines gewissenlosen Mordes hergab, stand bei Constantius in hohem Ansehn und wäre wohl imstande gewesen, die Willkühr des Caesar und seiner würdigen Frau durch seinen Einspruch zu hemmen. Um so mehr wurden diese durch sein sträfliches Nachgeben belehrt, dass sie ungehindert tun durften, was sie wollten, und begannen jetzt, sich der Freude am Martern und Blutvergiessen, die ihnen natürlich war, in voller Freiheit hinzugeben (Winter 353/54).

Als frommer Christ konnte Gallus nicht den Anspruch erheben, dass man ihn mit Gebeten und Opfern göttlich verehre; doch jener Gottheitskitzel, der bei den heidnischen Tyrannen der früheren Jahrhunderte so widrig hervorgetreten war, blieb auch ihm nicht fremd. Auch er wollte nicht nur strafen, sondern auch beglücken, selbst wo die Natur der Dinge dem

zu widerstreben schien. So gab er im Frühling 354 dem Stadtrat von Antiochia den Befehl, das Korn müsse billiger werden, und als dieser die Ausführung desselben für unmöglich erklärte, wollte er alle seine Mitglieder hinrichten lassen. Doch diesmal fand Honoratus den Mut, sich dem Caesar zu widersetzen, und verhinderte so den Massenmord. Sich an einem so hohen Beamten, wie der Comes Orientis es war, zu rächen, wagte Gallus noch nicht; doch fand er ein anderes Opfer seines Zornes. Als die Teuerung zunahm, hetzte er das Volk auf Theophilus, den Statthalter von Syrien, und erregte so einen Aufstand, bei dem dieser von den aufgeregten Massen zerrissen und das Haus eines reichen Antiocheners, dem man wahrscheinlich Kornwucher Schuld gab, in Brand gesteckt wurde.

Schon vorher war in Antiochia ein System der Spionage organisiert worden, wie es selbst unter der Despotie der römischen Kaiser kaum je seinesgleichen gefunden hat. Selbst was man unter vertrauten Freunden oder im engsten Familienkreise über den Caesar und seine Gattin äusserte, wurde ihnen alsbald zugetragen. Nach Dunkelwerden zog er in höchst eigener Person verkleidet in den Strassen umher, um auszuhorchen, was man über ihn sagte. So verbreitete sich bald in Antiochia die ängstlichste Leisetreterei; jedes Gespräch über politische Dinge und Persönlichkeiten schien gefährlich. Denn selbst eine ganz unschuldige Äusserung konnte, wenn sie entstellt dem Gallus zu Ohren kam, eine Anklage auf Hochverrat herbeiführen, und dann hatte man zu erwarten, dass die Folter jedes Geständnis erpresste, das der Grausamkeit des unerbittlichen Richters erwünscht war.

Thalassius, der dem Caesar als Praefect beigegeben war, hatte über ihn zwar wiederholt bei Constantius Klage geführt; doch zu einer energischen Zurechtweisung konnte dieser sich nicht aufraffen. Denn er zitterte davor, dass der Caesarenwahnsinn seiner Kreatur sich gegen ihn selbst wenden und ihm so ein neuer Usurpator erstehen könne. Und freilich war der Beherrscher des Orients selbständig genug, um eine Erhebung versuchen zu können; doch der furchtsame Gallus hätte sich niemals der Gefahr ausgesetzt, einer so erdrückenden Übermacht, wie sein Augustus sie ihm gegenüber besass, in offenem Kampf entgegenzutreten. Auch die Untaten, die er täglich beging, hätte er nicht gewagt, wenn er gemeint hätte, dass Constantius ebenso für die Sicherheit seiner Untertanen eintreten werde, wie für die eigene. Hätte er sich überzeugt, dass seine ersten Willkürakte den Zorn des Kaisers erregten, er wäre vor den späteren sicher zurückgescheut. So aber standen sich zwei Feiglinge gegenüber, von denen jeder den andern fürchtete und sich sorgfältig in Acht nahm, ihn persönlich zu reizen. Trotz aller Anklagen des Praefecten behandelte Constantius seinen Caesar mit katzenhafter Freundlichkeit und gab ihm dadurch den Mut, seinen Tyrannenlaunen die Zügel immer mehr zu lockern. Gleichwohl witterte er in diesen eine Gefahr auch für sich selbst und suchte sie abzuschwächen, indem er dem Gallus das Kommando über die meisten Truppen des Orients entzog. Doch geschah dies in der freundlichen Form, dass er von dem aufrührerischen Geiste der Soldaten sprach und sich stellte, als wenn er nur für die Sicherheit seines lieben Verwandten besorgt sei. Und auch dass diesem nur noch seine Leibgarden blieben, beruhigte die Angst

des Kaisers nicht; denn freilich war es nicht ausausgeschlossen, dass die Heere des Orients, auch wenn Gallus nicht mehr den Oberbefehl über sie führte, ihm doch bei einer Usurpation zufielen.

Unterdessen war Thalassius gestorben, und als im Sommer 354 sein Nachfolger Domitianus nach Antiochia geschickt wurde, gab ihm der Kaiser den Auftrag, er solle Gallus durch freundliche Überredung zu bewegen suchen, dass er an das Hoflager des Westens komme, wo man ihn leicht hätte unschädlich machen können. Doch wie gewöhnlich hatte Constantius sein Werkzeug schlecht gewählt; der neue Praefect war ein rauher, offenherziger Mann, zur Ausführung hinterlistiger Anschläge gar nicht geeignet. In Antiochia angekommen, erfüllte er nicht einmal die Pflicht der Höflichkeit, sich dem Caesar vorzustellen, sondern blieb unter dem Vorwande eines Unwohlseins lange in seinem Amtslokal eingeschlossen, wahrscheinlich um sich zunächst über die Zustände des Orients zu unterrichten. Da mag er denn auch von der Feigheit des Gallus gehört haben und zu der Ansicht gelangt sein, dass er sein Ziel am leichtesten durch schroffe Einschüchterung erreichen werde. Als er daher endlich in das Consistorium berufen wurde, fuhr er ohne jede Einleitung mit dem kurzen Gebot heraus: „Reise zum Augustus, Caesar, wie es befohlen ist, und wisse, dass, wenn du zauderst, ich anordnen werde, dass man dir und deinem Hofe die Verpflegung entziehe.“ Nachdem er dies gesagt hatte, ging er hinaus und liess sich trotz wiederholter Einladungen nicht wieder vor dem Caesar sehen. Hierdurch mit Recht erzürnt, stellte ihn dieser unter militärische Bewachung, behandelte ihn also als Staatsgefangenen. Da versammelte der Quaestor

Montius die Angesehensten der Leibwächter und stellte ihnen vor, dass ein solches Verfahren gegen einen Beamten, der keinem anderen Gericht als dem des Augustus unterstehe, einer Auflehnung gegen diesen selbst gleichkomme; er forderte sie also auf, dem Befehl des Caesar nicht zu gehorchen. Ohne Zweifel war dies ein schweres Vergehen gegen die Disziplin, und Gallus wäre in seinem Rechte gewesen, wenn er sowohl den Quaestor als auch den Praefecten, da er selbst über sie keine richterliche Gewalt besass, bei Constantius verklagt hätte. Doch sich um juristische Formen zu kümmern, war nicht seine Gewohnheit, und lieber nahm er Rache, als dass er Recht suchte. Er versammelte daher die Truppen Antiochias und stachelte sie durch eine Rede gegen die widerspenstigen Beamten auf. Die barbarischen Krieger, denen jeder Anlass zum Krawall willkommen war, rissen Montius und Domitian aus ihren Häusern, schleiften sie unter rohen Misshandlungen durch die Strassen, und als sie unter ihren Fäusten den Geist aufgegeben hatten, wurden die Leichname in den Fluss geworfen. Es folgte eine Reihe von Hochverratsprozessen gegen die Freunde der Ermordeten, die allen Formen des Rechtes Hohn sprachen. Es genügte, dass Montius unter den Händen seiner Mörder nach Epigonus und Eusebius geschrien hatte, um zwei Männer, die zufällig diese sehr häufigen Namen trugen, aber gar nicht die wirklich Gemeinten waren, nach grausiger Folterung dem Tode zu weihn.

Auch jetzt wagte Constantius nicht, seinen Caesar offen zur Verantwortung zu ziehen, ja den alten Befürchtungen, die ihn daran gehindert hatten, trat noch eine neue hinzu. Nachdem Gallus den Oberbefehl über die Heere des Orients hatte niederlegen müssen,

war er auf den Magister Militum Ursicinus übergegangen, einen Veteranen aus Constantins Zeit, der als anerkannt tüchtiger Feldherr bei den Soldaten sehr beliebt war. Dies gab seinen Neidern Anlass, ihn beim Kaiser zu verdächtigen. Musste man nicht fürchten, dass, wenn im Orient kein Vertreter der kaiserlichen Gewalt mehr anwesend sei, Ursicinus zum Augustus ausgerufen werde? So wurde denn zuerst dieser unter ehrenvollen Vorwänden an das Hoflager nach Mailand beschieden, ehe man sich an Gallus heranwagte.

Durch immer dringendere Botschaften wurde der Caesar zu seinem Augustus geladen, aber nicht als wenn er ihm über seine Schandtaten Rede stehen solle. Vielmehr deutete man ihm an, dass man sie gern als jugendliche Übereilungen werde gelten lassen. Constantius wünsche, seine liebe Schwester zu umarmen, von der er so lange getrennt gewesen sei, und in Gallien, wo noch immer die Germanen hausten, sei die Hilfe des Mitregenten jetzt dringender nötig, als im Orient. Gallus traute diesen heuchlerischen Versicherungen nicht; sein Gewissen sagte ihm, dass er die schwerste Strafe verdient habe, und jetzt drängte ihm die Todesfurcht wirklich den Gedanken an eine Usurpation auf, der ihm früher sehr fern gelegen hatte. Doch fehlte ihm der Mut dazu, und es war mehr als zweifelhaft, ob die Soldaten, die ihn weder liebten noch seinen Feldherrngaben vertrauten, sich von ihm würden fortreissen lassen. So entschloss er sich denn nach langem Zaudern, dem Rufe zu folgen, und sandte einstweilen seine Gattin voraus. Sie, die durch ihr kühnes Einschreiten die Donauprovinzen vor Magnentius gerettet und ihrem Bruder erhalten hatte, besass so grosse Ansprüche an dessen

Dankbarkeit, dass man wohl hoffen durfte, sie würde seinen Zorn besänftigen können. Doch unterwegs wurde sie von einem Fieber befallen und starb schon in Bithynien, ehe sie auch nur die Hälfte der Reise vollendet hatte. So musste Gallus, auch dieser Fürsprecherin beraubt, den gefährlichen Weg in halber Verzweiflung antreten.

Als er auf dem Zuge durch Asien überall mit den gewohnten Ehren empfangen wurde, fasste er wieder Mut. In Constantinopel nahm er sogar in alter Fröhlichkeit an den Circusspielen teil und drückte dem Sieger den Kranz aufs Haupt. Auch auf der Weiterreise wurde er nur heimlich und, ohne dass er selbst es bemerkte, unter Bewachung gehalten. Denn solange er den Truppen des Donauheeres nahe war, erschien er dem ängstlichen Kaiser noch immer gefährlich. Erst als er in Poetovio (Pettau) schon ganz nah der italischen Grenze anlangte, warf man die feige Maske ab. Eine Schar, die Constantius sorgfältig aus ihm persönlich verpflichteten Soldaten zusammengesetzt hatte, empfing ihn hier und führte ihn, nachdem man ihm die Abzeichen der Caesarenwürde genommen hatte, als Gefangenen nach Pola, wo einst schon den jungen Crispus sein Schicksal ereilt hatte. Wie ein Siegeszeichen wurden seine Purpurschuhe dem Kaiser nach Mailand überbracht, der mit freudiger Erleichterung die Nachricht empfing, dass er keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten habe. Auch hierin sah er ein neues Zeichen der Gnade Gottes, und wie es scheint, hatte er anfangs die Absicht, sie nicht durch einen Eidbruch zu verscherzen. Hatte er dem Caesar bei seiner Erhebung zugeschworen, ihm nichts Böses zu sinnen, so wollte er dies wenigstens soweit halten, dass er ihm das Leben schenkte. Zum

Lügen war er zwar immer unbedenklich bereit gewesen, aber vor jedem Schwur hegte er um des zweiten Gebotes willen fromme Scheu, wievielmehr vor einem falschen! In seinem Auftrage konnte daher noch der Offizier, der Gallus gefangen nahm, ihm mit neuen Eiden versichern, dass ihm nichts Schlimmes weiter geschehn solle. Doch der junge Bösewicht glaubte selbst nicht an seine Rettung und sah dem Tode mit stumpfer Verzweiflung entgegen. Als Abgesandte des Constantius ihn in Pola einem Verhör unterwarfen, wusste er auf die Fragen, warum er den oder jenen habe umbringen lassen, nichts Besseres zu antworten, als dass Constantia ihn dazu angestiftet habe. Dieser elende Versuch, alle Schuld auf seine tote Schwester abzuwälzen, erfüllte den Kaiser mit neuem Zorn. Als er die Nachricht davon empfing, liess er sich auch durch seinen Schwur nicht mehr zurückhalten, und Gallus, der schon wochenlang in erbärmlicher Angst zwischen Leben und Tod geschwebt hatte, wurde auf seinen Befehl enthauptet (Ende 354). Auch über seine Werkzeuge, vor allem über die Soldaten, die sich bei der Ermordung des Montius und Domitianus hervorgetan hatten, erging jetzt ein furchtbares Strafgericht. Noch waren die Prozesse gegen die Anhänger des Magnentius nicht abgeschlossen, als Folter und Henkerbeil schon wieder gegen die Freunde des Gallus wüteten.

So war denn Constantius zum erstenmal voller Alleinherrscher geworden, und sogleich erwies er dem Gott, der ihn ohne sein Verdienst und Würdigkeit dazu gemacht hatte, seine Dankbarkeit. Denn am 1. Dezember 354, also etwa um dieselbe Zeit, da er jenen Eidbruch beging, erliess er ein Gesetz, das wohl eine Art Sühne dafür bieten sollte. Es verfügte, dass

alle Tempel geschlossen und die Darbringung heidnischer Opfer mit Enthauptung und Konfiskation des Vermögens bestraft werden solle. Das Christentum, das unter den Kaisern, die ihm feindlich waren, so schön Toleranz gepredigt hatte, rüstete sich jetzt seinerseits zu blutiger Verfolgung. Allerdings fehlte viel daran, dass jenes harte Gesetz in vollem Umfange ausgeführt wurde. Vielleicht sind ihm einige arme Bauern zum Opfer gefallen; doch an den alten Adel des Senats, dessen konservativer Sinn noch meist am Väterglauben festhielt, wagten sich die Beamten nicht leicht heran, obgleich sie selbst mit Strafe bedroht wurden, wenn sie den heidnischen Kultus duldeten. Ebenso wurden die Führer der literarischen Bewegung verschont, auch wenn sie sich, wie Themistius und Libanius, ganz offen zur untergehenden Religion bekannten, ja der Kaiser selbst erwies ihnen die höchsten Ehren. Denn er hielt auf Bildung und hätte gemeint, sich vor der Nachwelt mit ewiger Schmach zu bedecken, wenn ein berühmter Redner durch ihn gefallen wäre. Es bewahrheitete sich eben wiederum, dass immer unter einem despotischen Regiment persönliche Einflüsse mächtiger sind als Gesetze, und selbst der religiöse Eifer des Herrschers konnte daran nichts ändern.

Desto freudiger bewährte er ihn in immer erneuten Versuchen, die Einheit der christlichen Kirche, die der Glaube verhiess, die aber in der rauhen Wirklichkeit immer nur frommer Wunsch geblieben war, mit Güte oder Gewalt herzustellen. Doch hier stemmte sich ihm eine Macht entgegen, der selbst das absolute Kaisertum nicht gewachsen war.

Fünftes Kapitel.

Der Kampf um die Glaubenseinheit.

Als durch die Kriegsdrohung des Constans geschreckt, die orientalische Geistlichkeit der Rückberufung des Athanasius und seiner Genossen zugestimmt hatte (S. 84), war doch eine kleine Zahl von Starrköpfen übrig geblieben, die lieber den Frieden des Reiches, als ihren prinzipiellen Standpunkt opferten. Etwa dreissig Bischöfe waren in Antiochia zu einer Synode zusammengetreten und hatten ein Rundschreiben erlassen, durch welches die Rückkehr des Athanasius für widerrechtlich erklärt und alle Gemeinden der Christenheit aufgefordert wurden, ihm die Kommunion zu versagen. Da sein Gegenbischof Gregorius tot war, wählten sie an dessen Stelle einen gewissen Georgius, der einstweilen freilich darauf verzichten musste, sein Amt in Alexandria anzutreten.

Als dann der Tod des Constans im Orient bekannt wurde, erwartete Athanasius das Schlimmste, und kein Mittel war ihm zu schlecht, um die Gefahr abzuwenden. Schrieb er doch sogar heimlich an Magnentius, den Mörder seines Wohltäters, und suchte dessen Schutz, der damals noch sehr wirksam erscheinen konnte, für sich zu gewinnen. Die Truppen des Usurpators waren ja nach Libyen vorgedrungen, hatten also einen Teil des ägyptischen Sprengels schon in Besitz genommen

(S. 100); mithin war die Erwartung nicht ganz unbegründet, dass sie bald auch in Alexandria einziehn würden. Diesen Gefallen konnte ihm Magnentius freilich nicht tun; dafür erwies sich sein alter Feind Constantius zunächst noch minder gefährlich, als er gefürchtet hatte. Vielleicht war die Pietät für das Andenken des ermordeten Bruders einstweilen noch zu stark, als dass der Kaiser die Versprechungen, die er ihm gegeben hatte, gleich hätte brechen mögen; vielleicht auch scheute er die Aufstände, die neue Verbannungen von Bischöfen hervorrufen mussten, und wollte, während er von äusseren Feinden ringsum bedroht war, im Innern seines Reichsteils den Frieden erhalten: jedenfalls beruhigte er Athanasius durch einen Brief, in dem er ihm versprach, ihn für alle Folgezeit in seiner Stellung zu belassen. Auf dies Kaiserwort gestützt, hielt der Bischof sich für völlig sicher und vergass dabei, dass für einen so frommen Christen, wie Constantius es war, auch das feierlichste Versprechen ungiltig wurde, wenn es mit den Forderungen seiner Religion nicht mehr vereinbar schien. Es kam nur darauf an, den Kaiser zu überzeugen, dass die Gebote Gottes einen Wortbruch von ihm forderten, und dies sollte schon gleich nach der Schlacht bei Mursa einem Gegner des Athanasius gelingen.

Während sonst der lateinische Westen im Streite gegen die Christomachen fest zusammenhielt, hatten zwei pannonische Bischöfe, die schon durch die Nachbarschaft ihrer Städte in enger Verbindung standen, Ursacius von Singidunum und Valens von Mursa, sich den Eusebianern angeschlossen. Sie hatten die weite Reise nach Tyrus nicht gescheut, um bei der Verurteilung des Athanasius mitzuwirken, und als diese

später angefochten wurde, zu ihren eifrigsten Verteidigern gehört. Nachdem aber das Concil von Serdica ihren Gegner freigesprochen und die Ankläger desselben mit dem Anathem belegt hatte, entzogen sie sich dem Zorne des Constans, der sie mit Absetzung und Verbannung bedrohte, indem sie nach Rom reisten und sich vor versammeltem Klerus feierlich dem Spruche des Papstes Julius unterwarfen. Zugleich verurteilten sie in einer eigenhändig geschriebenen Urkunde die Lehren des Arius, erklärten alle Beschuldigungen, wegen deren sie den Athanasius früher verurteilt hatten, für falsch und erlogen und traten brieflich mit ihm in Kommunion. Doch als Constantius in Pannonien eingerückt war, widerriefen sie diesen Widerruf und kehrten zu der Partei zurück, der ihr jetziger Herrscher seine Gunst zugewandt hatte. Ein so schimpflicher Doppelverrat würde heutzutage jeden Mann von öffentlicher Wirksamkeit und vollends gar einen Geistlichen moralisch vernichten; in jenem feigen Zeitalter dagegen dachte man erbärmlich genug, ihn nicht nur mit der Furcht vor dem Kaiser zu entschuldigen, sondern auch den Verrätern sehr bald wieder führende Rollen zuzuweisen. Ja der eine von ihnen brachte es durch frommen Hokuspokus dahin, dem Constantius für einen Heiligen zu gelten, der in unmittelbarem Verkehr mit der Gottheit stehe.

Dass die Entscheidungsschlacht gegen Magnentius innerhalb seines Bistums stattfand, wusste Valens schlau zu benutzen. Während bei Mursa die Soldaten für ihren Kaiser kämpften und fielen, kniete dieser meilenweit hinter der Front in einer einsamen Kapelle, und der Bischof der Stadt half ihm beten. Als über dieser nützlichen Beschäftigung die Nacht hereingebrochen war, erschien dem Valens ein Engel und verkündigte

ihm, dass der Sieg gewonnen sei. Da dies sich später als wahr erwies, glaubte Constantius nicht nur, dass jener mit himmlischen Gesichten begnadet werde, sondern auch, dass die Kraft seines Gebetes die Schlacht entschieden habe. Ein Mann von dieser Wundermacht musste bei dem abergläubischen Kaiser grossen Einfluss gewinnen und gebrauchte dies sogleich, um an der Partei, die ihm eine so schmachvolle Unterwerfung aufgezwungen hatte, seine Rache zu nehmen.

Sein erstes Opfer wurde Paulus von Constantinopel. Schon gleich nach dem Tode des Constans hatten die Eusebianer neuen Mut gefasst; voll höhnischer Zuversicht bedrohten sie die Orthodoxen, und es ist sehr wahrscheinlich, dass hierdurch Reibungen hervorgerufen wurden, die sich im Laufe der Zeit verschärften und endlich in Tumulte und offene Gewalttat übergingen. In Constantinopel, dessen grossstädtischer Pöbel zu religiösem Aufruhr von jeher sehr geneigt war, mögen solche Kämpfe zuerst ausgebrochen sein und den Anlass gegeben haben, seinen Bischof zum fünften Mal in die Verbannung zu treiben. Jedenfalls finden wir Paulus schon sehr bald nach der Schlacht bei Mursa in dem armenischen Cucusus, wo er kurz darauf starb, wie man wohl kaum mit Recht flüsterte, ermordet durch die Werkzeuge des Kaisers.

Unterdessen war jener Georgius, den das Concil der Dreissig zum Gegenbischof des Athanasius ordiniert hatte, am Hoflager des siegreichen Herrschers eingetroffen, um dort seine Sache zu führen. Als gegen Ende 351 in Sirmium unter den Augen des Kaisers die Synode zusammentrat, welche die Lehren des Photinus verurteilen sollte (S. 114), durfte er als stimmberechtigtes Mitglied daran teilnehmen, womit

die Giltigkeit seiner Bischofswahl anerkannt war. Zwar damals beabsichtigte Constantius wohl noch nicht, sein eben erst gegebenes Wort durch die Absetzung des Athanasius zu brechen; doch mochte es ihm angemessen scheinen, in Alexandria ein Doppelbistum zu dulden, damit auch diejenigen, welche sich der starren Orthodoxie fernhielten, eines geistlichen Führers nicht entbehrten. Eine neue Kirche, die er dort erbauen liess, näherte sich der Vollendung; dies prächtige Denkmal seiner Frömmigkeit, das alle älteren Kirchen der Stadt an Umfang weit übertraf, sollte wahrscheinlich dem Georgius überwiesen werden. Doch Athanasius, der dies ahnen mochte, baute vor und stellte den Kaiser vor eine vollendete Tatsache. Noch ehe das Gebäude fertig und eingeweiht war, nahm er es am 19. April 352 bei der Osterfeier in Besitz. Ganz ähnlich hatten es die Donatisten gemacht, als Constantin in Cirta einen Kirchenbau gestiftet hatte; damals hatte die rechtgläubige Geistlichkeit, um Volksaufstände zu vermeiden, diese Anmaassung geduldig hingenommen, und auch der Kaiser hatte sich ihr gefügt (III S. 332). Doch seitdem waren mehr als zwei Jahrzehnte vergangen, in denen kirchliche Krawalle so häufig gewesen waren, dass man sich ganz an sie gewöhnt und jede Scheu davor verloren hatte. Sogleich trat eine Anzahl orientalischer Bischöfe zusammen, um den Übergriff des Athanasius gegen ihn auszunutzen, was um so mehr Aussicht auf Erfolg hatte, als der Kaiser persönlich dadurch verletzt sein musste. Doch durch frühere Erfahrungen belehrt, wagte man nicht, ohne die Unterstützung Roms vorzugehn, und richtete daher die Anklage zunächst an den Papst. Dieser hatte sich früher zwar auf die Seite des Athanasius gestellt; doch war das geschehen,

als er der Unterstützung des Constans für sich und seinen Schützling sicher war. Da er jetzt einen andern Kaiser mit anderen Gesinnungen hatte, schien auch eine Änderung seiner Politik nicht ausgeschlossen. Und dass nach den Beschlüssen von Serdica die Orientalen, obgleich sie sich ihnen widersetzt hatten, dennoch seine richterliche Gewalt anriefen, musste seinen Machtgelüsten schmeicheln und ihn zum Entgegenkommen geneigt machen.

Die Anklageschrift war an Papst Julius gerichtet; denn im fernen Orient wusste man noch nicht, dass er schon am 12. April 352 gestorben und am 22. Mai Liberius an seine Stelle getreten war. Doch dieser Wechsel konnte für die Hoffnungen der Ankläger nur günstig sein. Julius war vorher so entschieden für Athanasius eingetreten, dass er seine Stellung zu ihm nicht leicht ändern konnte, ohne seine päpstliche Autorität zu gefährden; sein Nachfolger dagegen hatte keine Vergangenheit, die ihm Verpflichtungen auferlegte, und konnte sich entscheiden, wie dies seinem und des heiligen Stuhles Nutzen entsprach. Wies er die Orientalen zurück, so musste er fürchten, dass sie gegen ihn ebenso aufsässig würden, wie gegen seinen Vorgänger, und bei längerer Dauer des Streites sich vielleicht gar gewöhnten, auf die Gemeinschaft mit Rom ganz zu verzichten. Er nahm daher das Richteramt, das sie ihm übertrugen, freudig an und schickte eine feierliche Gesandtschaft von drei Presbytern nach Alexandria, um den Angeklagten zur Verantwortung nach Rom zu laden.

Hatte Athanasius bisher in Rom und den Bischöfen des Westens seine festeste Stütze gefunden, so schien ihm jetzt auch diese zu brechen. Seine einzige Hoffnung, sich zu behaupten, beruhte jetzt auf den fana-

tisierten Volksmassen, durch deren totverachtende Wut sich Constantius vielleicht ebenso einschrecken liess, wie dies bei seinem Vater zu wiederholten Malen gelungen war. Doch nur inmitten seines Heeres konnte er den Kampf aufnehmen; um es schlagfertig zu erhalten und, wenn es nottat, gegen den Feind zu schicken, war seine Anwesenheit in Alexandria unentbehrlich. So weigerte er sich, nach Rom zu reisen, wo er seinen Gegnern schutzlos ausgeliefert gewesen wäre, und liess sich dafür von Liberius von der Kirchengemeinschaft ausschliessen. Wusste er doch, dass es zur Zeit nicht auf den Papst, sondern nur auf den Kaiser ankomme; erwies dieser sich versöhnlich, so war auch jener leicht gewonnen. Einstweilen berief er eine Synode der ägyptischen Geistlichkeit, unter der er gründlich genug „gereinigt“ hatte, um sich auf sie verlassen zu können. Achtzig Bischöfe traten in Alexandria zusammen und erklärten ihr Oberhaupt natürlich für schuldlos. Ihr Votum wurde dem Liberius zugestellt und etwa gleichzeitig am 19. Mai 353 eine Gesandtschaft von vier ägyptischen Bischöfen und drei alexandrinischen Presbytern an das Hoflager abgeschickt, um dort die Sache des Athanasius zu vertreten.

Unterdessen hatte sich Constantius schneller, als man erwarten konnte, der Alpenpässe bemächtigt und war in Italien eingedrungen. Als Magnentius in überstürzter Flucht Aquileja verliess, werden seine Papiere dort zurückgeblieben und so auch die Briefe, die Athanasius an ihn gerichtet hatte, in die Hände des Siegers gefallen sein. Damit war jener so unheilbar kompromittiert, dass seine Gesandten es gar nicht wagten, vor den Kaiser zu treten, und unverrichteter Sache heimkehrten. Und schon vier Tage nach ihrer Ab-

reise aus Alexandria, am 23. Mai 353, war der Kammerherr Montanus hier angelangt, um Athanasius zur Verantwortung an das Hoflager abzuführen. Doch hinterhaltig, wie Constantius war, hatte er diese Vorladung noch in eine sehr milde Form gekleidet. Montanus erklärte, dass der Bischof selbst den Kaiser brieflich um eine Audienz gebeten habe und dass diese ihm jetzt bewilligt werden solle. Demgegenüber behauptete Athanasius, niemals einen solchen Brief geschrieben zu haben: derselbe müsse von irgend einem seiner Feinde gefälscht sein. Da also die Einladung des Kaisers auf einer falschen Voraussetzung beruhe, brauche er ihr nicht zu folgen. Natürlich liess sich Montanus durch diese schlechte Ausrede nicht zufrieden stellen, sondern verlangte Gehorsam für den Befehl des Herrschers. Doch während dieser Verhandlungen war auch das Volk von Alexandria von der Gefahr seines Oberhirten unterrichtet worden; es rottete sich zusammen und nahm eine so drohende Haltung an, dass der Abgesandte des Kaisers es geraten fand, ohne Athanasius an das Hoflager zurückzukehren.

Hätte Constantius sogleich die Militärmacht einschreiten lassen und den aufsätzigen Bischof zur verdienten Strafe gezogen, so wären ihm schwere innere Kämpfe erspart geblieben. Doch der Zauderstrategie, die sich in seinem Feldzuge gegen Magnentius bewährt zu haben schien, blieb er auch in seinem kirchlichen Streite treu. Er hatte sein Wort verpfändet, den Athanasius nicht wieder abzusetzen, und glaubte es ohne Zustimmung der geistlichen Autoritäten nicht brechen zu dürfen. Wäre er schnell und energisch vorgegangen, so hätten diese, des kaiserlichen Schutzes, den sie unter Constans genossen hatten, beraubt und

durch seine glänzenden Siege erschreckt, wohl kaum einen Widerspruch gewagt. Doch als er immer wieder schüchtern um ihre Unterstüzung bat, besannen sich die occidentalischen Bischöfe auf ihre alte Kampfgenossenschaft mit Athanasius und wurden mit der Zeit immer zäher und verstockter.

Um den Orient zu gewinnen und zugleich dem siegreichen Kaiser einen Gefallen zu tun, hatte der Papst den Athanasius von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen; doch keiner der beiden Zwecke schien damit erreicht zu sein. Denn achtzig orientalische Bischöfe hatten sich für den Gebannten erklärt, eine viel grössere Zahl, als ihn vorher angeklagt hatte, und auch Constantius zauderte, seine Absetzung zu vollziehen. Da wurde Liberius stutzig; er bereute seine Übereilung und wünschte jetzt, jede persönliche Stellungnahme zu vermeiden, indem er die Sache des Athanasius als unentschieden dem Urteil einer neuen Synode überwies. Er versammelte daher eine Anzahl italischer Bischöfe, und sie entsandten zwei aus ihrer Mitte, den Marcellus und den Vincentius von Capua, der als Presbyter am nicänischen Concil teilgenommen hatte und daher für einen sehr vertrauenswürdigen Glaubenszeugen galt, an den Kaiser und liessen diesen bitten, eine Versammlung nach Aquileja zu berufen, das, an der Ostgrenze Italiens gelegen, auch den orientalischen Bischöfen keine gar zu weite Reise zumutete.

Nachdem ihm auch der gallische Reichsteil zugefallen war, hatte Constantius sein Hoflager in Arelate aufgeschlagen und beging hier im Herbst 353 mit grossem Prunk sein dreissigjähriges Regierungsjubiläum, das zugleich als Feier des Sieges über Magnentius gelten konnte. Damit diesem Fest auch

die religiöse Weihe nicht fehle, wird er jedenfalls auch Bischöfe dazu eingeladen haben, vor allen jenen Valens von Mursa, dessen Gebet, wie er meinte, die Entscheidung des Krieges herbeigeführt hatte. So scheint Vincentius, als er in Arelate anlangte, hier schon eine Versammlung vorgefunden zu haben, die als Concil gelten konnte. Der Kaiser fand es daher überflüssig, erst noch eine neue nach Aquileja zu berufen; er meinte dem Wunsche des Liberius genugzutun, wenn er die anwesenden Bischöfe zum Gericht über Athanasius zusammentreten liess. Von den Anschuldigungen, wegen deren er in Tyrus verurteilt worden war, hatten ihn die Occidentalen in Serdica freigesprochen, und dass sie ihre damalige Entscheidung widerriefen, liess sich ihnen kaum zumuten. Doch was jetzt vorlag, waren nicht jene verjährten Anklagen, sondern der erst kürzlich entdeckte Hochverrat, den er durch seine Korrespondenz mit Magnentius begangen hatte, und ein solches Verbrechen milde zu behandeln, konnte man umsoweniger wagen, als eben damals die weltlichen Anhänger des Usurpators dutzendweise zur Schlachtbank geführt wurden. Gleichwohl fiel es den orthodoxen Bischöfen schwer, einen Mann zu verurteilen, der sich immer als festeste Schutzwehr gegen die Christomachen des Orients erwiesen hatte. Sie versuchten daher Zeit zu gewinnen, indem sie das Concil sprengten. In diesem Sinne stellten sie den Antrag, dass keiner über Athanasius zu Gericht sitzen dürfe, der nicht vorher seine unbedingte Zustimmung zu dem Bekenntnis von Nicaea erklärt habe. Aber Valens lehnte dies ab, indem er darauf hinwies, dass zur Zeit nicht die Glaubensfrage, sondern nur die Schuld des Hochverräters zur Discussion stehe, und da Constantius ihm zustimmte,

fügte man sich; selbst Vincentius, der Abgesandte des Papstes, weigerte sich nicht, das Verdammungsurteil mit zu unterschreiben. Nur Paulinus von Trier widersetzte sich und wurde dafür in die Verbannung geschickt. Der Kaiser erliess ein Edikt, das die Unbeständigkeit des Liberius tadelte, alle Bischöfe der Christenheit aufforderte, sich dem Spruch der Synode durch schriftliche Erklärung anzuschliessen, und jeden, der diesem Befehl nicht nachkam, als Gesinnungsgenossen des Hochverräters mit Verbannung bedrohte.

Nach Recht und Sitte jener Zeit war hiergegen nichts einzuwenden, und doch beging der Kaiser eine grosse Torheit damit. In die Schuld des einen Sünders, der bestraft werden musste und schon längst hätte bestraft sein sollen, verwickelte er Dutzende von Unschuldigen und rief damit in der ganzen Christenheit, der sie als fromme Märtyrer erschienen, einen furchtbaren Hass gegen sich hervor. Denn dass viele Bischöfe und nicht die schlechtesten seinen Drohungen widerstehen und ihre Zustimmung für das Urteil gegen Athanasius weigern würden, konnte man mit Sicherheit voraussehen. Dieser behauptete ja, dass seine Briefe an Magnentius von seinen Feinden gefälscht seien, und auch wenn sie echt waren, würde sein Vergehen, so schwer es im staatlichen Sinne war, doch für die geistliche Auffassung gegenüber seiner tatenfreudigen Rechtgläubigkeit sehr leicht gewogen haben. Und indem die Synode, die über ihn zu Gericht sass, es ablehnte, sich zur nicänischen Glaubensformel zu bekennen, hatte sie sich des Arianismus schwer verdächtig gemacht, und dies musste auch ihr Urteil als parteiisch erscheinen lassen. Von den Geistlichen, die schon Alexander als Genossen des Arius in den Bann getan hatte, lebten einzelne noch in Alexandria und leiteten

dort eine kleine Gemeinde, die durch die Intoleranz des Athanasius zu einer schismatischen geworden war, und mit diesen Ketzern war Georgius, der den verurteilten Bischof ersetzen sollte, brieflich in Kommunion getreten. Damit war es bewiesen, dass die Absetzung des Athanasius die Aufnahme der Arianer in die katholische Kirche herbeiführen musste, was nach der Anschauung fast aller Occidentalen die Gemeinschaft der Heiligen aufs Unwürdigste befleckt hätte. So war eine Frage von rein kriminalrechtlicher Natur, ob ein Hochverräter, der den Befehlen des Kaisers offen Trotz zu bieten wagte, die Strafe der Verbannung verdiene, zur Glaubensfrage umgestempelt, und dies zwang auch den Papst, entschiedener, als er es bisher getan hatte, zu ihr Stellung zu nehmen.

Nachdem ihm das Edikt von Arelate bekannt geworden war, richtete er einen Brief an den Kaiser, in dem er dessen christliche Gesinnung mit hohen Worten pries, sein eigenes Verhalten entschuldigte und vorsichtig vermied, irgend eine Meinung über Schuld oder Unschuld des Athanasius zu äussern. Nur darauf wies er hin, dass von dessen Anklägern und Richtern mehrere, namentlich auch der neue Bischof von Alexandria, im Verdachte des Arianismus ständen, und deutete damit schüchtern an, dass der Spruch der Synode von Arelate nicht unanfechtbar sei. Nicht nur wegen der Anklage gegen Athanasius habe er den Kaiser um die Berufung eines Concils gebeten, sondern auch weil Fragen von noch grösserer Wichtigkeit, vor allem die Stellung der Bischöfe zum nicänischen Glaubensbekenntnis, zu beraten seien. Da die Entscheidung hierüber in Arelate zurückgewiesen sei, könne er seine Bitte durch die dortige Versamm-

lung nicht als erfüllt betrachten, sondern müsse noch dringender darauf zurückkommen.

Dieser Brief zeigte deutlich, dass dem Papst nicht an der Person des Athanasius gelegen war, sondern dass er nur die Gemeinschaft mit Ketzern, die der Westen immer als verbrecherische Gotteslästerer betrachtet hatte, vermeiden wollte. Offenbar suchte er das Einverständnis mit dem Kaiser, und diesem lag so viel daran, nicht zu dem Stuhle Petri in Gegensatz zu treten, dass er die Bitte des Liberius ohne Weiteres erfüllte. Zwar hätte sich dieser ohne Zweifel dabei beruhigt, wenn die Sentenz gegen Athanasius gleich vollstreckt worden wäre und man dem neuberufenen Concil nur die Glaubensfrage vorgelegt hätte; und auch diese hätte sich leichter lösen lassen, wenn man die Überzeugung gewonnen hätte, dass der Kaiser fest entschlossen sei, Ernst zu machen. Doch Constantius wollte sich dem ersten Bischof der Christenheit noch entgegenkommender zeigen und stellte damit alles schon Errungene wieder in Frage. Er berief eine grosse Kirchenversammlung für das Jahr 355 nach Mailand und behandelte, bis sie gesprochen hatte, die Beschlüsse von Arelate als nicht vorhanden. Weder wurde Athanasius abgesetzt, noch ging man dem Edikte gemäss gegen die Bischöfe vor, die seiner Verurteilung ihre Unterschrift versagten; ja Paulinus von Trier wurde sogar aus der Verbannung zurückberufen, um als stimmberechtigtes Mitglied an dem Mailänder Concil teilzunehmen. So stärkte Constantius eine Opposition, die ihm noch viel zu schaffen machen sollte, und musste doch den Wunsch des Liberius, der für diesen der bedeutsamste war, die Entscheidung der Glaubensfrage, unerfüllt lassen.

Denn als das Concil in der stattlichen Zahl von mehr als dreihundert Bischöfen zusammentrat, fehlte unter ihnen auch Valens nicht und machte wieder seinen beherrschenden Einfluss geltend. Er hatte immer die Ansicht vertreten, dass die Arianer als Angehörige der rechtgläubigen Kirche zu betrachten seien, und musste sich daher jeder Formulierung des christlichen Glaubens widersetzen, die ihre Lehrmeinung ausschloss. Da nun für eine andere die occidentalischen Bischöfe, welche in der Versammlung eine erdrückende Mehrheit bildeten, nicht zu gewinnen waren, bestand er auch in Mailand darauf, dass nicht das Glaubensbekenntnis, sondern nur die Schuld des Athanasius zur Beratung stehe, und handelte damit ganz politisch. Denn war erst der Chorführer der starren Orthodoxie beseitigt, zugleich die Bischöfe abgesetzt, die an ihm festhielten, und durch ihr Schicksal die übrigen genügend eingeschüchtert, so durfte man hoffen, dass auch eine tolerante Glaubensformel nicht mehr auf erheblichen Widerstand stossen werde. So wiederholten sich denn die Vorgänge von Arelate: wieder forderten Einzelne, dass alle anwesenden Bischöfe vor der Abstimmung über Athanasius das nicänische Bekenntnis unterschrieben; wieder wurde dies durch den Einfluss des Valens zurückgewiesen. Aber da man schon die Berufung des neuen Concils als schwächliche Unentschlossenheit des Kaisers auslegen konnte, war diesmal die Opposition viel lauter und mutiger. Und der Bischof von Mailand, Dionysius, der auch zu ihr gehörte, wusste die Bevölkerung der Stadt so zu fanatisieren, dass man für die Sicherheit des Concils besorgt wurde und daher seine Beratungen aus der Kirche in den besser geschützten Kaiserpalast verlegte. Constantius hatte nicht, wie

sein Vater in Nicaea, die Verhandlungen selbst geleitet, sondern um ihre Unabhängigkeit zu betonen, sich ihnen ferngehalten. Da sie aber jetzt in seiner Behausung stattfanden, hörte er ihnen, hinter einem Vorhang verborgen, zu, und weil man seine Grausamkeit kannte, wirkte dies mehr, als das tätige Eingreifen seines milden Vaters. So wurde denn auch diesmal Athanasius fast einstimmig verurteilt; aber während in Arelate nur ein Bischof zu widersprechen wagte, mussten diesesmal schon vier in die Verbannung geschickt werden, und da die Bestimmung des Ediktes jetzt erneuert wurde, folgten ihnen noch mehrere andere, weil sie ihre schriftliche Zustimmung verweigerten.

Zu den Verbannten sollte bald auch Liberius gehören. Als Constantius das arelatensische Urteil anullierte und den Prozess des Athanasius in Mailand ganz von vorne beginnen liess, hatte er mehr getan, als der Papst zu fordern oder auch nur zu hoffen gewagt hatte. Ein Kaiser, der seinen unausgesprochenen Wünschen so bereitwillig entgegenkam, musste ihm als der gehorsamste Diener des Stuhles Petri erscheinen. Umsomehr war er enttäuscht, als die Glaubensfrage, auf deren Lösung er vor allem gedrungen hatte, wieder von der Tagesordnung verbannt wurde und alles sich in Mailand wiederholte, weswegen er das Concil von Arelate verworfen hatte. Im ersten Zorn schrieb er an die Bischöfe, welche die Anerkennung der nicänischen Formel beantragt hatten und dann mit Verbannung bestraft waren, einen Brief, in dem er sie zu ihrem Martyrium beglückwünschte und die Hoffnung aussprach, dass auch er bald gewürdigt werde, es mit ihnen zu teilen. Wie die späteren Ereignisse bewiesen haben, war diese Freudigkeit, sein glänzendes Bistum aufzuopfern, keineswegs ernst ge-

meint. Liberius hoffte wohl nur, den Kaiser, dem jener Brief nicht unbekannt bleiben konnte, dadurch zu schrecken und zur Umkehr zu bewegen. Denn indem er sich offen zu den Überzeugungen der verbannten Bischöfe bekannte und selbst ihr Schicksal über sich heraufbeschwor, stellte er jenen vor die Notwendigkeit, ihnen entweder ihre Strafe zu erlassen oder auch ihn selbst ebenso zu bestrafen, und aus der früheren ganz übertriebenen Nachgiebigkeit des Constantius hatte er nicht mit Unrecht den Schluss gezogen, dass dieser zu abergläubisch sei, um sich an der Person des Nachfolgers Petri zu vergreifen.

Was folgte, sollte ihn in dieser Meinung nur bestärken. Eusebius, der Hofeunuche und vertrauteste Ratgeber des Kaisers, kam selbst nach Rom, um ihm ein reiches Geschenk für seine Kirche zu überbringen. Wahrscheinlich war er vom Hoflager abgereist, ehe jener Brief dort bekannt geworden war. Denn indem Constantius sich so um die Gunst des Papstes bewarb, hoffte er jedenfalls, ihn versöhnlich zu stimmen und seine Unterschrift zu den Beschlüssen des Concils zu erlangen, erreichte aber das Gegenteil. Aus den Bemühungen des Kaisers schloss Liberius, dass man ihn brauche und fürchte, und spielte mit um so grösserer Sicherheit den Verletzten. Er lehnte es ab, sich von Constantius beschenken zu lassen, und als Eusebius die Gaben beim Grabe des heiligen Petrus niederlegte, erteilte er dem Küster einen Verweis, weil er dies geduldet habe, und liess sie entfernen. Dann schickte er eine Botschaft an den Kaiser, in der er sich über das Vorgehen des Mailänder Concils beschwerte und seine Zustimmung entschieden verweigerte.

Schon früher haben wir dargelegt, wie Constantius seinen Sieg über alle Usurpatoren als eine besondere

Gunst seines Gottes betrachtete und sich seitdem für dessen auserwähltes Rüstzeug hielt (S. 118). Er hörte es gern, wenn man ihn nach Analogie des persischen „Königs der Könige“ den „Bischof der Bischöfe“ nannte, und hielt sich für berufen, die gestörte Einheit der Kirche wieder herzustellen. Eben jetzt hatte diese Überzeugung bei ihm eine weitere Stütze gewonnen, da er wenige Monate nach dem Mailänder Concil das Glück gehabt hatte, eine neue Usurpation, die sehr gefährlich schien, den Aufstand des Silvanus in Gallien, von dem wir später noch berichten werden, überraschend schnell und fast ohne Blutvergiessen niederzuschlagen. Die schroffe Ablehnung des Liberius, dem er so freundlich entgegengekommen war, erfüllte ihn daher mit wildem Zorn. Er schickte dessen Abgesandte in die Verbannung, ja den einen derselben, den Diakonen Hilarius, lies er vorher auspeitschen, weil er als vertrauter Diener des Papstes diesen nicht besser beraten habe. Dann erging der Befehl an den Stadtpraefecten von Rom, Liberius selbst nach Mailand zu schaffen, damit der Kaiser ihn persönlich bearbeiten könne. Doch war die Bevölkerung schon so erregt, dass man, um Aufstände zu vermeiden, sich heimlich in der Stille der Mitternacht des Bischofs bemächtigen musste. Nachdem er gegen Ende 355 am Hoflager angelangt war, verhandelte Constantius zwei Tage mit ihm; doch Liberius war schon zu weit gegangen, um ohne tötliche Gefährdung seines Ansehns zurückzukönnen. Da alles Zureden vergeblich war, verwies ihn der Kaiser nach Beroea in Thrakien, wahrlich nicht gern und leichten Herzens. Wie es heisst, bot zuerst er selbst, dann durch seine Gemahlin und endlich durch den Eunuchen Eusebius dem Bischof die stattliche Summe von 500 Solidi (6345 Mk.) für seinen Unterhalt in der Ver-

bannung an; doch dieser wies sie dreimal stolz zurück. Er brauchte sie nicht anzunehmen; denn die Begeisterung für die gemaassregelten Bischöfe war so gross, dass ihnen von allen Seiten reiche Gaben zuströmten. Doch zeigt jene zudringliche Freigiebigkeit, dass Constantius immer noch nicht darauf verzichtete, den Papst freundlicher zu stimmen. Beide Teile waren schwankend und nachgiebig gewesen: infolgedessen hatten beide auf die Schwäche des Gegners vertraut und hatten sich, dadurch verführt, soweit vorgewagt, dass keiner von beiden den Weg des Rückzugs zu finden wusste.

Als die Nachricht des Geschehenen nach Rom gelangte, leistete dort der ganze Klerus vor versammelter Gemeinde den Eid, bei Lebzeiten des Liberius keinen anderen Papst zu dulden; aber schon nach wenigen Monaten, als die erste Hitze verraucht war, wurde er gebrochen. Der älteste Diakon Felix liess sich durch Acacius von Caesarea, den Nachfolger und Gesinnungsgenossen des Eusebius, zum Bischof von Rom weihen, und die grosse Mehrzahl der städtischen Geistlichkeit unterwarf sich ihm. Doch das Volk hielt an seinem verbannten Hirten fest. Um seine Wut zu vermeiden, musste die Ordination nicht am geweihten Orte, sondern im Kaiserpalast vollzogen werden, und auch später besuchte es keine Kirche, in der Felix anwesend war.

Während man so mit eiserner Strenge gegen die Anhänger des Athanasius vorging, hatte dieser selbst sich noch in seinem Bistum zu behaupten vermocht. Nach dem Concil von Arelate scheint man weiter nichts gegen ihn getan zu haben, ausser dass man die staatlichen Kornlieferungen, die Constantin dem Bischof von Alexandria zum Zwecke der Almosenverteilung zugewiesen hatte, seiner Verwaltung entzog

und auch arianische Arme unter die Empfänger aufnahm. Damit glaubte man ihm ein Machtmittel zu nehmen, gewährte ihm aber nur eine Handhabe, um den orthodoxen Pöbel, der seines gewohnten Unterhaltes teils schon beraubt war, teils es in nächster Zeit fürchten musste, zu noch wilderer Aufregung zu entflammen. So stand das Heer des Bischofs kampfbereit, als nach der Entscheidung von Mailand Ende August 355 der Notar Diogenes in Alexandria anlangte, um ihn aus der Stadt zu entfernen. Doch Athanasius liess sich vor dem Abgesandten des Kaisers gar nicht sehen, sondern übertrug seinen Knüttelschwingern die Unterhandlungen. Als Diogenes am 4. September eine Kirche in Besitz nehmen wollte, musste er sie, unterstützt von dem Officium des Praefecten, wahrscheinlich auch von Arianern, Juden und Heiden, im Sturm erobern. Vier Monate setzten sich diese Kämpfe fort, ohne dass er den Bischof zum Weichen brachte, bis der Notar sich endlich als besiegt erkannte und am 23. Dezember Alexandria verliess. Aber der Triumph des Athanasius sollte nur wenige Tage dauern; endlich hatte sich der Kaiser zu dem entschlossen, was schon vor Jahren hätte geschehn müssen. Auf die Berichte des Diogenes hatte er durch einen andern Notar namens Hilarius den Befehl geschickt, dass die bewaffnete Macht einschreiten solle. Das Unternehmen schien so gefährlich, dass der Dux Syrianus alle Truppen Ägyptens vor Alexandria zusammenzog, ehe er am 6. Januar 356 in Begleitung des Hilarius in die Stadt einmarschierte.

Jetzt zog Athanasius mildere Saiten auf; er suchte nur noch Zeit zu gewinnen, und dies wurde ihm durch die Unentschlossenheit des Syrianus erleichtert, der, wahrscheinlich auch hierin den Anweisungen des Kaisers

folgend, nach Möglichkeit Blutvergiessen zu vermeiden wünschte. So liess er sich, statt den ersten Schrecken zu einem energischen Vorgehen zu benutzen, auf Unterhandlungen mit dem Bischof ein und ermutigte dadurch nur den Anhang desselben. Denn da man den Feldherrn zaudern und schwanken sah, konnte man die Hoffnung fassen, dass auch er sich durch das Gebrüll der gläubigen Menge schrecken lasse und von seiner Macht keinen Gebrauch machen werde. Athanasius erklärte, durch den Brief, den der Kaiser ihm nach dem Tode des Constans geschrieben habe, sei ihm die dauernde Behauptung seines Bistums zugesichert und er zugleich angewiesen, sich durch keine Drohungen seiner Gegner einschüchtern zu lassen (S. 136). Dieser schriftliche Befehl könne nur durch einen andern schriftlichen Befehl des Kaisers widerrufen werden: wenn man ihm einen solchen vorlege, sei er bereit zu weichen. Er wusste wohl, dass diese Bedingung nicht erfüllt werden konnte, weil Hilarius seine Aufträge nur mündlich empfangen hatte. Als dies ihm vorgestellt wurde, verlangte er eine schriftliche Beglaubigung von dem Dux oder dem Praefecten, dass der Kaiser ihr Vorgehen mündlich autorisiert habe; aber auch dies konnte ihm nicht gewährt werden, weil Constantius ja weder mit dem einen noch mit dem andern gesprochen hatte, sondern nur mit dem Notar. Durch solche Forderungen, die ganz berechtigt schienen, aber, wie er sehr wohl wusste, unerfüllbar waren, schleppte er die Verhandlungen volle zehn Tage hin. Inzwischen hatte die orthodoxe Geistlichkeit der Stadt neuen Mut gefasst. Das Presbyterium, begleitet von einer ungeheuren Volksmenge, erschien vor Syrianus und ersuchte ihn, eine Gesandtschaft an den Kaiser zu gestatten und deren Erfolg abzuwarten. Und wirklich liess er sich

einschüchtern und erklärte sich bereit, nichts zu unternehmen, ehe ein schriftlicher Befehl vom Hoflager eingetroffen sei. Da dieses sich zur Zeit in dem fernen Mailand befand und der Seeverkehr durch den Winter unterbrochen war, konnten so für Athanasius lange Monate gewonnen sein. Aber da der Dux den Übermut des Pöbels von Tag zu Tage wachsen sah, wurde ihm sein Versprechen leid; schon nach dreiundzwanzig Tagen beschloss er, es zu brechen und sich der Person des Bischofs zu bemächtigen. Wie der Stadtpraefect, als er den Liberius aus Rom entfernte, so wählte auch er zur Ausführung seines Vorhabens die Mitternacht. Als Athanasius am 8. Februar eine nächtliche Andacht hielt, umstellte er die Kirche mit nicht weniger als 5000 Mann. Während man die verschlossenen Türen einschlug, thronte jener inmitten der dichtgedrängten Gemeinde stolz auf seinem Bischofsstuhl und liess durch einen Diakon den 136. Psalm vorlesen, das Lob des Herrn „der Pharao und sein Heer ins Schilfmeer stiess, denn seine Güte währet ewiglich; denn er dachte an uns, da wir unterdrückt waren, denn seine Güte währet ewiglich; und erlöste uns von unseren Feinden, denn seine Güte währet ewiglich.“ Der ungeheuren Übermacht gegenüber scheint er auf gewaltsamen Widerstand verzichtet zu haben. Zwar wiesen später die Orthodoxen triumphierend einige Leichen vor und stellten sie, um die Aufregung zu schüren, öffentlich aus; aber da sich auch weibliche darunter befanden, werden sie wohl im Gedränge erstickt sein. Jedenfalls konnte Syrianus behaupten, dass keiner durch seine Soldaten gefallen sei. Aber dass er dies tat, bestärkte das Volk nur in der Meinung, wie sein Vater, so fürchte sich auch Constantius, Märtyrer zu machen. Die Gemeinde von Alexandria hatte die

Kühnheit, einen Protest zu erlassen, und Athanasius selbst, der im Getümmel entkommen war und sich seitdem versteckt hielt, richtete aus seiner Verborgenheit eine Verteidigungsschrift an den Kaiser. Die höchst sophistischen Argumente derselben, deren Nichtigkeit jeder Kundige leicht durchschauen musste, konnten freilich keinen andern Zweck haben, als dem Constantius, wenn er selbst den Kampf aufzugeben wünschte, seinen Rückzug zu erleichtern. Doch erwies er sich nicht ganz so schwach, wie man gehofft hatte. Zwar wagten es die Presbyter, noch vier Monate lang die Kirchen zu behaupten und im Sinne des Athanasius ihre Gottesdienste zu halten, aber als am 10. Juni 356 ein neuer Praefect gekommen war und mit ihm ein neuer Feldherr, der energischer war als Syrianus, wurden sie ihnen bald gewaltsam entrissen, und am 24. Februar 357 hielt Georgius als Bischof seinen Einzug in Alexandria. Doch vermochte er sich nur kurze Zeit zu halten. In der Kirche selbst wurde ein Angriff auf ihn gemacht, dem er nur unter dringender Lebensgefahr entging, und schon am 2. Oktober 358 musste er den immer wiederholten Aufständen weichen. Wieder bemächtigte sich die Partei des Athanasius der Kirchen und behielt sie mehr als zwei Monate in ihrer Gewalt; aber auch nachdem sie durch die Truppen daraus vertrieben war, wagte sich Georgius nicht in die Stadt zurück, sondern überliess ihre kirchliche Verwaltung seiner niederen Geistlichkeit. Alle diese Unruhen, bei denen ohne Zweifel viel Blut vergossen wurde, scheint Athanasius aus seinem Versteck angestiftet und geleitet zu haben; denn er blieb in Alexandria oder kehrte doch bald dahin zurück, ohne dass man seiner habhaft werden konnte.

Während so der streitbare Bischof trotz seiner Absetzung die Flamme des kirchlichen Aufruhrs immer

zu nähren wusste, hatte der schwächere Liberius den Kampf schon aufgegeben. Am 22. Mai 357 waren zwanzig Jahre vergangen, seit Constantius durch den Tod seines Vaters zur selbständigen Herrschaft gelangt war. Als Sieger über alle seine Feinde, die geistlichen wie die weltlichen, wollte er den Tag durch prunkende Festlichkeiten feiern, und zwar sollte dies in der Hauptstadt des Reiches geschehn, die er noch nie besucht hatte. Auf goldenem, mit Edelsteinen geschmückten Wagen, umgeben von auserlesenen, prächtig gekleideten Truppen, hielt er am 28. April seinen triumphalen Einzug und bot so den Römern ein Schauspiel, wie es ihnen seit Jahrhunderten nicht zu Teil geworden war. Doch staunten sie seine seidenen Drachenfahnen und blinkenden Panzerreiter an, so bewunderte er noch mehr die nie gesehenen Herrlichkeiten, die Rom ihm bot. Die gewaltigen Bauten, die hoheitsvollen Denkmäler, mit denen eine bessere Zeit es geschmückt hatte, übertrafen alles, was der Kaiser davon gehört und erwartet hatte. Ihn überkam der Ehrgeiz, dass neben den grossartigen Gedächtnismalen, die seine Vorgänger im Reich sich hier errichtet hatten, auch irgend ein würdiges Merkzeichen seiner Regierung sich erhebe, das an diesem vornehmsten Orte der Welt die ferne Folgezeit an ihn erinnere. Durch die herrliche Reiterstatue des Trajan angeregt, dachte er anfangs daran, auch sich in ähnlicher Weise darstellen zu lassen; doch schnell liess er sich überzeugen, dass kein Erzgiesser seiner Zeit imstande war, etwas zu schaffen, was sich diesem Werk des Altertums ebenbürtig an die Seite stellen konnte. So entschloss er sich, einen Obelisken aus Ägypten zu entführen und in Rom aufstellen zu lassen, wo er noch heute steht. Die Kunst der christlichen

Epoche hatte ihren Bankerott erklärt; um ihrem Vertreter ein ansehnliches Denkmal zu errichten, musste sie die heidnische Vorzeit bestehlen; zu einer eigenen Leistung fühlte sie nicht mehr die Kraft.

Den Anschauungen der Zeit entsprechend, rief die Herrlichkeit der Stadt bei Constantius auch eine gewisse Hochschätzung ihrer Bewohner hervor. Soweit seine steife Förmlichkeit dies zuliess, zeigte er sich seinen Römern als gnädiger und leutseliger Herrscher. Zwar als er sich dem Senat vorstellte, der sich noch zum grössten Teil aus Heiden zusammensetzte, hielt er es für angemessen, seine christliche Gesinnung scharf zu betonen: bevor er im Sitzungssaal erschien, musste die Statue der Siegesgöttin, die ihn schmückte, entfernt werden. Desto sicherer durfte der christliche Pöbel auf seine Gnade rechnen und benutzte dies, um sich für seinen verbannten Bischof zu verwenden. Die Männer freilich wagten es nicht, den Zorn des Kaisers gegen sich heraufzubeschwören; doch eine Deputation von Frauen trug ihm die Bitte der Gemeinde vor, und Constantius zeigte sich ihr nicht unzugänglich. Bei den Spielen, die er zur Feier seines Jubiläums veranstaltete, liess er im Circus die Erklärung verlesen, dass er bereit sei, Liberius zu begnadigen, falls dieser sich entschliesse, der Verurteilung des Athanasius zuzustimmen und den Felix als Kollegen neben sich zu dulden. Das Volk antwortete durch den Ruf: „Ein Gott, ein Christus, ein Bischof!“ Doch dies hinderte den Kaiser nicht, den Anlass zu benutzen, um in neue Verhandlungen mit Liberius einzutreten. Dieser war unterdessen seiner Verbannung gründlich satt geworden und sehnte sich nach der vornehmen Stellung zurück, die er in der Hauptstadt der Welt bekleidet hatte und die ihn auch

jetzt als Lohn der Fügsamkeit erwartete. Im Jahre 358 nahm er nicht nur jene Bedingungen des Kaisers an, sondern stimmte auch einem neuen Glaubensbekenntnis zu, das allen Orthodoxen strenger Observanz ein Greuel war. Und das Volk von Rom nahm gar keinen Anstoss an diesem kläglichen Abfall seines Oberhirten, sondern empfing ihn mit lautem Jubel und trieb bald darauf seinen Gegenbischof in die Flucht. Es ist dies wieder ein Zeichen dafür, wie viel mehr sich diese kirchlichen Streitigkeiten um Personen, als um Glaubensfragen drehten.

Solche zu stellen oder stellen zu lassen, hatte auch Valens, der seit der Schlacht bei Mursa die Religionspolitik des Kaisers leitete, zuerst ängstlich vermieden. Nicht um seines Glaubens willen war Athanasius verurteilt worden, auch nicht weil er Andersgläubigen die Kommunion versagte, sondern weil er mit Magnentius Verbindungen angeknüpft und kaiserlichen Befehlen den Gehorsam verweigert hatte. Die Bischöfe, welche sich auf seine Seite stellten, hatte man verbannt, weil sie sich dadurch als Gesinnungsgenossen eines Hochverräters bekannten und den Beschlüssen eines Concils, das dem nicänischen an Mitgliederzahl weit überlegen war und daher auch keine geringere Autorität in Anspruch nehmen durfte, hartnäckig widerstrebten. Erst nachdem man die Vorkämpfer der Intoleranz beseitigt hatte, schien die Zeit gekommen, um die Forderung der Toleranz, wie sie die Arianer stellten, auch dogmatisch zu formulieren. Nur ein Widerstand von Bedeutung war noch zu überwinden, der des greisen Hosius von Corduba. Er hatte sich in der diocletianischen Verfolgung als Bekenner bewährt, denn in Nicaea und endlich in Serdica eine führende Rolle gespielt und besass daher ein Ansehn

in der ganzen Christenheit, dass seinen Einspruch höchst gefährlich erscheinen liess. Nach dem Concil von Mailand hatte ihn Constantius an den Hof beschieden, um ihn durch seine persönliche Einwirkung zur Unterschrift zu bewegen. Aber da er sich standhaft weigerte, wurde er ungekränkt entlassen; zur Verbannung des neunzigjährigen Greises, der eine so grosse Vergangenheit hinter sich hatte, konnte sich der Kaiser denn doch nicht entschliessen. Nach den römischen Festlichkeiten war dieser auf die Nachricht von Plünderungszügen der Barbaren an die Donau gegangen, hatte die feindlichen Stämme zu Friedensschlüssen veranlasst und dann seine Residenz in Sirmium genommen, wo er im engsten Verkehr mit Valens, der dem benachbarten Mursa vorstand, endlich die Glaubensfrage zur Entscheidung bringen wollte. Hierher wurde Hosius beschieden und ein paar Monate am Hofe festgehalten, bis der schwache Alte, der sich aus dem kalten Winter Pannoniens in seine südliche Heimat zurücksehnte, genügend bearbeitet war, um allem zuzustimmen, was man von ihm verlangte. Als Ende 357 ein Concil in Sirmium zusammentrat, wirkte er sogar selbst bei der Abfassung der Glaubensformel mit, die seine früheren Überzeugungen Lügen strafte. In ihr wurde der Gebrauch der Worte „Wesen", „wesensgleich" und „wesensähnlich" als unbiblisch verboten, womit man den gefährlichsten Streitpunkt aus der Welt zu schaffen meinte. Das Verhältnis von Vater und Sohn erklärte man für ein unerforschliches Geheimnis, so dass jedem die Freiheit blieb, darüber zu denken, wie ihm dies passend schien; gleichwohl wurde die Unterordnung des Sohnes scharf betont und damit den Arianern sehr weit entgegengekommen. So gewann

man eine Handhabe, um nicht nur der älteren, milden Richtung des Arius und Eusebius, sondern auch den schrofferen Eunomianern, die Vater und Sohn für ganz „unähnlich“ erklärten, Duldung zu gewähren. Kurz vorher waren sie noch verfolgt worden, wohl weniger um ihrer Lehre willen, als weil Gallus sich auf ihre Seite gestellt hatte und sie daher für seine Anhänger galten. Doch um die Glaubenseinheit in ihrem vollem Umfange herzustellen, wollte man jetzt auch sie mit den Altarianern und den Orthodoxen unter einen Hut bringen.

Aber hatte vorher der Fanatismus des Westens dem Einigungswerk die meisten Schwierigkeiten bereitet, so zeigte sich jetzt, wo die Eunomianer alle Konsequenzen des Arianismus rücksichtslos gezogen und so den Widerspruch kräftig herausgefordert hatten, auch der Osten aufsässig. Während sie sich in Antiochia versammelten, um dem Kaiser ihren freudigen Dank auszusprechen, beschloss in Ancyra eine andere Synode, ihn vor der Ausbreitung der neuen gefährlichen Lehre zu warnen. Dies entsprach auch den Anschauungen des Valens, der immer eine vermittelnde Stellung eingenommen hatte. So wurde denn im Frühling 358 von den Bischöfen, die sich um das Hoflager des Kaisers gesammelt hatten, wieder ein neues Bekenntnis aufgestellt, dass den Altarianern noch immer die Freiheit ihres Glaubens liess, aber die Eunomianer ausschloss, und dafür erlangte der Kaiser auch die Zustimmung des Liberius.

Es blieb noch übrig, die Einheit durch ein ökumenisches Concil beglaubigen zu lassen. Ein solches war schon im Jahre 357 geplant und für 358 angesagt gewesen; doch hatte der Kaiser verfügt, dass es in einer ganz neuen Form verhandeln solle. Die Bischöfe

beider Reichsteile zu gemeinsamen Beratungen zu vereinigen, bot schon deshalb grosse Schwierigkeiten, weil im Westen nur sehr wenige griechisch verstanden und im Osten fast keiner lateinisch. Bei keiner der Versammlungen, die bisher für ökumenische hatten gelten wollen, war es daher gelungen; in Nicaea waren nur ganz wenige Abendländer erschienen, in Mailand eine nicht viel grössere Zahl von Morgenländern, und in Serdica hatten sich beide gleich von Anfang an streng gesondert. Zudem war durch das ewige Hin- und Herreisen vieler hundert Bischöfe die kaiserliche Post furchtbar mitgenommen. Denn wie wir es noch heute bei den Südländern beobachten können, pflegte jeder Reisende, auch die frommen Herren nicht ausgenommen, die Zugtiere so schlecht zu behandeln, dass sie benutzen und sie ruinieren fast gleichbedeutend war. Waren sie dann unbrauchbar geworden, so mussten sie durch Naturalsteuern ersetzt werden; eine starke Ausnutzung der Post wurde daher zur schweren Last für die Provinzen (II S. 292). Um diese etwas zu erleichtern und zugleich jener Sprachschwierigkeit Rechnung zu tragen, bestimmte Constantius, dass die lateinischen Bischöfe sich in Ariminum, die griechischen in Nicomedia versammeln sollten. Doch am 24. August 358, als die Teilnehmer ihre Reise schon angetreten hatten, suchte ein furchtbares Erdbeben Macedonien und das nördliche Kleinasien heim; Nicomedia wurde gänzlich zerstört und auch Cecropius, der Bischof der Stadt, unter ihren Trümmern begraben. Durch dies böse Vorzeichen geschreckt, verschob Constantius das Concil auf das nächste Jahr und wies den Bischöfen des Ostens das isaurische Seleucia zum Versammlungsort an. Unterdessen bereiteten die Geistlichen, die in Sirmium den Kaiser umgaben, die Beratungen vor, arbeiteten unter

dem beherrschenden Einfluss des Valens das Glaubensbekenntnis, dass sie vorzulegen gedachten, weiter aus, unterschrieben es alle am 22. Mai 359 im Beisein des Constantius und verpflichteten sich, es jeder in seinem Reichsteil zu vertreten.

Als man sich in Ariminum versammelte, zeigte sich die Stimmung des orthodoxen Westens alsbald darin, dass eine sehr grosse Zahl von Bischöfen die unentgeltliche Verpflegung, die der Kaiser ihnen angewiesen hatte, nicht annahm, ein Heldenmut, der später für sie selbst üble Folgen haben sollte. In ihren Städten vereinzelt, hatten sie sich einschüchtern lassen und das Urteil gegen Athanasius unterschrieben; jetzt, wo ihrer mehr als vierhundert beisammen waren, machte schon der Zusammenschluss einer so grossen Zahl ihnen Mut zum Widerstande. Denn die Partei des Valens war nur durch achtzig Bischöfe vertreten, die gleich Verschwörern ihre gesonderten Beratungen hielten, um dann geschlossen der grossen Majorität von Gegnern zu widerstehen. Dachte man doch sogar daran, den Prozess des Athanasius wieder zu erneuern, und nur dadurch, dass Constantius schon vorher verfügt hatte, die besonderen Angelegenheiten des Orients müssten in Seleucia verhandelt werden, konnte Valens es hintertreiben. Doch als er dann seine Glaubensformel vorlegte, wurde sie, obgleich er sich auf die Zustimmung des Kaisers berief, nicht nur abgelehnt, sondern auch gegen ihn und seine Genossen am 21. Juli 359 das Anathem ausgesprochen. Ein neues Bekenntnis erklärte man für überflüssig, weil das nicaenische völlig genüge.

Unterdessen war der Kaiser, durch böse Nachrichten aus dem Osten veranlasst, nach Constantinopel gezogen, um von hier aus für den nächsten Frühling

einen Feldzug gegen die Perser vorzubereiten. Dorthin schickten die Mehrheit und die Minderheit des Concils je zehn Bischöfe als Gesandte, die ihm dessen Beschlüsse zur Kenntnis bringen sollten. Doch Valens war ihnen vorausgeeilt und erwies sich wieder als schlauer Diplomat. Er riet dem Kaiser, die Widerstrebenden durch langes Hinhalten mürbe zu machen, was umso wirkungsvoller sein musste, als gerade die Eifrigsten den Unterhalt aus Staatsmitteln von sich gewiesen hatten und der Aufenthalt in einer fremden, von Zugereisten überfüllten Stadt einen sehr empfindlichen pekuniären Druck auf sie ausübte. Constantius befahl daher den versammelten Bischöfen, so lange in Ariminum zu bleiben, bis sie seine Antwort erhalten hätten, und liess trotz der dringendsten Bitten des Concils dessen Abgesandte monatelang auf Bescheid warten. Endlich gestattete er ihnen, mit Valens und seinen Freunden in dem thrakischen Dorf Nice zusammenzutreten und über eine Einigung zu beraten. Der Ort war gewählt, damit der einfältige Gläubige, der von den Unterscheidungslehren kaum etwas verstand und sich nur für Stichworte begeisterte, das nicenische Bekenntnis mit dem nicaenischen verwechsele und jenes daher ohne Misstrauen aufnehme. Indem man so das Volk durch eine plumpe Täuschung zu gewinnen hoffte, und das wohl kaum ohne einige Aussicht auf Erfolg, wirkte man auf die Abgesandten des Concils mit drastischeren Mitteln. Für Gründe waren sie unzugänglich — mit denen ist bis auf den heutigen Tag in Glaubenssachen nichts auszurichten —, aber der Herbst war schon weit vorgeschritten, und die schwachen Greise fürchteten sich vor der kalten Winterreise über die schneebedeckten Gebirge des Balkan und der Alpen. So widerriefen sie das Anathem

gegen die Partei des Valens und unterschrieben am 10. Oktober ein Glaubensbekenntnis, das man ihnen aus Constantinopel zuschickte. Als sie nach Ariminum zurückkehrten, war dort die Aufregung so gross, dass man anfangs auch sie von der Kirchengemeinschaft auszuschliessen drohte. Doch der Gardepraefect Taurus, der das Concil im Auftrage des Kaisers leitete, hatte von diesem das Versprechen des Consulats erhalten, wenn er eine Glaubensformel zur einstimmigen Annahme bringe, und wusste sich jene hohe Ehre zu verdienen. Die Sehnsucht nach der Heimat und die Angst vor der winterlichen Reise wirkten auch hier, und das umso mehr, als man sie hinter dem schönen Wort der Kircheneinheit verstecken konnte. So wenig der Glaubenseifer des Westens sich früher um sie gekümmert hatte, jetzt hatte sie die Kraft gewonnen, auch die Hartnäckigsten zu bekehren. Die Katarrhe, die man sich auf der Fahrt durch die schneebedeckten Alpen holen konnte, erschienen den alten Herren doch von grösserer Bedeutung, als das Wörtchen „Wesensgleich“. So wurde denn das Bekenntnis von Nice, wenn auch nach heftigen Kämpfen, einstimmig genehmigt, und nach siebenmonatlicher Dauer durfte das Concil auseinandergehn.

Auch in Seleucia, wo sich am 29. September etwa hundertundfünfzig Bischöfe versammelten, kam es zu heftigen Streitigkeiten; nur tobten sie hier zwischen Eunomianern und Altarianern. Auch hier beschloss die Mehrheit, dass ein neues Glaubensbekenntnis unnötig sei; doch wollte sie sich nicht zum nicaenischen bekennen, sondern zu demjenigen, das unter dem Einfluss des Eusebius von Nicomedia 341 in Antiochia formuliert war. Doch bei den geschmeidigen Orientalen vermochte Constantius seinen Willen noch leichter

durchzusetzen als bei den Lateinern von Ariminum. Natürlich blieb es auch diesmal nicht aus, dass einige Bischöfe abgesetzt werden mussten und in den betreffenden Städten es die üblichen Krawalle und selbst Gemetzel gab. Aber solche Vorfälle waren zu gewöhnlich geworden, als dass man sich viel um sie gekümmert hätte, und da in Afrika der Donatismus schon von Constans äusserlich unterdrückt war, konnte es jetzt wirklich scheinen, als wenn die Einheit der Kirche hergestellt sei, und Constantius durfte sich auch auf diesem Gebiet als Sieger fühlen.

Doch Überzeugungen, vor allem religiöse, lassen sich nicht durch die staatliche Gewalt unterdrücken; wer sie bekämpft, der ruft sie nur zu heftigerem Widerstande auf. Wie der Donatismus aus der Verfolgung des Constans neugestärkt hervorging, so die orthodoxe Sekte aus dieser ihrer scheinbaren Niederlage. Wohl lässt sich die Kircheneinheit herstellen, wenn man die Andersdenkenden zu Zehntausenden auf den Scheiterhaufen sendet oder aus dem Lande treibt, wie dies in den katholischen Staaten zur Zeit der Gegenreformation geschah. Dies aber können nur solche Herrscher tun, die gleich Ferdinand II. die Meinung vertreten: „Lieber eine Wüste, als ein Land voll Ketzer!“ Doch die stumpfsinnige Grausamkeit im Ausrotten der Besten, durch welche die habsburgischen Jesuitenzöglinge die Kraft ihrer Länder vernichtet haben, besass selbst ein Constantius nicht. Er verbannte nur die wenigen Bischöfe, die sich ihm offen zu widersetzen wagten, und strafte den Aufruhr, den sie entzündeten, wie er gestraft werden musste. Die Millionen, die sich zähneknirschend, aber still unterwarfen, blieben unbehelligt und durften eine Zeit erwarten, die ihnen erlauben werde, mit verdoppeltem

Fanatismus für ihren Glauben einzutreten. Und bald genug sollte sie kommen. Hatte Constantius die Zwistigkeiten der Christen unterdrückt, so schürte und begünstigte sie sein Nachfolger mit hämischer Schadenfreude. Es war ein seltsames Verhängnis, dass gerade die Verfechter des „reinen“ Christentums, die Donatisten und die Bischöfe vom Schlage des Athanasius, durch einen heidnischen Kaiser ihre Hoffnungen erfüllt sehn mussten.

Sechstes Kapitel.

Die Rhetorik.

Als Constantin der Grosse sich gezwungen sah, in den religiösen Streitigkeiten des Orients das Schiedsrichteramt zu übernehmen, hatte er mit allem Ernst die Unterscheidungslehren der einzelnen Sekten studiert. Da ihm nicht nur das Persisch der manichäischen Schriften, sondern wohl auch das fremdartige Griechisch der paulinischen Briefe und der Septuaginta Schwierigkeiten bereiteten, hatte er den sprachgelehrten Strategius zu sich berufen und, als er sich nützlich erwies, ihn durch einen Ehrennamen, der von den Musen hergeleitet war, und durch hohe Würden belohnt. Obgleich dieser Strategius Musonianus für Bestechungen nicht unzugänglich war, behauptete er doch auch unter Constantius seine einflussreiche Stellung. Als Schützer und Ratgeber begleitete er 343 die orientalischen Bischöfe nach Serdica und brachte es 354 sogar zum höchsten Amte des Reiches, der Praefectur des Orients. Wahrscheinlich diente er auch dem jungen Kaiser, wie dessen Vater, mit seiner Gelehrsamkeit. Jedenfalls hatte Constantius theologische Neigungen, und dass er den Glaubensfragen nicht mit der Gleichgiltigkeit des Unwissenden gegenüberstand, sondern selbst etwas davon zu verstehen meinte, wurde den Untertanen nicht zum Heil. Denn

es ist kaum anzunehmen, dass er den kirchlichen Streit mit jener zähen Hartnäckigkeit durchgeführt hätte, wären nicht seine eigensten Lehrmeinungen mit im Spiele gewesen. Und wie sein Eifer für das Christentum zum grossen Teil auf literarischen Studien beruhte, so auch die Feindschaft seines Nachfolgers gegen dasselbe. Die heidnische Reaktion des Julian können wir nur verstehen, nachdem wir uns vorher mit der Bildung und Literatur seiner Zeit vertraut gemacht haben.

Das Ideal des antiken Menschen war der Redner. Diese Anschauung hatte sich in den Demokratien gebildet, als Männer wie Perikles oder Gajus Gracchus durch die Macht des gesprochenen Wortes die Beschlüsse der Volksversammlungen bestimmten und so die Politik ihrer Staaten leiteten. Doch wie alle Überlieferungen der Blütezeit in dem gesunkenen Altertum mit treuer Pietät bewahrt wurden, so hatte jenes Ideal auch seine Kraft behauptet, als unter der Herrschaft absoluter Monarchen die Rede nicht mehr eine Macht, sondern nur noch eine Kunst bedeutete. Freilich wurde sie auch damals nicht selten zur Macht, aber nicht mehr, weil sie grosse Volksmassen zu Taten hinriss, sondern weil man den Redner auch als Menschen schätzte und ihn die Herrscher daher oft zu hohen Staatsämtern beriefen. So gewann eine Begabung, die zu der Zeit, von der wir hier sprechen, rein künstlerisch war, doch auch praktisch hohe Bedeutung, und jeder, der nach einer Stellung in der Welt strebte, suchte sie bei sich durch Lehre und Übung auszubilden.

Auch hierzu hatte schon das perikleische Zeitalter die Wege gewiesen. Als die Philosophie sich an den Versuch heranwagte, die Ursachen alles Seienden auf-

zudecken, hatten die Sophisten auch die Gründe der rednerischen Wirkung in den Kreis ihrer Untersuchungen gezogen, und das mit um so grösserem Eifer, als man sich von diesem Zweige der Forschung nicht nur theoretische Erkenntnis, sondern auch praktischen Nutzen versprechen durfte. Man beobachtete, wie die scharfen Gegensätze der Antithese die Aufmerksamkeit stachelten und sich dem Gedächtnis der Hörer einprägten, wie ein sanfter oder kräftiger Gleichklang der Worte musikalisch wirkte und gleich ergreifenden Melodien gerührte oder begeisterte Stimmungen auslösen konnte. Zugleich lehrte die Dialektik, an der Philosophie ausgebildet, klare Beweise führen und die Gründe des Gegners widerlegen, daneben auch durch blendende Trugschlüsse das Volk oder die Richter täuschen, wenn dies dem Redner vorteilhaft schien. Rühmten sich doch die Sophisten, dass sie den schlechteren Grund zum besseren machen könnten, und eine Zeit, in der sich die Parteien oft genug mit chikanösen Prozessen bekämpften, musste dies als eine höchst wertvolle Kunst begrüssen. Hatte bisher der Redner sich nur auf seine natürliche Begabung verlassen, so wurde ihm um die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. eine Theorie geschaffen, durch die er sich die Mittel seiner Wirkung lernend aneignen konnte. Unter denen, die an ihr gearbeitet haben, ragten namentlich der Sizilianer Gorgias und der Chalkedonier Thrasymachos hervor. Jener bildete die Lehre von der Antithese und vom Gleichklang aus, der mitunter völlig in den Reim überging; denn dieser war der antiken Poesie fremd, wurde aber dafür um so lieber in der Prosa verwendet. Thrasymachos führte ein anderes Element in die Rede ein, das den Alten in noch höherem Maasse dichterisch

erschien, indem er seine Schüler in der Bildung rhythmisch fliessender Perioden unterrichtete. Sie sollten den Strophen eines tragischen Chores nachgeahmt sein, jeder Satzteil ein ins Ohr fallender Vers, alle zusammen eine auch musikalisch abgeschlossene Einheit. Denn Rede und Gedicht wurden völlig zusammengeworfen und auch die hohen Worte, die diesem eigen waren, ohne Scheu auf jene übertragen. Natürlich liessen sich die Kunstmittel des Gorgias und des Thrasymachos auch vereinigen, und die Folgezeit hat es getan.

Als diese Künstler zuerst in Athen auftraten, übte die Musik ihrer Rede eine geradezu berauschende Wirkung. Wer sie bezahlen konnte — denn billig waren sie nicht —, drängte sich zu ihrem Unterricht, und in kurzem hallten Volksversammlung und Gerichte von tönenden Gleichklängen und rhythmischen Kadenzen. Doch so begeistert man ihnen anfangs lauschte, ihre aufdringliche Künstlichkeit brauchte sich sehr bald ab. Und auch im Volke erfuhr man, dass Redner dieser Art den schlechteren Grund zum besseren machten, und wurde misstrauisch und verstockt, sobald sie ihre Kunst zur Schau stellten. So regte sich denn schon nach wenigen Jahren eine Reaktion gegen sie, als deren bedeutendster Vertreter Lysias auftrat. Er war nicht in erster Linie rhetorischer Lehrer, obgleich er auch diesen Erwerb nicht verschmähte, sondern Advokat, wurde also durch das praktische Bedürfnis der Volksgerichte bestimmt. Hier aber musste jeder für sich selbst plädieren; Lysias konnte daher seine Reden nicht halten, sondern nur sie aufschreiben und dann von seinen Klienten auswendig lernen lassen. Daraus aber ergab sich, dass sie in ihrem Stil der Person desjenigen angepasst

sein mussten, für den sie bestimmt waren. Wenn ein Krüppel, der für seine Armenunterstützung kämpfte — die Rede eines solchen ist noch erhalten —, im hohen Ton eines äschyleischen Chores einhergestelzt wäre, so hätte dies nur Gelächter erregt. Lysias musste daher seinen Stil der Sprache des gewöhnlichen Lebens nähern und seine Kunst mehr verhüllen als zeigen; doch war sie darum nicht weniger eine glänzende, sorgfältig studierte Kunst. Auf die Advokatenkniffe, welche die Richter betrügen sollten, konnte er natürlich nicht verzichten, und sie wirkten um so sicherer, wenn sie in dem schlichten Ton des einfältigen Biedermannes vorgetragen wurden. So hat denn auch seine Redeweise begeisterte Nachahmer gefunden, und der Kampf, den er gegen die Manier des Gorgias und Thrasymachos eröffnet hatte, ist im ganzen Verlaufe des Altertums nicht zur Ruhe gekommen. Denn auch der Einfachheit wurde man nach einiger Zeit wieder satt und verlangte nach reicherem Schmuck, wenn man auch die Farben selten so dick auftrug, wie es jene alten Sophisten getan hatten. Den entschiedenen Sieg gewann damals eine vermittelnde Richtung, wie sie den meisten der grossen attischen Redner eigen ist. Die Praxis hat den Stil dieser Männer gebildet, der zwar gedrungener ist als der des Lysias, aber doch in der Hauptsache, wie dieser, einen natürlichen Ausdruck der Gedanken sucht. Nur an Stellen, wo man die Hörer zu Zorn oder Begeisterung entflammen oder auf ihre Tränendrüsen wirken will, verschmäht man auch die Kunstmittel des Gorgias nicht. Freilich liegt es in der Natur der Sache, dass nicht viele den Takt besassen, hier die richtige Mitte zu finden. Die Mode neigte in stetem Wechsel bald mehr zur Schlichtheit, bald

mehr zur Künstelei; doch immer gab es Vertreter beider Richtungen, die untereinander in lebhaftem Streite lagen.

Dieses bewusste Verwenden oder Vermeiden der Kunstmittel hat zur Folge gehabt, dass in der Literatur des späteren Altertums jede Naivität des Stils ertötet ist. Auch wir sprechen nicht selten in rhetorischen Figuren; Gleichklänge wie „Leben und Lieben“ oder „Saft und Kraft“, Antithesen, die zugleich durch den Gleichklang wirken, wie „des einen Tod ist des andern Brot“, sind uns allen geläufig. Aber obgleich sie auch heute ihres Eindrucks nicht verfehlen, empfinden wir sie doch nicht als Kunstmittel, sondern brauchen sie halb unbewusst, wie es das individuelle Bedürfnis nach klarem und lebendigem Ausdruck uns eingibt. Im Altertum dagegen wusste jeder Gebildete, der sich einer solchen Redefigur bediente, ganz genau, wie sie technisch benannt war und welche Wirkung ihr die Theorie zuschrieb. Ihre Anwendung war daher immer völlig bewusst und konnte je nach den Zwecken, die sich der Schriftsteller vorgesetzt hatte, gesucht oder vermieden werden. Heutzutage gilt der Satz: *Le style c' est l'homme*, weil jeder nach seiner Eigenart schreibt und sich in ihr auch treu zu bleiben pflegt: damals aber konnte jeder Künstler der Feder nach Belieben in ganz verschiedenen Stilarten schreiben. Das berühmteste Beispiel dafür ist das Gastmahl Platons, in dem die Lobreden auf Eros von jeder Person in einem anderen Ton gehalten werden; doch auch von den Schriften des Cicero, des Tacitus, des Arrian, des Apulejus weichen einzelne stilistisch so sehr von den andern ab, dass die moderne Philologie in Versuchung kam, sie für unecht zu halten. Es gab eben für jede Art des Stils Rezepte, die man ganz genau kannte und

je nach der Gelegenheit so oder so anzuwenden verstand.

Denn seit im fünften Jahrhundert v. Chr. die Sophisten von der Art des Gorgias als Lehrer der Beredsamkeit aufgetreten waren, hatte dieser Unterricht nicht aufgehört, sondern mit der Zeit sich immer weiter ausgebreitet. Anfangs hatten ihn nur diejenigen aufgesucht, die sich zum Advokaten oder Staatsmann, was meist zusammenfiel, berufen glaubten. Aber da dies naturgemäss die Vornehmsten und Höchstgeachteten waren, wirkte ihr Beispiel auch auf die übrigen ein. Dasjenige, was wir allgemeine Bildung nennen, konzentrierte sich daher bald in der Erziehung zum Redner, und so ist es während der ganzen Dauer des Altertums geblieben. Sie begann schon in der Kinderstube. Hatte der Knabe lesen und schreiben gelernt, so wurde er mit den Dichtern bekannt gemacht, vor allen andern mit dem Homer. An ihrem Vortrage musste er sich eine reine und klare Aussprache einüben, dann auch eine wirkungsvolle Deklamation; an ihren Beispielen wurde ihm die Grammatik beigebracht; aus ihnen bereicherte er durch Auswendiglernen seinen Wortschatz. Denn weil man schon seit den Zeiten des Thrasymachos die Rede als eine Art der Dichtung betrachtete, waren poetische Ausdrücke in ihr keineswegs verpönt, sondern wurden an gehobenen und leidenschaftlichen Stellen sogar mit Vorliebe angewandt. Neben dieser Beschäftigung mit der Poesie gingen kleine Aufsätze her, die alle als Vorübungen für den künftigen Rednerberuf gedacht waren. Das Kind musste Erzählungen niederschreiben, weil vor Gericht der Tatbestand zu erzählen war; es musste Märchen und Fabeln erfinden, weil sich dadurch irgend eine Moral oder ein Satz politi-

scher Weisheit der Volksversammlung am besten demonstrieren liess; es musste denselben Gedanken in verschiedenen Formen ausdrücken, um so für seinen Stil Mannigfaltigkeit und Biegsamkeit zu gewinnen, Menschen, Landschaften, Kunstwerke beschreiben und dergleichen mehr. Dabei wurden ihm auch aus den Prosaikern für alle diese Übungen Musterbeispiele vorgelegt und deren Nachahmung empfohlen. Die diesen Kinderunterricht leiteten, bezeichnete man als Grammatiker. War man ihnen entwachsen, so ging man in die Schule des Rhetors über; von ihm lernte man die Theorie der Redekunst und zugleich deren praktische Anwendung in den Deklamationen, die er seinen Schülern vortrug. Diese ahmte man dann schriftlich und mündlich nach und übte sich so in allen drei Arten der Beredsamkeit, welche das Altertum unterschied. Es waren das die Streitrede, die Ermahnungsrede und die Prunkrede. Für die erste dieser Gattungen, die praktisch die wichtigste war, fingierte man Prozesse, bei denen ein Schüler die Anklage, ein anderer die Verteidigung übernahm. Doch waren die Jünglinge weiter fortgeschritten, so leisteten sie sich wohl auch das Kunststück, zuerst für und dann gegen dieselbe Sache zu plädieren. Die Ermahnungsrede knüpfte meist an irgend eine historische Erinnerung an; zum Beispiel riet man den Trojanern, die Helena auszuliefern und so den Krieg zu vermeiden, oder man machte dem Sulla Vorstellungen, ob er die Diktatur niederlegen solle oder nicht. Die Prunkrede unterschied sich von dem, was wir heute Gelegenheitsrede nennen, nur dadurch, dass sie meist viel länger und kunstreicher war. Einen bevorzugten Platz innerhalb dieser Gattung nahm die Lobrede ein. Ihr erster Ausgangspunkt dürfte die

Leichenrede gewesen sein, insofern diese den Preis des Verstorbenen enthalten musste; doch ist man sehr früh dazu übergegangen, auch Lebenden die unverschämtesten Lobhudeleien vorzutragen. Namentlich in den monarchischen Staaten wurde es üblich, den König und später den Kaiser in den höchsten Tönen zu feiern. Jede Festlichkeit konnte dazu Anlass bieten; man hatte daher dieselbe Person wieder und wieder zu preisen, und die Aufgabe war nicht leicht, jedesmal Neues zu bieten oder wenigstens das Alte neu zu wenden. Da zudem ein Nero natürlich nicht weniger gepriesen wurde als ein Trajan oder Constantin, musste man die Kunst verstehen, auch dem Unrühmlichsten Rühmliches abzugewinnen. Es war daher eine sehr nötige Übung, dass man in der Rhetorenschule alle möglichen schlechten und hässlichen Dinge in hohen Tönen preisen lernte; zum Beispiel waren das Lob der Kahlköpfigkeit und das Lob des Rauches beliebte Themata.

Wir haben uns bei dieser letzten und niedrigsten Art am längsten verweilt, weil sie in der Zeit des sinkenden Altertums, die uns hier in erster Linie beschäftigt, die einzige war, die praktisch noch eine gewisse Bedeutung bewahrte. Die Streitrede und die Ermahnungsrede waren nur solange von Wichtigkeit gewesen, als man durch sie auf Volksversammlungen und Geschwornengerichte einwirken konnte. Zwar wurden sie auch später noch in den Schulen eifrig geübt, und auch vor den Einzelrichtern der letzten Kaiserzeit stellten die Advokaten ihre Beredsamkeit zudringlich genug zur Schau. Beschuldigte man doch so manchen, dass es ihm viel mehr darauf ankomme, von seinen künstlerischen Leistungen reden zu machen, als das Interesse seines Klienten wahrzunehmen. Aber

was eine leicht bewegliche Menge oder auch eine Geschwornenbank hinreissen konnte, das wirkte nicht auf einen hochgebildeten Beamten, der alle Kniffe der Rhetoren auf der Schulbank selbst gelernt hatte und, wenn er ihre geschickte Anwendung auch als Kenner bewundern mochte, sich doch nicht von ihnen fangen liess. So hatte die Streitrede den grössten Teil ihrer Wirkung eingebüsst, und in demselben Maasse, wie das Interesse an ihr abnahm, wurde man auch in ihrer künstlerischen Ausgestaltung lässiger. Unter den zahlreichen Reden, die aus der Kaiserzeit auf uns gekommen sind, befindet sich nur eine einzige — die Verteidigung des Apulejus gegen die Anklage der Zauberei —, die vor Gericht gehalten ist. Was es sonst derartiges gab, war eben so minderwertig, dass man sich nicht veranlasst sah, es immer wieder abzuschreiben und so der Nachwelt zu überliefern. Etwas mehr Beachtung haben die Ermahnungsreden gefunden, von denen wir noch aus dem vierten Jahrhundert n. Chr. einige besitzen, zum Beispiel Reden des Symmachus, in denen er Anträge, die er im römischen Senat gestellt hat, befürwortet, andere von Libanius, die um Schutz für die heidnischen Tempel bitten oder für die Abstellung gewisser Missbräuche der Verwaltung eintreten, noch andere von Themistius, in denen zur Pflege der Philosophie oder zur Übung bestimmter Tugenden gemahnt wird. Doch an Zahl und Bedeutung treten sie hinter den Prunkreden weit zurück, ja sie selbst nehmen mehr und mehr deren Charakter an. Denn was die Redner dieser Zeit in erster Linie erreichen wollen und worauf sie ihre beste künstlerische Kraft verwenden, sind nicht mehr politische Erfolge oder die Freisprechung Angeklagter, sondern das Gewinnen hoher Protektionen, und für

diesen Zweck waren Lobreden natürlich am besten zu brauchen. Und wie sie selbst sich dazu drängten, so machte die Eitelkeit ihre Gönner auch nur zu bereit, sie anzuhören. Jener Strategius Musonianus, dessen wir oben erwähnten, liess sich noch als Praefect dazu herab, drei Tage nacheinander im Stadtrat von Antiochia zu erscheinen, weil Libanius in einer Sitzung mit der Lobrede auf ihn nicht fertig werden konnte, und selbst die Kaiser bemühten sich darum, von berühmten Rednern angefeiert zu werden; denn dadurch meinten sie ihren Ruhm am sichersten der Nachwelt zu überliefern. Wer dagegen noch nicht berühmt war, der erstrebte nichts eifriger, als dass ihm die Erlaubnis erwirkt werde, den Herrscher anzureden; denn erregte er dessen Wohlgefallen, so war dies der sicherste Weg, zu Ehren und Reichtümern zu gelangen. So besteht denn die Mehrzahl der Reden, die uns aus den Zeiten Diocletians und seiner Nachfolger erhalten sind, aus Panegyriken, die meisten auf die Kaiser gehalten, einzelne auch auf mächtige Staatsmänner und Hofleute.

Daneben stehen in kaum geringerer Zahl andere, die nicht durch den Stoff, sondern nur durch die Form wirken sollen. Sie sind ausschliesslich bestimmt, die Kunst ihres Verfassers zu zeigen, und da dieser fasst immer Lehrer der Beredsamkeit ist, Schüler für ihn anzulocken. In diesem Sinne hatte schon Gorgias seine Prunkreden gehalten, und ihm folgte eine unabsehbare Reihe ähnlicher Virtuosen. Man hörte ihnen mit Bewunderung zu, ja man veranstaltete sogar Wettkämpfe, in denen sie mit ihren Nebenbuhlern um den Preis rangen. Aber solange Krieg und Frieden noch durch die Volksversammlung beschlossen wurden, heftete sich das lebhaftere Interesse doch an die Reden

von politischer Bedeutung. So hoch man den Isokrates schätzte, hinter Demosthenes, Aeschines und Hyperides musste er denn doch zurückstehen. Aber seit die Führung des Griechentums auf die monarchischen Staaten übergegangen war, die sich aus dem Weltreiche Alexanders entwickelten, wurde die grosse Politik nicht mehr auf dem Marktplatz von Athen oder Theben gemacht, und damit verloren die Reden, die hier nach wie vor gehalten wurden, ihren sachlichen Reiz. Auf diese Weise gelangte das öde Virtuosentum in der Beredsamkeit, soweit sie noch als literarische Erscheinung beachtet wurde, zur unbeschränkten Alleinherrschaft. Und wie es diese Art von Kunstübung an sich hat, strebte man nach neuen, bestechenden und überraschenden Wirkungen und suchte daher nicht nur die klare Einfachheit des Lysias, sondern auch die mächtige Wucht des Demosthenes noch zu überbieten. So wurde denn jene Überladung mit Kunstmitteln, wie sie Gorgias und Thrasymachos geübt hatten, wieder aus der Rumpelkammer hervorgeholt und nach einer Richtung noch weiter ausgebildet. Jene hatten sich in ihren Perioden an die Strophen der Tragödie und des pindarischen Hymnus angelehnt. Seitdem aber hatte sich in dem Dithyrambus eine neue Form der Lyrik entwickelt, die sich in noch freieren Rhythmen bewegte und den strengen Strophenbau verschmähte. An dieser modernsten Dichtung bildete sich die nachdemosthenische Redekunst, schon weil sie gleichfalls modern sein wollte. Nach diesem Muster zerhackte sie die Perioden in kurze Glieder von paralleler, oftmals antithetischer Bildung, unterbrach sie durch knappe, schlagende Sentenzen, die gleichfalls rhythmisch ins Ohr fallen, aber doch nicht wie wirkliche Verse klingen sollten. Um diesen eigentümlichen Stil zu

charaktrisieren, wählen wir die Tirade eines römischen Nachahmers, weil sie ausnahmsweise die Möglichkeit bietet, auch in der deutschen Übersetzung etwas von jenem rhythmischen Klange ahnen zu lassen.

Was von Vögeln fliegt,
was von Fischen schwimmt,
was von Tieren umherläuft,
in uns'rem Bauche wird's bestattet.
Forsche nun, warum jählings wir sterben:
Sterben nährt Leben uns.

Wir wollen nicht dabei verweilen, wie närrisch es ist, das plötzliche Sterben der Menschen daraus zu erklären, dass sie tote Tiere essen; denn offenbar kam es unserem Rhetor nicht auf den Sinn, sondern nur auf den Klang an. Man wird bemerken, wie in dieser tollgewordenen Prosa zunächst drei Nebensätze sich genau entsprechen, aber durch eine etwas verschiedene Silbenzahl gar zu starre Einförmigkeit vermieden wird; wie dann das Ganze in einer scharfen Antithese ausläuft und die beiden Glieder derselben, „Sterben nährt" und „Leben uns", in der Zahl und dem Falle der Silben übereinstimmen. Schon Gorgias hatte das kühne Gleichnis gebraucht, die Geier, die sich von den Leichen des Schlachtfeldes nährten, „beseelte Gräber" zu nennen; wenn in unserem Beispiel von der „Bestattung" im Bauche des Menschen die Rede ist, so wird damit jener Gedanke nur in leichter Veränderung wiederholt. Man merkt darin das Bestreben, durch Neuheit zu verblüffen, und doch zugleich die dürftige Abhängigkeit von dem Vorbilde der Alten. Und hierin ist auch die Rhetorik der Folgezeit sich immer treu geblieben: ungescheut stahl man Gleichnisse, Redefiguren und was man sonst brauchen konnte, bei den reicheren Vorgängern und fuhr doch fort, das geistvolle Original zu spielen. Der Stil, den jene Tirade

verdeutlichen sollte, ist vorzugsweise durch Hegesias von Magnesia ausgebildet worden, und da seine Landsleute sich ihm eifrigst anschlossen, wurde er später nach seiner Heimat der asianische genannt.

Die römische Beredsamkeit hat in der Hauptsache das gleiche Schicksal gehabt wie die griechische. Auch sie erreicht ihren Höhepunkt in der Epoche jener wilden Parteikämpfe, die dem Untergange der Republik unmittelbar vorhergingen; auch sie verflacht unter der monarchischen Verfassung zu leerer Schönrednerei. Nur darin unterscheidet sich ihre Entwicklung von der eben geschilderten, dass sie sich nicht selbständig vollzog, sondern an die griechischen Vorbilder anknüpfte. Die Stichworte, welche die ästhetischen Richtungen scheiden, lauten daher Asianismus und Atticismus. Denn auch in Rom standen sich die Verfechter der Einfachheit und des reichen Schmuckes gegenüber; auch hier wurde das Höchste, wie es sich uns in den Reden Ciceros darstellt, durch eine taktvolle Vermittlung zwischen beiden Stilen erreicht. Vor allem aber war auch hier der Unterricht genau derselbe, wie wir ihn oben geschildert haben, ja er lehnte sich so eng an das griechische Vorbild an, dass auch der römische Knabe seine grammatischen Studien an Homer begann, um erst später zu den lateinischen Dichtern überzugehen, und auch unter diesen wurden die treuesten Nachahmer des Homer bevorzugt, anfangs Ennius, in der Kaiserzeit Vergil.

Seit Augustus sich der Gewalt bemächtigt hatte, konnte die Redekunst wohl noch im Senat dem Kaiser schmeicheln oder vor Gericht Triumphe feiern, aber nicht mehr in entscheidenden Staatsaktionen. Jedes wirklich grossen Inhalts beraubt, verkümmerte sie immer mehr, aber weit entfernt, dadurch an Interesse

zu verlieren, wurde sie nur mit desto regerem Eifer betrieben. Aus der Politik verdrängt, fanden die Talente in der schönen Literatur den einzigen Tummelplatz, der sie noch reizen konnte, und musste man auf das Beifallbrüllen erregter Volksmassen verzichten, so suchte man Ersatz dafür in dem Händeklatschen eines feingebildeten Auditoriums. Anklage- und Verteidigungsreden in fingierten Prozessen zu halten, war man nicht nur in der Schulstube gewohnt, sondern auch reife Männer, ja selbst berühmte Redner, wie Cicero, hatten es schon in republikanischer Zeit mitunter getan, um so für den Ernstfall in Übung zu bleiben; doch hatte man dies nur als Mittel zum Zweck betrachtet. In der Kaiserzeit dagegen wurde es Selbstzweck, und die höchsten Spitzen der Gesellschaft fanden es nicht unter ihrer Würde, über die lächerlichsten Streitfälle Phrasen zu schmieden. Je häufiger diese Deklamationen waren, desto schwieriger wurde es, für sie neue und packende Themata zu finden. Man geriet daher auf die abenteuerlichsten Einfälle, die mit der Wirklichkeit gar nichts mehr zu schaffen hatten, wohl aber Gelegenheit boten, leidenschaftlich, gefühlvoll oder erhaben zu werden. Ein paar Beispiele mögen dies illustrieren; wir haben sie gewählt, nicht etwa, weil sie die tollsten sind — es gibt noch viel schlimmere —, sondern weil sie sich am kürzesten erzählen lassen. „Man nimmt an, es bestehe ein Gesetz, dass, wenn ein Mädchen geraubt worden sei, sie entweder den Tod des Entführers oder seine Ehe ohne Mitgift fordern dürfe. In einer Nacht raubt jemand zwei Mädchen. Die eine fordert den Tod, die andere die Ehe. Für jede von beiden tritt ein Advokat auf.“ — „Nach dem fingierten Recht ist der Tyrannenmord zu belohnen, der Ehebruch zu bestrafen. Ein Tyrann ertappt

jemanden bei seiner Frau, wird aber von ihm niedergestossen. Ist hier die Belohnung des Tyrannenmordes oder die Strafe des Ehebruches anzuwenden?“ Über solche Dummheiten wurde stundenlang peroriert, und das nicht nur von unreifen Knaben, sondern von Senatoren und hochgeachteten Künstlern! Dabei ist es bemerkenswert, dass, wie in unserem zweiten Beispiel, so noch in zahllosen anderen Themen, die Belohnung des Tyrannenmordes den Mittelpunkt bildete und das natürlich jedesmal benutzt wurde, um in prächtigem Phrasenschwall die freie Verfassung zu preisen und ihre Antastung als das schwerste Verbrechen zu brandmarken. Dies war unter der ganzen Herrschaft der Kaiser möglich, obgleich den meisten nichts ferner lag, als die Gedankenfreiheit zu befördern. Aber sie wussten sehr wohl, dass jene Tyrannen nur von Papier waren und dass es keinem einfiel, was er in der Rhetorenschule predigte, auch in die Wirklichkeit zu übertragen. So fern stand diese Kunst dem Leben!

Und doch erfüllte sie die Gedanken der ganzen gebildeten Welt und nährte in ihr einen literarischen Eifer, wie ihn kaum ein anderes Zeitalter gesehen hat. Auf die Weltereignisse einzuwirken, war nur noch den Vertrauten des Kaisers möglich, und auch sie konnten es nur in bescheidener und diskreter Weise tun. Zudem war man der Kämpfe des römischen Marktes, die vorher nicht nur mit tönenden Reden, sondern auch mit Steinen, Knütteln und Dolchen ausgefochten wurden, gründlich müde und freute sich nach den Aufregungen und Gefahren des sicheren Friedens, obgleich er arm war an spannenden Vorgängen. Aus der Politik verdrängt, warf sich so das Interesse der führenden Kreise gänzlich auf die Literatur. Und die Erziehung der Jugend hatte dafür

gesorgt, dass auf diesem Gebiete jeder Gebildete ein feiner Kenner, die meisten auch ausübende Künstler sein konnten. Daraus erwuchs ein Dilettantismus von fast unglaublicher Verbreitung. Schon in der Kinderschule hatte man die poetische Form und Ausdrucksweise gründlich kennen gelernt; fast jeder konnte daher Verse machen, und unzählige, bis zu den Kaisern hinauf, trugen sie auch in den literarischen Konventikeln vor und sorgten für ihre buchhändlerische Verbreitung. Für schwieriger galt die Beherrschung der Prosa, und wirklich stellte man, durch die rhetorischen Übungen verwöhnt, Ansprüche an sie, denen zu genügen nicht leicht war. Doch je seltener sich hier die Auserwählten fanden, desto zahlreicher waren diejenigen, die sich für berufen hielten. Da ist es nicht zu verwundern, wenn gegen Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. die Schriftsteller sich beklagen, dass sie nicht leicht mehr so schenkfreudige Gönner finden, wie in den Zeiten des Augustus und selbst noch des Nero. Wer einem solchen Herrn eine Dedikation darbrachte, musste eben darauf gefasst sein, dass dieser selbst ihm etwas vorlas, was er natürlich für noch schöner hielt. So ging es denjenigen, die von ihrer Feder leben wollten, wie heutzutage den Musikern und Malern. Da alles pinselt oder klimpert, geigt oder singt, lässt sich durch Leistungen von bescheidener Tüchtigkeit kaum noch ein Hungerlohn erwerben. Zugleich aber hat die allgemeine Verbreitung dieses Dilettantismus auch das Verständnis für die grosse Kunstleistung mächtig gehoben, und das aussergewöhnliche Talent, wenn es in Mode zu kommen weiss, wird fast über die Gebühr bewundert und mit Gold überschüttet. So gab es damals Virtuosen des Stils, die von Stadt zu Stadt reisten und überall nicht weniger

angeschwärmt wurden als unsere Primadonnen. Bei jeder schöngerundeten Sentenz, jedem neuen Gleichnis, jeder prächtigen Beschreibung klatschte man in die Hände, unterbrach den Redner mit lauten Bravo-Rufen, sprang von den Sitzen auf und warf ihm Kusshände zu. Dies wurde so zur Gewohnheit, dass man sich später selbst im christlichen Gottesdienst nicht davon freimachen konnte. Johannes Chrysostomus suchte in seiner Gemeinde diese lärmenden Beifallsbezeigungen zu unterdrücken, doch als er dagegen eiferte, sprach er den folgenden Satz: „Geh' in die Malstube, und du wirst sehen, wie dort tiefes Schweigen herrscht: also auch hier; denn auch hier malen wir königliche, nicht gewöhnliche Gemälde mit den Farben der Tugend." Als man diese „schöne Stelle" hörte, wurde selbst die Predigt gegen das Klatschen durch ein unbezähmbares Klatschen unterbrochen. Das Wort wirkte eben viel mehr als der Sinn; denn was diese Begeisterungstürme auslöste, waren rein formelle Leistungen. Worüber der Redner sprach, darauf kam es nicht an; selbst das Lob des Rauches oder der Kahlköpfigkeit konnte Enthusiasmus hervorrufen; ja wenn abgebrauchte Themata in neuer und überraschender Weise behandelt wurden, steigerte dies wohl noch die Bewunderung. Griechische Vorträge eines berühmten Sophisten wurden selbst von Römern, die seine Sprache nicht verstanden, mit Eifer besucht, angeblich, weil schon allein die klangvolle Modulation seiner Stimme sie entzückte, in Wirklichkeit wohl, weil es Modesache war, den Stern des Tages gehört zu haben. Allerdings war die Stimme dieser Virtuosen sorgfältig geübt, um für Erhabenes und Mildes, Starkes und Klägliches die rechten Töne zu finden, und den Vortrag begleitete eine anmutige, fleissig studierte

Gestikulation, so dass man nicht ohne Grund vom Singen und Tanzen der Redner sprechen konnte.

Wie die griechische Beredsamkeit durch Demosthenes, so hatte die römische durch Cicero ihren Höhepunkt erreicht. Wollte man einem Hörerkreise, der mit diesen grossen Vorbildern genau vertraut war, etwas Neues und Anziehendes bieten, so liess sich das nur erreichen, indem man sie durch raffinierte Künstlichkeit überbot. Wie einst Hegesias über Demosthenes hinausgestrebt hatte, so wollte die neue römische Rhetorik Cicero übertreffen und gebrauchte dazu auch ganz ähnliche Mittel. Zwar war der Asianismus von den Vertretern der klassischen Redekunst so scharf getadelt worden, und ihre Autorität galt auch später so viel, dass man ihn prinzipiell verwarf. Doch hatte dies nur die Folge, dass die Vertreter des überkünstelten Stils sich nicht Asianer nannten, sondern ihn als den modernen dem angeblich veralteten des Cicero gegenüberstellten. Immerhin war es ein Zeichen frischen Selbstbewusstseins und lebendiger Schaffenslust, dass man sich nicht zur Nachahmung irgend welcher berühmten Muster bekannte, sondern die Empfindung hatte, selbständig Neues zu gestalten. Und wirklich bewahren die knappen Sentenzen, die kräftigen Antithesen und wirksamen Gleichklänge, wie sie Seneca und Tacitus bieten, auch für unser Ohr noch einen hohen Reiz. Doch wenn auch mit feinerem Geschmack und geringerer Überladung verwendet, sind dies doch dieselben Kunstmittel, deren sich schon Hegesias und vor ihm Gorgias bedient hatten, und wie bei ihnen, so riefen sie auch diesmal die entsprechende Reaktion hervor.

Schon Tacitus erzählt uns davon, wie die Bewunderer der Alten den modernen Stil als künstlich

und geziert bekämpften, und er selbst muss ihnen recht geben. Seine eigene Schreibart kann er nur dadurch entschuldigen, dass der abgestumpfte und doch zugleich überfeinerte Geschmack nach neuen Reizmitteln verlange, und dass der Schriftsteller nicht umhin könne, den Forderungen seiner Zeit Rechnung zu tragen. Doch als er dies niederschrieb, waren jene Forderungen schon im Begriff, in ihr Gegenteil umzuschlagen. Und hatte er in seinen jüngeren Jahren sich dem neuen Stil freudig angeschlossen und die vollendetsten Muster geschaffen, die aus ihm hervorgegangen sind, so kehrt er in seinem spätesten und reifsten Werk, dem Dialog von den Rednern, zu der schlichteren Schreibweise der ciceronischen Zeit zurück. So verfocht auch er jene Reaktion, die mit der Regierung Hadrians einsetzte; doch wie es die Art aller Reaktionen ist, ging sie weit über das hinaus, was berechtigt war und durch Tacitus vertreten wurde.

Der Kampf gegen das übertrieben Moderne war unter der Fahne der Alten eröffnet worden, worunter man zunächst Cicero und seine Mitstrebenden verstand. Doch von diesen Alten ging man bald zu den noch Älteren über; denn auch in jenen erkannte man nicht mit Unrecht eine gewisse Künstlichkeit, und der durch allerlei Feinheiten der Rede übersättigte Geschmack drängte zum ganz Ursprünglichen und Naiven. So stellte man in der Prosa Cato und Gracchus über Cicero, in der Poesie Naevius und Ennius über Vergil, ein Urteil, dem wir uns vielleicht auch heute anschliessen würden, wenn uns von den Werken jener ältesten lateinischen Literatur mehr als dürftige Fragmente erhalten wären. Doch von der Bewunderung ging man alsbald zur Nachahmung über

und schuf damit gespensterhafte Fratzen ganz ähnlicher Art, wie sie uns in der bildenden Kunst die englischen Prärafaeliten mit ihrer Vergötterung des Botticelli beschert haben. Hielt man es doch für den schönsten Schmuck der Rede, wenn man sie mit längst veralteten Worten ausstaffieren konnte, die aus Cato, Ennius und Plautus zusammengesucht waren und nur noch mit Hilfe eines Lexikons verstanden wurden.

Über die rohe Sprache des gemeinen Mannes hatte sich die Literatur immer erhoben, wie sie es noch heute tut; doch solange man sich auf freiem Markte zum Volk wendete, musste man dafür sorgen, von ihm verstanden zu werden. Seit aber die Redekunst zur Deklamation geworden war und sich in vornehme Hörsäle zurückgezogen hatte, konnte man auch für dunkle Altertümlichkeit, die tief gelehrtes Studium und reiche Belesenheit verriet, den geforderten Beifall finden. Schon seit dem Anfang der Kaiserzeit hatte sich die Schriftsprache immer weiter von dem entfernt, was im Volksmunde lebte, und begann jetzt ein ganz mumienhaftes Dasein zu führen. Während die Dialekte, aus denen die modernen romanischen Sprachen erwachsen sind, sich unbeachtet weiterentwickelten, sich nach Provinzen und Landschaften schieden und in immer weiterem Umfange den Verkehr des gemeinen Lebens beherrschten, fing der Gebildete an, sein Latein oder sein Griechisch aus Büchern zu lernen. Da man auch die Dialekte des letzteren, soweit sie klassisch geworden waren, nicht vernachlässigen konnte, schrieb man bald nach Belieben, wenn auch nicht ganz ohne Fehler, im Aeolisch der Sappho oder im Jonisch des Herodot, vor allem aber strebte man dem reinen Atticismus nach. Hatte

dieses Wort in den Zeiten des Cicero nur die schlichtere Stilgattung des Lysias und Demosthenes im Gegensatz zum Asianismus bezeichnet, so bedeutete es jetzt, dass man auch sprachlich auf die Muster der Blütezeit zurückgehen wollte. Zu diesem Zwecke wurden Formen, die seit Jahrhunderten aus dem Sprachgebrauche verschwunden waren, zum Beispiel der Dual, von den Toten auferweckt und so ein Stil geschaffen, der gänzlich ausserhalb des wirklichen Lebens stand. Ihn zu beherrschen, galt als das Abzeichen der Höchstgebildeten, deren Kreis sich freilich unter diesen Umständen immer mehr verengte.

Die Schwierigkeit, in erlernten Sprachen zu schreiben, hatte zur Folge, dass seit der Zeit Hadrians der literarische Dilettantismus seltener wurde und damit Wert und Ansehen derjenigen wuchs, die jene Kunst verstanden. Dies war umsomehr der Fall, als man auch am Hofe ihrer zu bedürfen meinte; denn bei dem hohen Wert, den man auf einen schönen Stil legte, hielten es die Kaiser für geboten, dass ihre Briefe und Erlasse in eine klassische Form gekleidet wurden, und wählten daher zu ihren Geheimschreibern gern literarische Berühmtheiten. So bekleidete der hochgelehrte Antiquar und Historiker Sueton, dessen Schriften sich durch klaren, flüssigen Stil auszeichnen, jenes Amt bei Hadrian, und nach ihm finden wir eine Reihe von Rednern, Dichtern, Geschichtschreibern in ähnlichen Stellungen. Vollends im vierten Jahrhundert gab es kein sichereres Mittel, um Ehren und Geld zu erwerben, als literarische Leistungen, und zwar waren die Forderungen, die man an diese stellte, schon sehr bescheiden geworden.

Die furchtbare Seuche, die unter Marcus jahrzehntelang im Reiche wütete, hatte die Blüte des

Volkes hingerafft, und die Lücken waren mit barbarischen Einwanderern gefüllt worden, deren Nachkommen bald auch in die höheren Schichten der Gesellschaft eindrangen. Denn die lange Folge mörderischer Bürgerkriege, die dem dritten Jahrhundert seinen Charakter gaben, schuf Platz für sie; pflegen doch Wirren dieser Art unter den Reichen und Vornehmen, die im Staat eine Rolle spielen und deren Besitz zur Konfiskation reizt, am gründlichsten aufzuräumen. Diese Kreise aber waren es gewesen, in denen die Literatur nicht nur ihre Gönner, sondern auch ihre meisten und bedeutendsten Vertreter gefunden hatte. Indem sie hinschwanden und Halbbarbaren in ihre Stellen einrückten, ging der hochgebildete Geschmack, die sichere Herrschaft über die Sprache, auch wo sie sich bisher erhalten hatten, der römisch-griechischen Gesellschaft verloren. Die künstlerischen Ideale blieben die alten; denn neue Formen zu schaffen, war diese Zeit am wenigsten im stande. Man strebte also nach demosthenischem Griechisch und ciceronischem Latein. Freilich hatte man das Gefühl für den Unterschied der Stilarten fast ganz eingebüsst. Alles, was dem hochverehrten Altertum angehörte, galt für schön, und die Schriftsteller aus der Zeit des Hadrian und der Antonine betrachtete man als ebenso klassisch, wie die Vertreter der wirklichen Blütezeit, weil sie damals ja gleichfalls schon zu den Alten gehörten. So ahmte man unbekümmert Dio von Prusa und Aristides neben Xenophon, Isokrates, Platon und Demosthenes nach, und der elende Fronto, der seine Briefe und Reden aus catonischen und plautinischen Floskeln zusammengeflickt hatte, stand als hohes Stilmuster neben Cicero, Plinius und Seneca. Bei jedem Worte, das man als Redner oder

Schriftsteller brauchte, durfte die Frage gestellt werden: „Wo kommt es bei den Alten vor?“ Und nur, wenn es sich bei ihnen nachweisen liess, galt es für anwendbar. Und je mehr sich die Bevölkerung mit barbarischen Elementen durchsetzte, desto weiter entfernten sich Schrift und Deklamation von der Sprache des Lebens, desto seltener wurden die Leute, die noch einen gebildeten Stil schreiben konnten, und desto mehr waren sie gesucht. Namentlich für die Ämter des Magister Memoriae und des Quaestors, denen die Leitung der wichtigsten Kanzleien des Kaisers und die Abfassung seiner meisten Erlasse oblag, ernannte man gern Männer von literarischem Ruf, und oft stiegen sie dann zu den höchsten Würden auf. Einige Beispiele mögen dies beglaubigen.

Eumenius, rhetorischer Lehrer in dem unbedeutenden gallischen Städtchen Augustodunum, hatte das Glück, die Bekanntschaft des Constantius zu machen, der damals noch Gardepraefect des Maximian war. Auf dessen Empfehlung wurde ihm 289 gestattet, am Gründungstage Roms vor dem Kaiser die Festrede zu halten. Es war ein Panegyrikus der gewöhnlichen Art, nicht schlecht, aber auch nicht besser, als vorher und nachher hunderte geschrieben sind. Immerhin fand man diese Leistung bedeutend genug, um ihn sogleich zum Magister Memoriae zu befördern.

Publilius Optatianus Porphyrius baute Verse, die jedes poetischen Wertes bar waren, aber an Künstlichkeit alles bisher Dagewesene übertrafen. Einer seiner häufigsten Triks war der folgende. Das ganze Gedicht bestand aus fünfunddreissig Versen und jeder Vers aus fünfunddreissig Buchstaben, so dass, wenn man diese in gleichen Abständen schrieb, ein Quadrat entstand. Die Exemplare, die hohen Gönnern, nament-

lich dem Kaiser, überreicht wurden, waren mit Silber auf Purpurpergament geschrieben, dazwischen aber waren in jeder der fünfunddreissig Zeilen einzelne Buchstaben durch Goldschrift ausgezeichnet, und diese bildeten innerhalb des Quadrats bestimmte Muster, bald nur mathematische Figuren, bald irgendwelche sinnvollen Bilder und Zeichen, zum Beispiel das Monogramm Christi oder ein Schiff. Las man dann diese goldenen Buchstaben für sich, so ergab sich wieder ein Sinn, gewöhnlich auch Verse. Natürlich führte dies zu einer Wahl der Worte, welche den Sinn fast unverständlich machte, und war auch so nur mit unendlicher Mühe zu erreichen. Constantin belohnte sie, indem er den Dichterling in hoher Stellung an seinen Hof zog und sich bei ihm für die Widmung solcher Elaborate in einem sehr schmeichelhaften Briefe bedankte. Als dann Porphyrius wegen irgendwelcher Sünden, die wir nicht kennen, in die Verbannung geschickt war, schrieb er für die Vicennalien des Jahres 326 einen Panegyrikus auf den Kaiser und seine Söhne, der aus Versen der eben geschilderten Art bestand, und erlangte dadurch nicht nur Begnadigung, sondern wurde auch 333 zum Stadtpraefecten von Rom befördert.

Themistius schrieb in seiner Jugend Paraphrasen des Aristoteles und liess sich dann als Lehrer der Philosophie in dem neugegründeten Constantinopel nieder. Ausserdem trug er Reden vor, die in unerträglich schwülstigem Stil eine banale Moral predigten, darunter auch mehrere Panegyriken auf die Kaiser; denn auch diesen Prunkstücken wusste er einen philosophischen Anstrich zu geben, indem er seine Schmeicheleien in die Lobpreisung bestimmter Tugenden einkleidete. Dies grosse Licht für sich zu ge-

winnen, bemühten sich um die Wette Ancyra, Antiochia und endlich auch Rom. Doch Constantius ernannte ihn 355 zum Senator von Constantinopel und fesselte ihn dadurch an die Stadt seines Vaters. Später errichtete man ihm noch zwei Statuen, und er wurde erst zum Proconsul, dann auch zum Stadtpraefecten von Constantinopel gemacht, und das unter den sehr christlichen Kaisern Constantius und Theodosius, obgleich er sich offen zum Heidentum bekannte.

Sextus Aurelius Victor, ein Afrikaner niedrigsten Standes, überreichte 361 dem Julian eine Sammlung ganz kurzer Kaiserbiographien. Zum grössten Teil war sie nicht mehr als ein dürftiger Auszug aus den Werken früherer Schriftsteller; ausser einem schlichten, klaren Stil lässt sich ihnen weder wissenschaftlich noch künstlerisch irgend ein Vorzug nachrühmen. Trotzdem wurde der Verfasser für diese Dedikation sogleich zum Consularis Pannoniae ernannt und stieg unter Theodosius sogar zum Stadtpraefecten von Rom auf, obgleich auch er Heide war.

Eutropius, gleichfalls Heide, war Neffe des angesehenen Rhetors Acacius, der erst in Antiochia, dann in dem palästinensischen Caesarea als Lehrer tätig war, und zeichnete sich selbst durch griechische Reden aus. Dies verschaffte ihm die Stellung des Magister Memoriae bei dem christlichen Kaiser Valens. Während er sie bekleidete, widmete er diesem 369 einen kurzen Abriss der römischen Geschichte, der an Wert oder richtiger an Wertlosigkeit dem Schriftchen des Victor ungefähr gleichstand. Er wurde dafür durch das Proconsulat von Asien belohnt und unter Theodosius sogar zum Praefecten erhoben.

Decimus Magnus Ausonius war Lehrer der Rhetorik in Burdigala. Er machte Verse, die an dich-

terischem Gehalt kaum über denen des Porphyrius standen und teilweise nicht viel weniger künstlich waren. So baute er ganze Gedichte aus Hexametern, die mit einsilbigen Worten begannen und endigten, oder auch aus solchen, in denen auf je ein einsilbiges Wort ein zweisilbiges, dann ein drei-, vier- und fünfsilbiges folgten. Auch in allen möglichen lyrischen Versmaassen hat er sich versucht, aber ohne von der künstlerischen Bedeutung dieser Formen eine Ahnung zu haben. So zählt er zum Beispiel in der weichen, ans Herz greifenden Strophe der Sappho seine grammatischen Kollegen von Burdigala auf:

Sag' ich erst von Romulus, von Corinthus
Oder von Spercheus und seinem Sprössling,
Oder wie Menestheus' Athenermuse
Lehrte Grammatik?

Alle waren fleissig im Unterrichten,
Karg bezahlt und ärmlich an schöner Rede,
Aber weil zu unserer Zeit sie lehrten,
Doch zu erwähnen.

Versifizierte Prosa dieser Art reichte damals aus, um die Aufmerksamkeit des Hofes auf den Dichter zu lenken. Valentinian machte ihn zum Erzieher seines Sohnes, und bald wurde er zum Quaestor, später durch seinen dankbaren Schüler sogar zum Praefecten und Consuln (379) ernannt.

Merkwürdigerweise ist dies das letzte Beispiel, dass man es durch rein literarische Verdienste zu hohen Würden bringt. Denn der Redner Quintus Aurelius Symmachus und der Historiker Virius Nicomachus Flavianus können in diesem Sinne nicht angeführt werden, weil sie von vornehmer Geburt waren, also ihre Ämterlaufbahn durch ihre künstlerischen Leistungen zwar vielleicht gefördert, aber doch nicht bestimmt

wurde. Ammianus Marcellinus steht als Geschichtschreiber himmelhoch über Victor und Eutrop; so wunderlich das geschraubte Latein seines Werkes auch ist, durch die Feinheit seiner Charakteristiken und die wuchtige Dramatik der Erzählung erweist er sich selbst des Tacitus, den er fortgesetzt hat, nicht ganz unwürdig. Synesius ist der inhaltreichste und phantasievollste Redner, den diese Zeit hervorgebracht hat. Claudius Claudianus hat in seinen Lobgedichten auf Stilicho und Honorius zwar den Vergil nachgeahmt, aber dessen poetische Kraft nicht nur erreicht, sondern manchmal selbst übertroffen. Aber obgleich man ihm auf dem vornehmsten Platze Roms, dem Forum des Trajan, eine Statue errichtete, hat er es doch nicht über das recht bescheidene Amt des Tribunus und Notarius hinausgebracht, und die beiden erstgenannten sind für ihre Werke nur durch den Beifall des Publikums belohnt worden. Dass in demselben Maasse, wie der künstlerische Wert der Literatur sich steigert, ihre Begünstigung durch die Herrscher abnimmt, ist seltsam, aber nicht unerklärlich. Es trat eben das Gesetz von Angebot und Nachfrage in Kraft: je mehr Talente auf den Markt kamen, desto niedriger wurde ihr Preis.

Wenn die Literatur sich gegen das Ende des vierten Jahrhunderts wieder zu einer ansehnlichen Höhe erhob, so mag der Grund zum Teil darin zu suchen sein, dass unterdessen die Volkssprache sich von der geschriebenen weit genug entfernt hatte, um gar nicht mehr auf sie einzuwirken. Denn wer eine Sprache immerfort fehlerhaft sprechen hört und sie selber fehlerhaft spricht, wird viel schwerer zu ihrer richtigen Beherrschung gelangen, als wer sie von Anfang an durch die Grammatik als fremde erlernt.

Es ist daher sehr bezeichnend, dass unter den lateinischen Schriftstellern dieser Zeit die allerbedeutendsten, Ammianus Marcellinus und Claudian, der eine aus Antiochia, der andere aus Alexandria herstammten, also beider Muttersprache Griechisch war, wenn auch nicht das Griechisch, welches man in den Schulen lehrte. Und bald treten in der römischen Literatur auch deutsche Namen auf: um die Mitte des fünften Jahrhunderts heisst ein recht ansehnlicher Dichter Merobaudes, ein Geschichtschreiber Frigeridus. Man schrieb also lateinisch oder griechisch, wie es die Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts taten, und konnte dann auch hinter ihren Leistungen nicht gar zu weit zurückbleiben. Freilich bedurfte es eisernen Fleisses, um die Sprache in dieser Weise meistern zu lernen; doch der hohe Lohn, der seit den Zeiten Diocletians dem Schriftsteller winkte, war wohl geeignet, dazu anzuspornen. Schon Porphyrius und Ausonius wären zu ihren Kunststücken unfähig gewesen, wenn sie nicht aus einem ungewöhnlich grossen Wortschatz hätten wählen können, und es liegt in der Natur der Sache, dass solche Studien, wenn sie mit so glühendem Eifer betrieben werden, sich immer mehr erweitern und vertiefen. Daraus ergibt sich zwar nichts weiter, als dass die Beherrschung der Sprache besser werden und sich zugleich über weitere Kreise verbreiten musste, eine Steigerung der literarischen Talente konnte dies zwar fördern, aber nicht herbeiführen. Wenn auch diese gegen Ende des vierten Jahrhunderts eintritt, so dürfte der Grund wohl darin liegen, dass das frischere, zeugungskräftige Barbarenblut, das schon seit Marcus die antike Welt erfüllte, allmählich auch in die Kreise der Schriftsteller eindrang. Der Germanen Merobaudes und Frigeridus

haben wir schon erwähnt; daneben aber gab es Unzählige, die ihre fremde Abstammung unter römischen oder griechischen Namen versteckten. So lässt eine zufällig erhaltene Notiz uns schliessen, dass Symmachus und Flavianus, die damals in den literarischen Kreisen Roms die führenden Rollen spielten, von einem barbarischen Ahnherrn abstammten, und bei wie vielen mag dies noch der Fall gewesen sein, ohne dass wir es nachweisen können!

Doch zur Zeit Julians, von der wir hier in erster Linie zu reden haben, waren mustergiltige Leistungen noch seltener und folglich um so mehr geschätzt. Der Ruhm der Rede überstrahlte sogar den der Waffen; denn dass meist unverfälschte Barbaren das Kriegshandwerk ausübten, gab ihm einen Anstrich des Gemeinen, während der edle Atticismus der Beredsamkeit im vornehmen Altertum wurzelte. Wie wir schon früher gesehen haben, betrachtete es selbst ein Constantin als würdiges Ziel seines Ehrgeizes, auch auf diesem Gebiete Lorbeern zu pflücken. Der Dichter und noch mehr der Redner meinte daher, wirklich „mit dem König gehen“ zu dürfen, und eine unglaubliche Eitelkeit bemächtigte sich der ganzen Literatenklasse, die in ihren Schriften um so widerwärtiger hervortritt, als sie sich fast immer hinter einer gezierten Bescheidenheit zu verstecken sucht. Und das ganze Publikum, die Herrscher an der Spitze, bestärkte sie in diesem gespreizten Selbstgefühl, und das nicht nur durch den wahnsinnigen Beifallslärm, mit dem man ihre Deklamationen und Vorlesungen begleitete. Glaubte man doch allen Ernstes, dass es in ihrer Hand liege, ihren Freunden ewigen Ruhm zu verleihen und ihren Feinden ewige Schmach. Um die Lobrede eines geschätzten Stilisten bewarben

sich daher sogar die Kaiser mit demütigem Eifer, und der Private meinte schon dadurch die Unsterblichkeit seines Namens gewährleistet, dass ein solches Licht ihn mit einem Briefchen beehrte. Denn auch diese kleinen Kunstwerke bewahrte man der Nachwelt, indem man sie zu grossen Sammlungen vereinigte und so für ihre buchhändlerische Verbreitung sorgte. Zwar waren sie meist inhaltsleer bis zur Dürftigkeit — sich offen in ihnen auszusprechen, verbot schon das Spioniersystem vieler Kaiser und die allgemeine Leisetreterei, die es grossgezogen hatte —, doch mochte man auch nichts weiter schreiben, als dass man sich wohlbefinde und um baldige Antwort bitte, so genügten doch schon die zierlichen Pointen, in denen man dies ausdrückte, und die eleganten Wendungen des Grusses, um nach der Meinung der Zeitgenossen diesen Nichtigkeiten die Ewigkeit zu sichern. Die Rhetoren oder, wie sie sich damals nannten, die Sophisten hielten sich daher für die Blüte des Volkes und schauten mit souveräner Verachtung auf die ganze minder gebildete Menschheit nieder. Selbst ein reiches Wissen, soweit es nicht grammatisch und literarisch war, erschien ihnen nutzlos, weil der Wert des Mannes ja doch nur von seiner Redefertigkeit abhänge. So findet es Libanius höchst ärgerlich, wenn seine Schüler auch die Rechtsschule von Berytus besuchen oder gar nach Rom reisen, um Lateinisch zu lernen. Auch vor Gericht, meint er, könne der Advokat allein durch seine rhetorischen Kunstgriffe Sieger bleiben; wenn er wirklich etwas Juristisches brauche, könne er sich ja die erforderlichen Notizen durch irgend einen der banausischen Fachmenschen geben lassen.

In der früheren Zeit hatte der Redner oft gemeint, hochmütig auch auf den Philosophen herabblicken zu

können; doch dies hatte sich im vierten Jahrhundert geändert. Denn beide standen auf dem Boden der altheidnischen Überlieferung und fühlten sich daher veranlasst, sich gegen den übermächtigen Ansturm des Christentums fest zusammenzuschliessen. Seit der Neuplatonismus die Herrschaft errungen hatte, war die Philosophie nicht so sehr Wissen wie Glauben oder doch Wissen nur insofern, als sie die Kenntnis der Dämonen und damit die Herrschaft über sie zu gewähren schien. Und wie die Philosophen sich gern geheimer Künste rühmten, so sind auch die Sophisten oft in den Verdacht der Zauberei gekommen und deshalb von der christlichen Staatsgewalt verfolgt worden.

Daraus ergibt sich von selbst, dass die Vertreter des neuen Glaubens zu ihnen im Gegensatze stehen mussten; aber da es keine andere Bildung gab als die rhetorische, konnten sie, wenn sie nicht ganz zum Pöbel gehören wollten, deren Künste doch nicht völlig ablehnen. Wir sahen schon, dass die christlichen Kaiser, so gläubig sie an ihrer Kirche hingen, es doch als Ehrenpflicht betrachteten, die Sophistik zu fördern und zu belohnen, und keiner ihrer Geistlichen nahm ihnen das übel. Standen doch sehr viele von ihnen und gerade die bedeutendsten zu ihr in einem Verhältnis, das kaum weniger anerkennend als ablehnend war. Nach wie vor war die Rhetorik nicht ausschliesslich Kunst, sondern strebte vor Gericht auch nach praktischen Erfolgen; auf die advokatische Fertigkeit, den schlechteren Grund zum besseren zu machen, hatte sie also keineswegs verzichtet, und dies musste den Christen mit Recht als sündig erscheinen. So ist denn auch Lactanz sich ganz klar darüber, dass sie „die Jünglinge nicht zur Tugend, sondern

zu redseliger Hinterhaltigkeit erziehe", und doch musste er um des lieben Brotes willen in ihr unterrichten, und der glänzende Stil seiner Schriften zeigt, dass er sich ihre Kunstmittel in vollem Umfang angeeignet hat. Und dieser Konflikt hat nicht nur auf ihm gelastet, sondern in einer oder der anderen Weise durchzieht er die ganze christliche Literatur.

In der griechischen Form der Septuaginta, in der die Kirchenväter das alte Testament benutzten, war es eine wortgetreue Übersetzung aus dem Hebräischen und hatte daher den wohlgerundeten Periodenbau, den rhythmischen Satzschluss und alle die anderen Kunstmittel der Rhetorik nicht anwenden können. Und fast noch ferner stand ihr das neue, das für das niedere Volk bestimmt und aus ihm hervorgegangen war. Hier traf man überall auf gemeine Ausdrücke, lateinische Lehnworte, selbst Hebräisches, wie Amen, Halleluja, Hosianna, alles Dinge, die dem atticistischen Sprachreiniger ein Abscheu waren. Für den naiven Reiz des Volkstümlichen, der unsere Zeit aus den Worten der Bibel so mächtig ergreift, hatte man damals gar kein Verständnis und konnte es nicht haben, da ja die ganze Literatur sich in einer Kunstsprache bewegte, die mit der wirklich gesprochenen kaum noch etwas gemein hatte. So leugneten denn auch die Christen nicht, dass die Bibel künstlerisch auf der allerniedrigsten Stufe stehe; sie fanden eben darin ein Zeichen ihrer Gotteskraft, dass sie, obwohl von „Fischern" geschrieben und im Stil deren Bildungsgrad überall verratend, doch eine so mächtige Wirkung ausgeübt habe. Dies aber hinderte nicht, dass eine Zeit, die ihren Geschmack an rhetorischen Kunststücken gebildet hatte, sie nur ungern und widerwillig las. Es ist charakteristisch dafür, dass

in den erhaltenen Schriften Constantins des Grossen, obgleich sie sich fast alle auf kirchliche Dinge beziehen, doch Bibelzitate kaum vorkommen. Der Geistliche konnte sie freilich nicht vermeiden, aber wenn er in der damals herrschenden Bildung erzogen war, bereiteten sie auch ihm Verlegenheiten, wie folgende Geschichte zeigt. Bei einer cyprischen Synode, welcher der heilige Spyridon beiwohnte, predigte ein Bischof, der vorher auch weltliche Studien getrieben hatte, und führte dabei das Wort an, durch das Christus den Gichtbrüchigen heilt: „Hebe dein Bett auf und wandele!“ Da aber das Lehnwort κράββατον, das für „Bett“ im Evangelium stand, jedem Atticisten barbarisch klang, ersetzte es der hochgebildete Mann durch das tadellose σκίμπους. Da sprang Spyridon auf und schrie vor allem Volke den Redner an: „Bist du besser als er, der κράββατον gesagt hat, dass du dich schämst, seine Worte zu gebrauchen?“ Freilich hatte Christus niemals griechisch gesprochen; doch davon wusste man nichts. Aber auch wenn man es gewusst hätte, musste man es doch als gottlos empfinden, die Worte der Bibel, die vom heiligen Geiste diktiert waren, wie einen schlechten Schüleraufsatz zu korrigieren, und wenige werden so etwas gewagt haben. Zudem wird die grosse Mehrzahl der Geistlichen schon deshalb an den Barbarismen der Bibel keinen Anstoss genommen haben, weil sie selbst ungebildet genug waren, um ebenso barbarisch zu sprechen und zu schreiben. Wenn man vorgab, die Rhetorik zu verachten, machte man also aus der Not eine Tugend; denn auch diejenigen, welche sie beherrschten, konnten nicht die ganze Masse ihrer Kollegen an den Pranger stellen, indem sie ihren schlechten Stil als Mangel anerkannten. Galt ihnen

allen doch Rechtgläubigkeit viel mehr als Bildung. So sind die christlichen Schriftsteller darin ganz einig, dass die rhetorischen Mätzchen, welche damals so sehr bewundert wurden, durchaus verwerflich seien: doch hinderte dies nicht, dass diejenigen unter ihnen, welche sich dieser Mätzchen zu bedienen verstanden und eifrig bedienten, dennoch für die grössten Kirchenlichter galten. Fast nur ihre Werke sind uns erhalten, ein deutliches Zeichen, dass man die Schriften minder rhetorischer Stilisten auch unter den Christen viel geringer schätzte und es nicht der Mühe wert fand, sie immer wieder abzuschreiben.

Und wirklich war fast schon seit der Gründung der Christengemeinden ein bischen Rhetorik für ihre Leiter, wenn auch nicht unentbehrlich, so doch sehr wünschenswert. Denn sie hatten ja nicht nur vor ihren ungebildeten Gläubigen zu predigen, sondern auch die Lehren ihrer Religion gegen die Angriffe gebildeter Heiden zu verteidigen, und um auf deren Publikum wirken zu können, war es zweifellos nötig, dass sie den stilistischen Anforderungen der Zeit leidlich genügten. Und was den Apologeten recht war, wurde bald auch den Predigern billig, um so mehr als die Kunstmittel, die Gorgias in der athenischen Volksversammlung erprobt hatte, auch bei christlichen Gemeinden ihre Wirkung nicht verfehlten. So haben denn auch von den hervorragenden Kirchenvätern die allermeisten die Rhetorenschule durchgemacht, und ihre Schriften legen davon das deutlichste Zeugnis ab. Augustin erzählt, dass er in Mailand die Predigt nicht besucht habe, um sich christlich zu erbauen, sondern um sich an den schönen Redefiguren des Ambrosius rhetorisch zu bilden, und die Kirchen hallten nicht weniger von Beifallklatschen und Bravo-

rufen wider, als die Hörsäle der Sophisten. Zwar traten die Prediger dem wiederholt entgegen, aber der Lärm der Begeisterung schmeichelte ihnen doch, und da ihr Publikum dies bemerken musste, fiel es ihm nicht ein, damit aufzuhören.

So war das Verhältnis des Christentums zur Rhetorik ein gründlich unwahres; offiziell verschmähte und schalt es sie, tatsächlich aber machte jeder Prediger, der die genügende Bildung dazu besass, von ihren Lehren den ausgiebigsten Gebrauch und stellte sich doch beleidigt, wenn man dies anerkannte. Der „grosse“ Basilius war Schüler des Libanius gewesen und, obgleich dieser Heide war, doch immer zu ihm in einem freundlichen Verhältnis geblieben. Demgemäss schickte er ihm auch seine Predigt gegen die Völlerei. Da gegenseitige Lobhudelei unter Schriftstellern damals zum guten Ton gehörte, schreibt Libanius an ihn einen Brief, der von Entzücken überströmt. So etwas habe er seinen Schüler nicht lehren können, denn das übersteige weit seine eigene Kraft; die Lehrer des Basilius seien Homer, Platon, Aristoteles und Susarion. Darauf erwidert der Gepriesene kurz und beleidigt, einem solchen Atticisten könne er nicht würdig antworten, müsse ihn aber daran erinnern, dass er nicht der Schüler von Philosophen, sondern von „Fischern“ sei. Libanius schreibt einen Entschuldigungsbrief, doch bleibt dieser unbeachtet. Erst als er Monate später in einem zweiten Schreiben den Bischof daran erinnert, dass dieser selbst predige, man dürfe über seinem Zorn die Sonne nicht untergehen lassen, erhält er eine höchst gezierte Antwort, in der Basilius noch einmal das ganze Feuerwerk seiner Rhetorik spielen lässt, um damit die Korrespondenz für alle Folgezeit abzubrechen.

So gekränkt zeigte sich ein christlicher Bischof, wenn er in Gefahr kam, sich zu den Kunstmitteln bekennen zu müssen, die er doch mit vollem Bewusstsein anwandte! Seine Glaubensgenossen verziehen ihm diese Heuchelei und machten sie freudig mit. Als aber ein heidnischer Kaiser auf den Thron gelangte, der für die Rhetorik begeistert war, da konnte man ihn nicht ungerecht schelten, wenn er die Christen zwang, mit ihrem vorgeblichen Hass gegen die Redekünste Ernst zu machen, und ihnen den Unterricht darin verbot. Und doch hat nichts die Kirche mehr aufgeregt und ihren Zorn gegen den Abtrünnigen zu wilderen Flammen entfacht, als dass er ihr zumutete, was sie theoretisch immer verkündigt hatte, auch praktisch durchzuführen.

Siebentes Kapitel.

Julian der Abtrünnige.

Flavius Claudius Julianus war gegen Ende des Jahres 331 als Sohn des Julius Constantius und seiner zweiten Frau Basilina zu Constantinopel geboren. Seine Mutter war mit Eusebius von Nicomedia verwandt und eifrige Anhängerin seiner theologischen Richtung. Man konnte ihr später Schuld geben, dass sie die Absetzung eines orthodoxen Bischofs veranlasst habe, wonach sie grossen Einfluss auf Constantin besessen haben muss, also gewiss keine unbedeutende Frau war. Sie starb schon wenige Monate nach der Geburt ihres Sohnes; doch der christliche Geist ihres Hauses überlebte sie. So hat der spätere Apostat schon mit lallendem Kindermunde Gebete sprechen gelernt, und immer ist ihm das gläubige Empfinden, ganz von dem Willen der Gottheit abhängig zu sein. erhalten geblieben, auch als diese selbst für ihn eine andere Gestalt annahm. Er erzählt uns, wie er als Kind in frommer Sehnsucht zur strahlenden Sonne aufsah und von der Erhabenheit des Sternenhimmels so hingenommen war, dass er über seiner staunenden Betrachtung alles um sich her vergass. Wer diese Neigung zum Schwelgen in unbestimmten Gefühlen in sich trägt, über den müssen auch religiöse Einwirkungen eine starke Macht ausüben.

Kaum war er sieben Jahre alt, so wurde durch die Schuld des Constantius sein Vater ermordet und sein Vermögen konfisziert. Ihn selbst brachte man nach Nicomedia, wo ihn sein Verwandter, der Bischof Eusebius, in seine Obhut nahm. Allerdings konnte dieser nur wenig auf die Erziehung des Kindes einwirken, weil er noch in demselben Jahre auf den Bischofsthron von Constantinopel berufen wurde und den kurzen Rest seiner Lebenszeit meist beim Kaiser in Antiochia zubrachte. Doch bestellte er den Eunuchen Mardonius, der schon der Basilina Kinderwärter gewesen war, bei ihrem verwaisten Sohne zu dem gleichen Dienst, und dessen Einfluss auf den lenksamen Knaben sollte auch für den Mann bedeutsam bleiben. Natürlich war die Erziehung eine streng christliche; doch musste ihn sein Lehrer auch in die Anfänge der Grammatik einführen, und dazu konnten ihm nach der Methode, die damals den ganzen Unterricht beherrschte, nur die Dichtungen des Homer und Hesiod dienen (S. 174). So wurde Julian schon früh mit der schönen Fabelwelt der griechischen Mythologie bekannt, die auf das phantasievolle Kind einen tiefen Eindruck machte. Als er später mit dem Caesarenpurpur bekleidet wurde, soll er einen homerischen Vers vor sich hingemurmelt haben, und Citate aus Ilias und Odyssee begegnen uns zahlreich fast in allen seinen Schriften.

Als er zehn Jahre alt geworden war, durfte er nach Constantinopel zurückkehren, um erst durch Nicocles den letzten grammatischen Schliff zu empfangen und dann bei Hecebolius die hergebrachten rhetorischen Übungen zu beginnen. Beide waren Christen und eben darum von Constantius zu seinen Lehrern bestimmt worden. Aber alles, was man in der Schule las und deklamierte, hing so eng mit den

Überlieferungen des Heidentums zusammen, dass auch Männer, die ihnen feindlich gegenüberstanden, nicht umhin konnten, ihre Schüler damit bekannt zu machen. Und bald sollte sich ihm ein Lehrer von entschieden heidnischer Richtung darbieten. Da der prinzliche Knabe die Augen der Hauptstadt auf sich zog, hielt der vorsichtige Constantius es schon nach zwei Jahren für angemessen, ihn von dort zu entfernen und wieder nach Nicomedia zu senden, wo eben damals Libanius seine Schule der Rhetorik eröffnete. Zwar durfte Julian sie nicht besuchen, sondern musste sich auch hier an christliche Lehrer halten. Aber da die Deklamationen des neuen Ankömmlings in der Stadt Aufsehen machten, verschaffte sich jener Abschriften davon und studierte sie mit um so grösserem Eifer, als verbotene Früchte bekanntlich am besten schmecken. So wurde er in die Gedankenwelt des gebildeten Heidentums eingeführt, doch ohne zunächst seinem Christenglauben untreu zu werden; die neuen Ideen, die er in sich aufnahm, brauchten noch lange Jahre, ehe sie zur Reife gediehen.

Nach römischer Anschauung trat man mit vierzehn Jahren in das Jünglingsalter ein. Als Julian sich diesem Zeitpunkt näherte, erschien dem misstrauischen Kaiser auch die bithynische Grossstadt für ihn gefährlich; er schickte ihn 345 mit seinem neunzehnjährigen Bruder auf das kappadokische Landgut Fundus Macelli, wo beide sechs Jahre in strengster Abgeschiedenheit verlebten (S. 107). Der lernbegierige Schüler musste seinen Unterricht abbrechen, was ihm ein tiefer Schmerz war. Denn jene Ruhmsucht, die ihn später zu glänzenden Herrschertaten begeisterte, aber auch oft in kleinliche Eitelkeit überging, war die einzige Leidenschaft, die er niemals überwinden lernte,

und nichts war mehr geeignet, sie zu nähren und zu befriedigen, als die rhetorischen Übungen. Beklatschte man doch nicht nur den fertigen Meister, sondern auch der Lernende, der seine Sache gut machte, durfte auf lebhafte Beifallsbezeigungen rechnen, und war er gar ein kaiserlicher Prinz, so konnten sie ihm erst recht nicht fehlen. Auf diese Weise hatte sich in Julian die Meinung ausgebildet, dass er zum grossen Redner und Schriftsteller berufen sei. Jede militärische und politische Beschäftigung war ihm untersagt gewesen; wie es scheint, hatte man nicht einmal für nötig gehalten, ihn das Lateinische, die Sprache des Hofes und des Heeres, der Gesetze und der Gerichte, gründlich erlernen zu lassen. Denn so belesen er in den griechischen Schriftstellern war, von den lateinischen wusste er nichts, und selbst seine Richtersprüche hat er, als er Kaiser war, dem Brauch entgegen griechisch gefällt. Die griechische Rhetorik schien ihm daher der einzige Weg, um zum heissersehnten Nachruhm zu gelangen. Und jetzt sah er sich aus diesen für ihn so hoffnungsreichen Studien vielleicht für immer herausgerissen, ja wie es scheint, wurden ihm sogar die Bücher versagt, soweit sie nicht christlichen Inhalts waren. So warf er sich denn mit dem stürmischen Tätigkeitsdrange, der ihm eigen war, auf die einzige Beschäftigung, die ihm noch erlaubt blieb: er liess sich in den Klerus aufnehmen, las der Dorfgemeinde, in deren Mitte er leben musste, aus der Bibel vor, und fügte den Texten wohl auch die üblichen Erläuterungen hinzu. Dies Predigen war ja gleichfalls eine rhetorische Betätigung und konnte, wie wir oben (S. 185) schon gesehn haben, jenes Beifallklatschen hervorrufen, dessen Lärm ihm so lieb und vertraut war. Wahrscheinlich wurde es damals sein höchster

Ehrgeiz, dereinst als Bischof auf der Kanzel einer Grossstadt zu glänzen; jedenfalls weist ein Kennzeichen darauf hin. Er erfreute sich nicht nur am Almosenspenden und anderen Werken christlicher Frömmigkeit, sondern liess sich auch schon in früher Jugend taufen, was der Zeitsitte keineswegs entsprach. Denn um ihre Sünden ganz vollständig abzuwaschen und sich so für das Himmelreich zu bereiten, unterzogen sich die meisten jenem Reinigungsbade der Seele erst am Ende ihres Lebens, falls sie nicht Geistliche werden wollten. Dann mussten sie freilich schon vor dem Antritt ihrer Stellung die Weihen des christlichen Mysteriums empfangen haben, weil sie ja berufen waren, sie andern zu spenden. Wenn also Julian sich ihnen unterzog und zugleich die Bibel so eifrig studierte, dass er sie später fast auswendig kannte, so darf man hiernach wohl vermuten, dass ihm in dem Elend seiner Verbannung ein geistlicher Beruf als einzige Zukunftshoffnung vorschwebte.

Doch es ging ihm, wie es noch heute so vielen unserer jungen Theologen geht. Indem er sich in die Bibel vertiefte und für die Schwierigkeiten, die sie darbot, Erklärungen suchte, studierte er sich aus dem Christentum heraus. Wie man Lobreden auf den Rauch oder die Kahlköpfigkeit schrieb (S. 176), so war es auch eine häufige Schulübung, dass man eine Sache, die man selbst für eine schlechte hielt, möglichst geschickt zu verteidigen unternahm. Nur in diesem Sinne suchte Julian im Wettkampfe mit seinem Bruder gegen dessen Lob des Christentums den heidnischen Glauben zu rechtfertigen. Doch indem er mit seinem gewohnten Eifer die Gründe sammelte, die sich für diesen Zweck anführen liessen, begannen sie ihn selbst zu überzeugen. Die erhaltenen Reste

der Schrift, durch die er später die christliche Lehre bekämpfte, zeigen uns deutlich, mit welchem Ernst er über jene Fragen nachgedacht hat und wie namentlich der Inhalt des alten Testaments, sowohl an sich, als auch in dessen Verhältnis zum neuen, seinen Glauben erschütterte. Moses, so legt er dar, hatte die Bestimmungen über Sabbatheiligung und Beschneidung, die Verbote gewisser Speisen und viele andere Ritualvorschriften aus der eigenen Hand Gottes empfangen, und doch meinten die Christen, sich von ihnen lossagen zu dürfen und gleichwohl das Gesetz nicht aufzulösen, sondern zu erfüllen. Dem Urvater der Menschheit war es verboten, von dem Apfel zu essen, der ihm die Unterscheidung des Guten und Bösen gewähren konnte, und als er es dennoch tat, wurde er grausam dafür bestraft: konnte ein Gott so missgünstig sein, seinem edelsten Geschöpf jene wertvolle Erkenntnis zu versagen? Adam wurde aus dem Paradiese vertrieben, damit er nicht auch vom Baume des Lebens esse und dadurch unsterblich werde: die Gottheit hatte ihm also neidisch das Gute nicht gegönnt. Die Juden waren das auserwählte Volk des Herrn gewesen, und doch hatte er nicht verhindert, dass sie erst die Knechte der Assyrer und Babylonier, dann der Römer wurden. Wenn diese so sehr viel mehr Beweise der göttlichen Huld und Fürsorge aufzuweisen hatten, musste man daraus nicht schliessen, dass ihre Götter die mächtigeren waren? Und wie viel Trug und Grausamkeit berichtete nicht das alte Testament, die der Gott Israels nicht nur ungestraft gelassen, sondern angeblich gebilligt oder sogar befohlen hatte! Ergab sich daraus nicht, entweder dass jener Gott ein böser Dämon oder dass die Erzählungen der Bibel unwahr seien? Und doch war

ihre Unfehlbarkeit die Grundlage des christlichen Glaubens!

Wir können nicht auf alles eingehn, was Julian gegen das Christentum hervorgehoben hat; seine Schrift zählte dessen Schwächen mit einer Vollständigkeit und Sachkunde auf, wie keiner, der gegen die neue Lehre polemisierte, sie vor ihm erreicht hatte. „Wir stossen in ihr auf Anschauungen über die Verschiedenheit des Lehrbegriffs der einzelnen neutestamentlichen Schriftsteller, über den Unterschied des alttestamentlichen Messiasideals und des späteren Christusbildes der Kirche, über die prinzipielle Abweichung des Christentums vom Hebraismus der alttestamentlichen Zeit, über die Diskrepanz der Lehre des Urchristentums von der Theologie des nicaenischen Zeitalters, mithin auf Anschauungen, die wir sonst als Entdeckungen der modernen kritischen Theologie zu betrachten gewohnt sind.“ Wahrlich nicht leichtsinnige Unkenntnis war es, was Julian seinem Kinderglauben abtrünnig machte, sondern nach gründlichstem Studium und gewissenhafter Prüfung hatte er ihn als unhaltbar erkannt.

Als dem Jüngling solche Gedanken kamen, wird er anfangs selbst darüber in tiefster Seele erschrocken sein; gab es doch für das damalige Christentum, zu dem er sich noch in kindlicher Frömmigkeit bekannte, keine schwereren Sünden, als Zweifel und Ketzerei. Vielleicht hätte ein kluger Theologe auf Grund der allegorischen Auslegung, die man ja seit Alters her mit trefflichem Erfolge anzuwenden pflegte, manche seiner Bedenken zum Schweigen bringen können. Doch ausser demütigen Kammerdienern und seinem stumpfsinnigen Bruder hatte er in seiner Verbannung keinen, mit dem er sich über religiöse Fragen hätte

besprechen können. Zwar war das Bedürfnis zu glauben und sich unter dem Schutze der Gottheit zu fühlen, immer stark in ihm und wurde damals durch seine bedrängte und selbst gefährliche Lage noch gesteigert. Aber auch der Tyrann, der ihn ohne jeden Grund seinen geliebten Studien entrissen hatte und immerfort sein Leben bedrohte, war gläubiger Christ, und der Gegensatz, in dem er sich innerlich zu Constantius fühlte, konnte leicht auch auf sein Verhältnis zu dessen Religion einwirken. Mardonius hatte ihn zu strenger Sittlichkeit erzogen und namentlich die Tugenden in ihm ausgebildet, auf welche die Lehre der Demut und Entsagung den höchsten Wert legte. Er hatte darauf gedrungen, dass der Knabe nicht, wie es seine Art war, die Augen unstät umherschweifen lasse, sondern sie fein sittsam zu Boden schlage. Von Theater, Circusrennen und allen unschuldigen Vergnügungen der Jugend hatte er ihn zurückgehalten und vor jeder Art des Prunkes ernstlich gewarnt. Er hatte ihn gelehrt, dass es nur darauf ankomme, die Seele zu schmücken, und auch als Julian vom Christentum abgefallen war, blieb ihm die Überzeugung, dass den Leib, ihren niederen Diener, nach Kräften zu misshandeln, Pflicht des Weisen sei. So weigerte er sich in Gallien bei dem härtesten Frost, sein Zimmer heizen zu lassen; auch als die Kälte ganz unerträglich wurde, gestattete er es nicht, sondern liess nur ein paar Kohlenbecken hereinbringen, deren giftige Ausdünstungen ihn fast das Leben kosteten. Er ass wenig und schlecht und entzog sich, soweit ihm dies möglich war, den Schlaf, wie die Einsiedler der Thebais. Die Keuschheit bewahrte er mit religiöser Strenge; der Liebesgenuss, auch der eheliche, schien ihm nur zum Zwecke der Kinderzeugung berechtigt. „Von der

Liebe", schreibt er einmal, „löst der Hunger, und kannst du den nicht anwenden, so häng' dich auf!" Als später bei der Eroberung einer persischen Stadt eine Anzahl auffallend schöner Jungfrauen gefangen wurde, wollte er sie nicht einmal sehen, geschweige denn berühren. Immer wieder hat er in seinen Schriften gegen Schwelgerei und Üppigkeit gewettert, ja er nahm es sogar den Kranken übel, wenn sie für die Pflege ihres Leibes sorgten. Dieser asketischen Sittlichkeit, die durchaus christlich, aber auch dem Heidentum jener Zeit nicht fremd war, hatten die Caesaren, die bisher der Kirche beigetreten waren, sehr wenig entsprochen. Constantin der Grosse erregte schon durch den Prunk seiner Kleidung und Hofhaltung das lebhafteste Missfallen Julians, und seine Liebeleien und Ehebrüche waren allbekannt; Crispus war wegen Blutschande hingerichtet worden; Constans hatte unnatürlichen Lüsten gefrönt. Von Constantin II. und Constantius sind derartige Vergehen zwar nicht überliefert, doch hatte der eine aus Herrschsucht einen Bruderkrieg entfacht, der andere fast noch mehr gemordet, als gebetet. Und auch Bischöfe, wie Athanasius oder Paulus, die, um ihre Throne zu behaupten, vor dem entsetzlichen Blutvergiessen immer wiederholter Strassenkämpfe nicht zurückscheuten, konnten dem sittlichen Ideal des Jünglings kaum entsprechen. So konnte er durch reiche persönliche Erfahrung auch an dem Glauben irre werden, dass das Christentum auf die Moral seiner Bekenner günstig einwirke. Und jene Verfolgungen der Heiden und Ketzer, jene Concilien alle, von denen jedes inspiriert sein wollte und die doch untereinander im wildesten Hader lagen, konnten seinen Glauben an die segensreiche Kraft des heiligen Geistes, auf den sie sich beriefen, auch nicht

verstärken. Durch solche Eindrücke musste nicht nur seine Vernunft, sondern was wichtiger ist, auch sein inneres Empfinden sich immer mehr gegen das Christentum sträuben. Doch warf er es nicht weg, ehe er einen Ersatz dafür fand, der ihn befriedigte; um sich mit der kahlen Negation zu begnügen, dazu war das religiöse Bedürfnis zu mächtig in ihm. So trat dann die entscheidende Wandlung erst dadurch ein, dass er mit der neuplatonischen Philosophie, die ja weniger Philosophie als Religion war, genauer vertraut wurde.

Die Erhebung seines Bruders auf den Caesarenthron befreite auch ihn im J. 351 aus seiner ländlichen Gefangenschaft. Der Neunzehnjährige war noch nicht zu alt, um die rhetorischen Studien, in denen er seinen wahren Beruf zu erkennen meinte, mit Erfolg wieder aufzunehmen, und jetzt gestattete man ihm, auch seine Lehrer frei zu wählen. Er entschied sich für einen Heiden, wohl nicht aus religiösen Gründen, sondern weil dieser als Redner und Schulhaupt eines hohen Rufes genoss. Nachdem Julian in Nicomedia den Gallus, als dieser vom Hoflager nach Antiochia reiste, in seiner neuen Würde begrüsst hatte, begab er sich nach Pergamum, wo damals der greise Aedesius lehrte. Dieser war ein Schüler des Jamblichus gewesen, dessen Schriften für das Evangelium der neuplatonischen Philosophie und zugleich der heidnischen Religion galten; auch Julian bewunderte ihn später so sehr, dass er ihn fast noch über Platon stellte. Aedesius selbst war damals schon zu alt und abgelebt, um den Unterricht des jungen Prinzen zu übernehmen; doch wies er diesen an seine Jünger Chrysanthius und Eusebius, die im Sinne ihres Meisters dessen Schule weiterführten. Indem Julian sich unter

ihrer Leitung in der Rhetorik ausbildete, lernte er auch ihre philosophischen Anschauungen kennen, und ein Zufall hatte dafür gesorgt, dass er sehr geneigt war, auch diesen Belehrungen ein williges Ohr zu leihen.

Auch das Christentum hatte seine Propheten, die kommende Ereignisse vorauszusagen wussten: doch diese Fähigkeit war nur den grössten Heiligen verliehen und wirkte selbst bei diesen nicht jederzeit, wenn man sie brauchte. Die Heiden dagegen besassen in der Opferschau und mannigfachen Zauberriten, welche die neuplatonischen Philosophen mit Eifer studierten und erprobten, stets bereite Mittel, um die Zukunft zu erforschen. Dass diese Art der Weissagung, die sich beliebig kommandieren liess, ihm als Teufelsspuk untersagt war, hatte selbst Constantin als Mangel seiner neuen Religion empfunden. Er hatte daher gesetzlich angeordnet, dass bei schlimmen Himmelszeichen die Haruspices nach wie vor über deren Bedeutung zu befragen und von ihren Bescheiden ihm Meldung zu machen sei. Constantius dagegen verfolgte diese Hexenkünste mit wildem Fanatismus, und wie begreiflich, trat Julian auch hierin zu ihm in Widerspruch. Wer immerfort um sein Leben zittern muss, den treibt schon die Angst, zukünftigen Gefahren nachzuforschen. So hatte auch er noch in seinen Knabenjahren, als er zu Nicomedia die Schule besuchte, sich durch einen heidnischen Propheten wahrsagen lassen, und wie es scheint, hatten dessen Verkündigungen, als Gallus zum Caesar erhoben wurde, sich ganz oder teilweise erfüllt. Dies konnte den Glauben in ihm erwecken, dass in den geheimnisvollen Lehren und Riten, die eine solche Kenntnis verliehen, etwas von übernatürlicher Weis-

heit enthalten sei, und musste den Wunsch hervorrufen, sich tiefer in sie einweihen zu lassen.

Und wirklich konnte für einen Jüngling, der in heissem Ringen mit seinen Zweifeln unterlegen war und doch den unüberwindlichen Drang fühlte, sich glaubensvoll einer Gottheit unterzuordnen, das Heidentum, wie die Neuplatoniker es umgestaltet hatten, eine grosse Anziehungskraft ausüben. Sie hatten dem Aberglauben ein wissenschaftliches Mäntelchen umgehängt und ihn so auch für die geniessbar gemacht, die sich als Philosophen hoch über die ungebildete Menge erhaben fühlten. Zahlreiche Schriften, die schon dadurch viel mehr als die Bibel anzogen, dass sie dem gebildeten Stilgefühl entsprachen, gaben von ihren Lehren Zeugnis, und doch besassen sie keine heilige Schrift, in der jedes Wort von Gott eingegeben und daher untrüglich sein sollte. So gaben sie der Auslegung und selbst dem Widerspruch freien Raum und zwangen keinem einen Glauben auf, der nicht mit seinem Denken übereinstimmte. Freilich erzählte man von den Bewohnern des Olymp noch viel schlimmere Dinge, als von dem Gott Israels; aber sie waren nur durch Dichter überliefert, von denen jeder wusste, dass sie fabelten, während die Geschichten der Bibel wörtlichen Glauben beanspruchten. Die Ehebrüche des Zeus und die Entmannung des Attis konnte man allegorisch erklären, ein Mittelchen, wodurch auch das Anstössigste sich in eine Lehre tiefer Weisheit verwandeln liess; der Sündenfall und seine Strafe dagegen oder auch die Befehle Gottes, welche den Juden ganze Völkerschaften hinzumetzeln geboten, wollten unzweifelhafte Geschichte sein. Zwar hatte sich die allegorische Auslegung auch an die Bibel herangewagt: aber wenn sie hier

entschuldigen, mildern, umdeuten wollte, stemmte sich ihr sehr bald das starre Dogma entgegen. Denn darin waren ja alle Christen einig, dass man nichts glauben dürfe, als was die Tradition der Väter anerkenne. Die Worte der Schrift mussten also immer wieder ebenso erklärt werden, wie sie von alters her erklärt waren, und wer es anders machte, wurde zum Ketzer. So hatte man das Christentum zum Stillstande verurteilt und die Beseitigung neuauftauchender Bedenken in den meisten Fällen unmöglich gemacht. Das Heidentum dagegen war so glücklich, von Dogma und Ketzerei nichts zu wissen: seine Überlieferungen konnte jeder annehmen oder verwerfen, wörtlich gelten lassen oder allegorisch deuten, wie das seinem Denken und Empfinden entsprach. Und bei dieser geistigen Arbeit unterstützte ihn sehr wirksam eine Philosophie, die schon seit Jahrhunderten darin ihre Aufgabe fand, den Volksglauben als vernünftig zu erweisen und ihm doch von seinem erbaulichen Gehalt nichts zu rauben. Von Platon ausgehend und auf den Bahnen Plutarchs weiterschreitend, hatte im dritten Jahrhundert Plotin den Götter- und Dämonenglauben zu ergreifender mystischer Vertiefung hingeführt (III S. 152); sein Schüler Porphyrius hatte in einer Streitschrift den Beweis geliefert, dass diese neue und in ihren Grundlagen doch uralte Lehre dem Christentum bei weitem vorzuziehen sei: Jamblichus endlich, ein Schüler des Porphyrius, dessen letzte Jahre schon an die Kindheit Julians heranreichten, hatte alle Überlieferungen des Heidentums, die rituellen, die mythologischen und die philosophischen, in ein System gebracht. Zwar war es in seiner verstiegenen Mystik dunkel und widerspruchsvoll genug; eben dies aber konnte ein Zeitalter anziehn, das ge-

wohnt war, das Göttliche am liebsten im Geheimnisvollen und Unverständlichen zu finden. Wer am Christentum irre geworden war und, wie Julian, doch nicht auf den frommen Glauben verzichten mochte, durch die Hand der Gottheit immer und überall geleitet zu werden, dem bot sich hier etwas, was die neuesten Ergebnisse der Wissenschaft und zugleich die ältesten Überlieferungen der Religion zu vereinigen und so nicht weniger den Forderungen des Verstandes als des Herzens zu genügen schien. Und diese Mystik gewährte der Eitelkeit eines Julian auch die Genugtuung, dass sie nur dem Hochgebildeten verständlich war und ihn so als Eingeweihten über die rohe Masse erhob, ohne ihn doch von deren Glauben zu lösen.

Wie wir schon gesehn haben, stimmte die Moral der Christen und der Heiden damals in der Hauptsache überein: beide erkannten an, dass man alle Menschen als Brüder behandeln müsse; beide sahen in der Abtötung des Fleisches die höchste Erfüllung der Sittlichkeit. Aber wenn das Heidentum auch Entsühnungen kannte, nahm es doch nicht an, dass sie, gleich der Taufe, von jeder Sünde befreiten, und betrachtete dies als moralischen Vorzug gegenüber dem Christentum (III S. 213). Julian selbst lässt in einer seiner Schriften Jesus sagen: „Wer Weiber verführt oder Blut vergossen hat, wer fluchbeladen und schamlos ist, der komme ungescheut; denn ich werde ihn, indem ich ihn mit diesem Wasser wasche, alsbald rein machen; und begeht er dasselbe zum zweiten Mal, so werde ich ihm gewähren, dass, wenn er nur an seine Brust schlägt, er wieder rein werde.“ Julian konnte also nicht nur den Anschauungen treu bleiben, die ihm von Mardonius anerzogen und seitdem in langen Jahren

geistlicher Übung zur zweiten Natur geworden waren, sondern er konnte sie sogar zu noch grösserer Strenge ausbilden und so das stolze Gefühl geniessen, den christlichen Kaisern, die im Vertrauen auf ihre künftige Reinigung so viel gesündigt hatten und noch sündigten, auch sittlich weit überlegen zu sein. Vor allem aber zog ihn an, dass das Heidentum die Zauberei und die Formen der Weissagung, die sie geschaffen hatte, nicht als Werke des Teufels verurteilte. Denn seit er ihre Zuverlässigkeit erprobt zu haben meinte, zog ihn zu diesem geheimnisvollen Wissen ein tiefer Drang, in dem sich Neugier, Furcht und Andacht seltsam mischten. Als er durch Eusebius und Chrysanthius hörte, dass einer ihrer Mitschüler, Maximus, der in Ephesus eine Schule eröffnet hatte, jene dunkle Seite der neuplatonischen Philosophie zum Hauptgegenstande seiner Forschungen gemacht habe und so zur ersten Autorität in der Hexerei geworden sei, da erkannte er in diesem den Lehrer, den er brauchte, verliess Pergamum und suchte den grossen Zauberer auf. Erst die Lehren des Maximus waren es, die ihn seinem Kinderglauben völlig entfremdeten und ihn noch im Jahre 351 veranlassten, sich überzeugt zum Heidentum zu bekennen.

Es war nicht die Art des Julian, was sein Herz erfüllte, voll heuchlerischer Besonnenheit in sich zu verschliessen. Seinem Bruder wurde die Wandelung, die er durchgemacht hatte, sehr bald bekannt, und selbst an den Hof des Constantius scheinen Gerüchte davon hingedrungen zu sein. Um ihn zum Christentum zurückzuführen, schickte ihm Gallus seinen neuen Gewissensrat Aëtius (S. 124), und Julian, der wusste, dass sein Übertritt und noch mehr seine Zauberkünste ihm die dringendste Lebensgefahr bereiteten, sah sich

veranlasst, sich zu stellen, als wenn er bekehrt sei. Damit er nicht durch fortdauernden Verkehr mit Maximus Verdacht errege, verliess er Ephesus und siedelte nach Nicomedia über, wo er sich das Haar auf mönchische Art scheren liess und sogar seine Vorlesertätigkeit in der Kirche wieder aufnahm. Nach heidnischer Lehre verfiel man ja nicht durch Ausübung eines falschen Kultus der Hölle; sie verlangte daher von ihren Gläubigen nicht, wie das Christentum, Martyrium oder auch nur Bekennerschaft, sondern konnte ihnen unbedenklich auch eine sehr weitgehende Heuchelei gestatten. So konnte Julian, wenn er nur heimlich opferte, auch öffentlich predigen, ohne damit gegen seinen neuen Glauben zu verstossen. Daneben führte er das Leben eines grossen Herrn, wozu ihm die Erbschaft seiner mütterlichen Grossmutter, die er kürzlich angetreten hatte, die Mittel gewährte. Er machte bei den Statthaltern der benachbarten Provinzen seinen Einfluss als Bruder des Caesars zum Besten seiner Freunde geltend und war natürlich von Gunstbuhlern umdrängt. Da man seine Vorliebe für Kunst und Wissenschaft kannte, besuchten ihn namentlich Philosophen und Sophisten, an deren Verkehr er sich gern belehrte und ergötzte. Ausserdem sass er Tag und Nacht über den Büchern und eignete sich so jene reiche Kenntnis der griechischen Literatur an, die er später in seinen Schriften durch eine Überfülle von Citaten recht aufdringlich zur Schau gestellt hat.

Als gegen Ende 354 Gallus hingerichtet war, beschuldigte man Julian, in Constantinopel heimlich mit dem Bruder zusammengekommen zu sein, was für ihn die Quelle schwerer Gefahren wurde. Denn weil Constantius in dem tollen Treiben seines Caesars, obgleich es nur durch sinnlose Tyrannenlaunen bestimmt

worden war, ein finsteres Komplott gegen seine Herrschaft witterte, meinte er, Julian sei in die Pläne des Hochverräters eingeweiht, und beschied ihn zur Untersuchung nach Mailand an das Hoflager. Mit besserem Grunde wurde er wegen seines Verkehrs mit Maximus der Zauberei verdächtigt; doch gelang es ihm mit Hilfe der Kaiserin Eusebia, die ihn eifrig unterstützte, sich der Schlinge zu entziehen. Den Kaiser selbst bekam er nur einmal zu sehen, wurde aber trotzdem sieben Monate lang teils in Mailand, teils in dem benachbarten Como wie ein Gefangener gehalten, damit jener ihn aus nächster Nähe beobachten und, wenn es nottat, unschädlich machen könne. Als man ihm dann endlich im Juli 355 die Heimkehr erlaubt hatte, liefen Denunziationen neuer Verschwörungen, von denen weiter unten noch zu reden sein wird, am Hoflager ein. Obgleich nicht der leiseste Grund zu der Annahme vorlag, dass Julian irgend etwas mit ihnen zu schaffen habe, wurde doch das Misstrauen des Constantius auch gegen ihn dadurch von Neuem rege gemacht. Da jener auf der Reise nach Asien die Lager zahlreicher Truppenkörper berühren konnte und sein Verkehr mit ihnen dem Kaiser bedenklich schien, empfing Julian, als er seinen Weg eben angetreten hatte, den Befehl, sich nach dem stillen Athen zu begeben, wo er keinen Soldaten zu sehen bekam. Aber wenn dies auch nicht als Gunst gemeint war, der Jüngling begrüsste es mit Freuden; wurde ihm doch so die Gelegenheit, die Stätte der grossen Erinnerungen, an denen sein Herz sich schon seit den Kinderjahren erbaut und erhoben hatte, endlich mit leiblichen Augen zu sehn, und sich in die heiligen Mysterien von Eleusis, nach denen er seit seinem Religionswechsel brünstig verlangte, heimlich einweihen zu lassen.

Athen war schon zur Zeit des Augustus eine menschenleere Stadt gewesen, und wenn auch viele Kaiser, vor allen andern Hadrian, sie um ihres alten Ruhmes willen ausgebaut, geschmückt oder beschenkt hatten und selbst noch Constantin und Constans dieser romantischen Überlieferung treu geblieben waren (S. 49. I S. 51), hatte dies ihren weiteren Rückgang zwar vielleicht etwas aufhalten, aber doch nicht verhindern können. So hauste denn zwischen den verfallenden Prachtbauten besserer Zeiten eine dünne Bevölkerung, die sich vorzugsweise von dem Gelde, das wissbegierige Reisende oder fremde Studenten mitbrachten, dürftig ernährte. Denn die Handelsbedeutung des alten Athen war in Nichts zusammengeschwunden — wenn ein Kornschiff von ungewöhnlicher Grösse an der Küste erschien, lief die halbe Stadt in den Piräus hinunter, um das Wunder anzustaunen —, und auch die römische Verwaltung der Provinz Achaia hatte nicht hier, sondern in Korinth ihren Sitz aufgeschlagen. Aber für eine Zeit, deren geistiges Leben sich fast ausschliesslich von der Vergangenheit nährte, konnte der Ort, wo deren glänzendste Reste vereinigt waren, nicht ganz seinen Einfluss verlieren. Schon die ungeheuren Bücherschätze, die, aus den Stiftungen früherer Jahrhunderte angesammelt, in öffentlichen Bibliotheken jedermann zur Verfügung standen, mussten Lernbegierige anlocken und noch mehr der immer noch nicht erloschene Glaube, dass Athen als Mutter der Künste und Wissenschaften auch ihre Überlieferungen am treuesten bewahre. Freilich war der Ruf, dass man hier die echte attische Sprache schon aus dem Munde der Einwohner lernen könne, seit dem zweiten Jahrhundert erloschen; höchstens in den Dörfern des Binnenlandes, wohin das Dialekt-

gemisch der zahlreichen Fremden nicht drang, meinte man noch etwas von der alten schönen Aussprache zu finden, aber dort kamen die Studenten gar nicht hin. Auch waren die Professoren selbst nur ausnahmsweise Athener; aber dass sie in der Stadt des Perikles lehren durften, verlieh auch Syrern und Armeniern einen Nimbus, wie ihn die Schulhäupter nicht leicht an einem andern Ort besassen. Wie die Christen glaubten, in ihren apostolischen Gemeinden müsse sich die echteste Tradition erhalten haben, weil durch die ununterbrochene Folge der Bischöfe das Wissen der Apostel auch auf ihre fernsten Nachfolger übergegangen sei, so nahmen die Philosophen an, wo Platon gelehrt habe, sei auch der Platonismus am reinsten. Jener hatte die Leitung der Akademie seinem unmittelbaren Schüler übertragen, dieser dem seinen, und so spann sich der „goldene Faden", ohne jemals abzureissen, durch neun Jahrhunderte fort, bis Justinian im Jahre 529 die athenische Hochschule auflöste. Dass man dies nicht früher getan hat, obgleich die Philosophie, die sie lehrte, den fruchtbarsten Nährboden für das Heidentum schuf, ist ein merkwürdiger Beweis für die fast abergläubische Scheu, mit der auch die christlichen Kaiser die alten Überlieferungen Athens schonten.

Wenn man freilich an die unverfälschte Reinheit jener mündlichen Tradition glaubte, so täuschte man sich darin nicht weniger, als bei der Nachfolge der Apostel. Von Alters her hatte für jede der herrschenden Philosophenschulen, die platonische, die aristotelische, die stoische und die epikureische, je ein Lehrstuhl in Athen bestanden, und, wie es scheint, ist die Vierzahl dieser Professuren bis auf Justinian erhalten geblieben. Doch die philosophischen Lehrgebäude, die sie ver-

treten sollten, waren teils untergegangen, teils in ein einziges zusammengeflossen. Das Epikureertum fand in dieser gläubigen Zeit keinen Boden mehr: wenn es überhaupt noch gelehrt wurde, kann dies nur in historischem Sinne geschehn sein. In bezug auf die drei anderen Schulen hatte man sich die Theorie des Philon angeeignet, nach der alle rechten Philosophen eigentlich dasselbe meinten, und deutete ihre Schriften so, dass diese Übereinstimmung glücklich herauskam. Da schon Poseidonios in seinem Kommentar zum Timaios den Stoicismus in die Akademie hinübergeleitet hatte (III S. 143), brauchte man sich nur noch mit Platon und Aristoteles zu beschäftigen und interpretierte diese natürlich in dem heidnisch-religiösen Sinne des Jamblichus. So fand Julian, als er nach Athen kam, auch hier dieselbe Philosophie als absolute Herrscherin, in die er schon durch die Schüler des Aedesius eingeweiht war.

Von vereinzelten Ausnahmen abgesehn, besuchten die Studenten die philosophischen Vorlesungen nur nebenher; denn hier, wie überall, konzentrierte sich das Interesse der Lernenden auf die Rhetorik. Für diese gab es drei angestellte Professoren, von denen einer durch den Kaiser, zwei durch die Stadt besoldet wurden. Der berühmteste unter ihnen, Proaeresius, war damals Christ, und dies mag dazu mitgewirkt haben, dass Constantius seinen jungen Vetter gerade nach Athen schickte. Neben den drei öffentlichen Schulen gab es noch eine ganze Anzahl privater, deren Leiter darauf warteten, dass sie bei eintretender Vakanz auf jene berufen würden, und sich unterdessen, so gut es ging, von den Honoraren ihrer Jünger ernährten. Solche flossen aber auch den besoldeten Professoren zu — denn nur bei den Philosophen, die durch reiche

Stiftungen erhalten wurden, pflegte der Unterricht unentgeltlich zu sein —; das Einkommen der Rhetoren war also von der Zahl ihrer Schüler durchaus abhängig. Da nun jene drei ganz dasselbe lehrten und ebenso die Privatdozenten, die auf ihren Tod lauerten, tobte zwischen diesen allen der rücksichtsloseste Konkurrenzkampf, in den die Horden ihrer Schüler mit um so grösserer Begeisterung eingriffen, als er ihrer jugendlichen Tollheit die schönsten Vorwände bot, sich in allerhand Unfug auszutoben. Wie die christlichen Sekten für ihre Bischöfe, so schlugen sich die Studenten der verschiedenen Schulen für ihre Professoren die Köpfe blutig. Sie störten die Ruhe der Stadt oft so empfindlich, dass mitunter die Schulhäupter, die an den Prügeleien ihrer Jünger nie ganz unschuldig waren, aus Athen ausgewiesen wurden; selbst dem Proaeresius ist es so ergangen, ohne dass dies seinem Ansehn irgendwie Eintrag tat. Denn mit allen Mitteln von Überredung, List oder auch Gewalt für die Erweiterung seines Schülerkreises zu sorgen, betrachtete man als das gute Recht des Sophisten. Wurden Füchse erwartet, so stellte er auf allen Heerstrassen, die nach Athen führten, seine Patrouillen aus, damit sie die neuen Ankömmlinge schon vor den Toren aufgriffen und ihrem Lehrer zuführten. Kam ein Schiff an, so marschierten die Schulen in geschlossenen Kolonnen zum Hafen und lieferten sich Schlachten um jeden Studenten, der ans Land gesetzt wurde. Auf den Zusammenschluss der Gruppen wirkte die gemeinsame Herkunft in der Regel ein; wer einen Landsmann unter den Dozenten fand, trat meist in seine Schule ein und suchte dann auch die Angehörigen seiner Nachbarprovinzen zu gewinnen. So wollte der Syrer Libanius, als er zum Studium nach Athen kam, sich

dem Epiphanius anschliessen, weil dieser gleichfalls Syrer war. Doch wurde er schon im Piräus von dem Gefolge eines andern Sophisten gepackt, diesem aber durch die Garde des Diophantus abgekämpft und dann gezwungen, sich eidlich dessen Schule zu geloben. Auf diese Weise kam er zu einem Lehrer, den er gar nicht gewollt hatte und niemals schätzen lernte; doch ihm den Rücken zu wenden, verbot ihm sein Schwur. Natürlich bekämpften sich auch die Sophisten, wenn einer von ihnen nicht nur vor seinen Schülern, sondern vor einem weiteren Publikum reden wollte. Selbstverständlich hatte er dann seine Claque bereit, die ihn an passenden Stellen beklatschen und bejubeln musste; doch die Claquen seiner Konkurrenten wirkten ihr entgegen, und es kam darüber oft zu solchen Störungen, dass zeitweilig keiner öffentliche Vorträge zu halten wagte.

Diese Stürme im Wasserglase haben Julian an seiner geliebten Rhetorik nicht irre gemacht. Denn wenn auch in Constantinopel oder Nicomedia die Studentenkriege nicht so wichtig genommen wurden, wie in der kleinen Universitätsstadt, wahrscheinlich auch nicht ganz so blutdürstig waren, so hatte er doch auch dort schon Ähnliches beobachten können und liess es sich daher als etwas Gewohntes gefallen. Und die historischen Stätten, die bei jedem Schritt aus dem Hause grosse Erinnerungen in ihm weckten, das rege geistige Streben, das ihn umgab, vor allem das freie Sichgehenlassen als Student unter Studenten, das ihm umso wohler tat, als er sich vorher sieben Monate lang immer unter misstrauischer Aufsicht gefühlt hatte, haben ihm die Zeit, die er in Athen verbringen durfte, zur genussreichsten seines Lebens gemacht. Doch kaum hatte er sich dem ersten

Freudenrausche hingegeben, so wurde er zu seinem bittern Schmerz wieder an das Hoflager zurückberufen, wo neue grössere Aufgaben als Redenschreiben und Deklamieren seiner harrten.

Constantius selbst hatte die Germanen zu Einfällen in Gallien aufgefordert, um sich mit ihrer Hilfe des Magnentius zu erwehren (S. 105); aber seit er diesen besiegt und sich das ganze Reich unterworfen hatte, konnte er ihr wildes Hausen nicht länger dulden. Persönlich mochte er einem Feinde nicht entgegentreten, der ihn an sein gegebenes Wort erinnern konnte; er hat daher wohl mehrere Feldzüge an der Donau oder am Bodensee angeführt, sich aber der Rheingrenze immer ferngehalten. Um sie wieder herzustellen und die Barbaren aus Gallien herauszuschlagen, hatte er den Franken Silvanus erwählt, der durch seinen Abfall von Magnentius den Sieg bei Mursa vorbereitet (S. 112) und dadurch das vollste Vertrauen des Kaisers gewonnen hatte. Dies veranlasste neidische Rivalen, gegen den Magister Peditum — denn zu dieser hohen Würde war er erhoben — eine Intrigue zu spinnen, was um so leichter gelang, als kurz vorher ein vermeintlicher Hochverrat das Misstrauen des Kaisers, nachdem es durch den Tod des Gallus kaum zur Ruhe gekommen war, von neuem aufgestachelt hatte.

In Sirmium hatte Africanus, der Statthalter des zweiten Pannonien, ein Gastmahl gegeben, und vom Wein erhitzt, hatten einige über den Kaiser gescholten, andere von Weisssagungen gesprochen, die einen baldigen Wechsel der Regierung verkündigten; ein niedriger Offizier namens Marinus scheint sogar angedeutet zu haben, dass ihm selbst die Herrschaft prophezeit worden sei. Dies wurde denunziert, und Con-

stantius witterte alsbald ein finsteres Komplott gegen seine Person, das durch zauberische Wahrsagekünste noch gefährlicher schien. Alle Teilnehmer jenes unheilvollen Gastmahls wurden in Ketten nach Mailand geführt. Unterwegs erstach sich Marinus mit einem Küchenmesser, das er in einem unbewachten Augenblick ergriffen hatte. Die andern liess man foltern, und als sie nur von einem leichtsinnigen Gerede Betrunkener auszusagen wussten, wurden sie gefangen gehalten, um die endgiltige Entscheidung des Kaisers zu erwarten.

Wie es scheint, war dieser Prozess noch in der Schwebe, als man die Erregung, die er bei Constantius hervorgerufen hatte, benutzte, um dem Silvanus und seinen Anhängern ein Bein zu stellen. Er hatte einem gewissen Dynamius einen Empfehlungsbrief gegeben; von diesem wurde der Text abgewaschen, sodass nur die eigenhändige Unterschrift übrig blieb, und darüber auf dem jetzt leeren Blatt ein Schreiben gefälscht, in dem der Feldherr sich scheinbar dazu bekannte, nach der Krone zu streben, und einige angesehene Männer, die man als seine Freunde kannte, aufforderte, seine Usurpation zu unterstützen. Der Praefect Lampadius, den man später für den Hauptanstifter des sauberen Planes hielt, übergab dem Kaiser den so veränderten Brief, und dieser berief in heller Angst sogleich das Consistorium, um ihm das Schriftstück vorzulegen. Alsbald wurde Befehl gegeben, diejenigen, welche als Mitwisser genannt waren, in Haft zu nehmen. Dadurch erfuhren auch die Offiziere der Leibgarde von der Anklage, und einer von ihnen, Malarichus, ein Franke, wie Silvanus, und mit diesem befreundet, trat umgeben von seinen Kameraden, die sich ihm bereitwillig angeschlossen

hatten, vor den Kaiser und verbürgte sich dafür, dass sein Landsmann verleumdet sei. Er erbot sich, seine Familie als Geiseln am Hoflager zu lassen, selbst nach Gallien zu reisen und den Silvanus zur Stelle zu schaffen, damit er sich vor dem Consistorium verteidigen könne. Aber Constantius, misstrauisch, wie immer, nahm dies nicht an, sondern schickte den Apodemius, einen Agens in Rebus, der als eins der schlimmsten Werkzeuge seiner Justizmorde berüchtigt war, um den Angeklagten zu zitieren.

Als jener seine Reise angetreten hatte, hielten es die Anstifter des Komplotts für nötig, den Malarichus, dessen kühnes und freimütiges Auftreten nicht ohne Eindruck auf den Kaiser geblieben war, dadurch unschädlich zu machen, dass sie auch ihn in den bevorstehenden Prozess des Silvanus als Mitschuldigen verwickelten. Sie komponierten daher in beider Namen einen neuen Brief, durch den der Vorsteher des nahen Arsenals von Cremona geheimnisvoll aufgefordert wurde, alles für den bewussten Zweck bereitzuhalten. Das Schreiben wurde dem Adressaten zugestellt und sollte dann im Fortgange der Untersuchung bei ihm gefunden werden. Doch ehe dies zur Ausführung kommen konnte, schickte er selbst es an Malarichus mit der Anfrage, was dieser mit seinen dunkeln Worten meine. Damit hatte man den Beweis heimtückischer Machenschaften in Händen; die Franken, die in der Leibgarde zahlreich und von grossem Einfluss waren, machten Lärm, und der Kaiser berief den Hof zu einer neuen Untersuchung. Bei dieser entdeckte man auch in dem ersten Brief die verwischten Spuren der älteren Schrift unter der Fälschung. Der Praefect wurde abgesetzt und mit denjenigen, die man für seine Mitschuldigen hielt,

einem Verhör unterworfen. Doch obgleich einzelne gestanden, sprach Constantius die ganze Verläumderbande frei, ja Dynamius wurde sogar durch eine Statthalterschaft belohnt. Denn unterdessen hatte man Nachricht erhalten, dass Silvanus wirklich den Purpur genommen habe, und damit schien die Anklage gegen ihn, wenn sie sich auch auf erwiesene Fälschungen stützte, dennoch gerechtfertigt.

Jener Apodemius, den der Kaiser nach Gallien gesandt hatte, war nicht, wie sein Auftrag vorschrieb, direkt nach Köln zu Silvanus gereist, sondern hatte mit der grausamen Willkühr, die den Agentes in Rebus eigen war (II S. 102), unterwegs einige von dessen Sklaven und Klienten aufgegriffen und von ihnen durch die Folter Aussagen gegen ihren Herrn zu erpressen gesucht. So erfuhr dieser, was ihm selbst bevorstand, und da er wusste, dass Constantius, wo es sich um Hochverrat handelte, fast niemals von der Unschuld des Angeklagten zu überzeugen war, dachte er daran, über die Rheingrenze zu seinen Stammesgenossen zu fliehen. Dass er sie kurz vorher nicht ohne Erfolg bekämpft hatte, würde unter gewöhnlichen Umständen dem nicht im Wege gestanden haben (I S. 194). Aber da sie durch den Kaiser selbst zu ihren Einfällen in Gallien aufgefordert waren, mussten sie es als Verrat betrachten, dass der Feldherr ihres vermeintlichen Bundesgenossen sie bekriegte, und waren daher gegen ihn höchst erbittert. Ihm wurde mitgeteilt, dass die Franken ihn sicher umbringen oder ausliefern würden, und er sah keine andere Rettung, als das Verbrechen, dessen man ihn fälschlich bezichtigt hatte, wirklich zu begehen. So gewann er denn seine Truppen durch das Versprechen grosser Geldgeschenke und

liess sich am 11. August 355 von ihnen zum Augustus ausrufen.

Sein feiges Misstrauen hatte Constantius in die Gefahr gebracht, das tapferste Herr und einen der besten Feldherren seines Reiches bekämpfen zu müssen; aber vorher versuchte er noch, wie dies seiner niedrigen Art entsprach, die Mittel der Hinterlist und Tücke. Das einzig mögliche Werkzeug dazu musste er in einem Manne finden, den er durch das gleiche Misstrauen schwer gekränkt hatte. Der Magister Militum Ursicinus war, wie wir oben (S. 131) sahen, aus dem Orient abberufen, nicht weil er nach der Krone strebte, sondern weil er möglicher Weise danach hätte streben können. Man hatte ihn bisher in Mailand recht schlecht behandelt; jetzt aber wusste man keinen andern, dem man so viel Geschick und Popularität bei den Soldaten zutraute, um die Heere Galliens zu gewinnen, ja vielleicht gar den Silvanus zur Pflicht zurückzuführen. Constantius lud ihn in ehrenvollster Weise vor das Consistorium, begegnete ihm sehr gnädig und wusste den tapferen Krieger wirklich zu bestimmen, dass er sich der gefährlichen Aufgabe unterzog. Als Begleiter und Helfer wurden ihm zehn Tribunen und Protectores beigegeben, darunter Ammianus Marcellinus, der später als Greis eine Fortsetzung des Tacitus geschrieben und uns darin auch genaue Nachrichten über dies Unternehmen hinterlassen hat.

Constantius übergab dem Ursicinus einen Brief, der so abgefasst war, als ob jener von dem Aufstande des Silvanus noch nichts wisse. Diesem wurde darin in den freundlichsten Formen mitgeteilt, dass der Überbringer zu seinem Nachfolger ernannt sei und aus seinen Händen den Oberbefehl an der Rheingrenze

übernehmen solle. Dann durchzog die kleine Schaar in fliegender Eile Gallien, damit sie früh genug in Köln ankomme, um dort glauben zu machen, sie habe das Hoflager verlassen, ehe hier die Usurpation bekannt geworden sei. Doch als sie anlangte, fand sie die Bevölkerung in freudigster Aufregung und schon eine bedeutende Truppenmacht zusammengezogen, die kampfesmutig darauf brannte, über die Alpen geführt zu werden. Ursicinus überzeugte sich, dass er nur durch Verstellung sein und seiner Genossen Leben retten könne. Silvanus empfing ihn mit Auszeichnung, und da auch jener von Constantius gekränkt und bedroht war, wurde ihm leicht geglaubt, dass er sich dem Usurpator anschliessen wolle, und der erprobte Feldherr als willkommener Helfer begrüsst. So war es ihm möglich, ohne dass er beargwohnt wurde, mit den Soldaten zweier barbarischen Auxilien heimlich in Verbindung zu treten und sie durch grosse Versprechungen für seine Zwecke zu gewinnen. Im Morgengrauen des 7. Septembers 355 brachen sie in den Palast ein, stiessen die Wachen nieder und töteten den Silvanus, als er eben im Begriffe war, zur Kirche zu gehn.

Wenige Monate vorher hatte Constantius das Concil von Mailand bestimmt, den Athanasius zu verurteilen, und damit seine Bemühungen um die Glaubenseinheit ihrem Ziel um einen wichtigen Schritt nähergebracht; noch etwas früher hatte er ein Gesetz erlassen, das die Ausübung des heidnischen Kultus mit schweren Strafen bedrohte (S. 133). Als jetzt die Usurpation so schnell und leicht unterdrückt wurde, scheint er darin eine Art Bescheinigung des lieben Gottes gesehen zu haben, dass dieser mit den Leistungen des Kaisers für seine Kirche zufrieden sei, und schrieb daher den Erfolg

nur seinem eigenen Glück und seiner Frömmigkeit zu. Weit entfernt, dem Ursicinus dankbar zu sein, liess er sogar eine Untersuchung anstellen, wo die gallischen Kassen, deren Silvanus sich bemächtigt hatte, geblieben seien, und bewahrte seinem Retter auch später das alte Misstrauen. Natürlich gab es wieder eine Reihe von Hochverratsprozessen; doch in seiner religiös gehobenen Stimmung, vielleicht auch in dem Gefühl, an dem Aufstande nicht ganz ohne Mitschuld gewesen zu sein, war Constantius diesmal ungewöhnlich milde. Er schonte die Freunde des Usurpators, die an dessen Erhebung nicht unmittelbar beteiligt waren, und liess sogar den kleinen Sohn desselben, den er als Geisel in Mailand festgehalten hatte, am Leben. Und das Hochgefühl mit seinem Gott in Frieden zu sein, mochte auch dahin wirken, dass er den letzten Fluch, der noch auf ihm lastete, nach Möglichkeit abzuwälzen suchte. Hatte er fast den ganzen Mannesstamm des Herrscherhauses abschlachten lassen, so konnte er dies nicht besser sühnen, als indem er dem letzten, der noch davon übrig war, die höchste Wohltat erwies.

Auch die Kaiserin Eusebia scheint die Meinung ihres Gatten geteilt zu haben, dass seine Verwandtenmorde die Strafe der Unfruchtbarkeit über sie heraufbeschworen hätten (S. 29), und war in der echt weiblichen Sehnsucht nach Mutterglück um so mehr bemüht, seine Übeltaten an Julian gutzumachen. Und ihre allbewunderte Schönheit verlieh ihr eine grosse Macht über den sinnlichen und doch christlich keuschen Mann. Nach der Hinrichtung des Gallus hatte sie dessen Bruder vor dem tötlichen Verdachte ihres Gemahls geschützt, es erwirkt, dass dieser ihm eine Audienz gewährte und ihn ungekränkt nach Athen ziehen liess, und drängte jetzt auf seine Erhebung zum Mitregenten.

Denn dass ein solcher nicht mehr zu entbehren sei, empfand auch Constantius. Der Grundsatz Diocletians, dass man keinem privaten Feldherrn Gelegenheit geben dürfe, sich den Truppen durch Kriegstaten zu empfehlen, schien in den Ereignissen der letzten Zeit eine neue Bestätigung gefunden zu haben. Der Kaiser hielt es, wenn nicht für geboten, so doch für sehr wünschenswert, dass er sich aus Italien als dem Zentrum des Reiches nicht zu weit zu entfernen brauche, und doch traten an fast allen Grenzen militärische Forderungen an ihn heran. In Persien war zwar der Grosskönig selbst durch Kriege gegen entfernte Völker beschäftigt; aber seine Feldherren suchten immer wieder bald Mesopotamien, bald Armenien mit kleinen Raubzügen heim; Quaden und Sarmaten plünderten an der Donau, vor allem aber heischten die Zustände Galliens dringend Abhilfe. Die Franken, Alamannen und Sachsen sollen in diesen Jahren am Rhein fünfundvierzig Kastelle zerstört und ihre Bewohner als Sklaven mitgeschleppt haben, und Ende 355 eroberten sie Köln, das nicht mehr durch Silvanus geschützt wurde, und verwüsteten es furchtbar. Zwar schien Julian, der sich bis dahin nur literarisch beschäftigt hatte und von den Waffenübungen geflissentlich ferngehalten war, für die schwierigen Aufgaben, die ihn dort erwartet hätten, durchaus nicht geeignet; doch um so weniger brauchte Constantius Usurpationsgelüste bei ihm zu fürchten. Es genügte, dass er den Truppen den Caesarenpurpur zeigte; die Feldherren, die der Kaiser ihm zur Seite stellen wollte, konnten für ihn das Handeln übernehmen und doch durch seine Anwesenheit in ihren Schranken gehalten werden. Dass Julian diese bescheidene Rolle, die ihm zugedacht war, verkannte und selbst etwas leistete, ist der wichtigste Grund ge-

wesen, warum er mit seinem Augustus so bald zerfiel.

Als diesem das vermeintliche Komplott des Africanus und Marinus bekannt geworden war und bald darauf jener gefälschte Brief ihm zugesteckt wurde, der ihn mit der Erhebung Galliens zu bedrohen schien, hatte er in seiner übertriebenen Vorsicht den Jüngling angewiesen, sich in dem ganz ungefährlichen Athen aufzuhalten. Kaum mehr als zwei Monate hatte Julian hier verweilt, als er den neuen Befehl empfing, an das Hoflager zurückzukehren. Damit war seine Ernennung zum Mitregenten noch keineswegs entschieden; immer noch vermochte Constantius das Zaudern und Besinnen, das ihm natürlich war, nicht zu lassen. Julian wurde nicht im Kaiserpalast, sondern in einer Vorstadt Mailands einquartiert, wo er zunächst noch gar nicht wusste, was man mit ihm vorhabe. Er hatte schon einen Brief an Eusebia geschrieben, in dem er sie flehentlich bat, ihm zum zweitenmal seine Entlassung zu erwirken; doch durch einen Traum gewarnt, schickte er ihn nicht ab. In seinen Befürchtungen beruhigte ihn nur die freundliche Fürsorge, die ihm die Kaiserin durch ihre Eunuchen erwies, und die tröstenden und ermunternden Botschaften, die sie ihm wiederholt übersandte. Denn sie selbst bekam er nicht zu sehen; erst als er Caesar war, durfte sie ihm eine kurze Audienz gewähren. Doch unterdessen wirkte sie für ihn und setzte endlich ihren Willen durch. Am 6. November 355 wurde er durch Constantius den Truppen vorgestellt, mit dem Purpur bekleidet und von ihnen zum Caesar ausgerufen. Um ihn noch enger an sich zu fesseln, vermählte ihn der Kaiser gleich darauf mit seiner Schwester Helena, bei welcher Gelegenheit ihn Eusebia, seinen Neigungen freundlich Rechnung tragend,

mit einer kleinen Bibliothek beschenkte. Gegen seine Gattin, die viel älter als er selbst und natürlich eifrige Christin war, bewahrte er immer die entschiedenste Abneigung. Bei seiner offenen Natur trat dies so unverhüllt hervor, dass, als sie nach kaum fünfjähriger Ehe kinderlos starb, man ihn sogar beschuldigte, sie vergiftet zu haben. Gewiss war dieser Verdacht unbegründet; aber dass man ihn überhaupt hegen konnte, zeigt deutlich genug, wie wenig seine Ehe dazu beitrug, ihm sein neues Verhältnis zu dem Mörder seines Vaters und seiner Brüder erträglicher zu machen. So viel er auch in seinen Schriften von sich und seinen Schicksalen redet, der Helena erwähnt er darin nur ganz beiläufig, und wenn er bis an seinen frühen Tod von der Frauenliebe sehr niedrig dachte, wird sie gewiss nicht ohne Schuld daran gewesen sein.

Während der wenigen Wochen, die er noch in Mailand blieb, wurde er auch jetzt wie ein Verbrecher bewacht; seine Diener wurden ihm fast alle genommen und durch andere ersetzt, die dem Kaiser vertrauenswürdiger schienen; kein Brief durfte an ihn gelangen, und jeder, der seine Gemächer betrat, wurde vorher ängstlich untersucht, ob er nicht irgend ein gefährliches Zettelchen einschmuggeln wolle. In seinem literarischen Eifer benutzte er diese schweren Tage, um eine Lobrede auf Constantius auszuarbeiten und ihm vorzutragen. Sie zeugte von guter Schulung, aber sehr schlechtem Takt. Entgegen dem selbstverständlichen Grundsatz, dass man im Hause des Gehängten nicht vom Stricke reden darf, wurde die Mutter des Gepriesenen, die ihr Gemahl wegen Blutschande hatte hinrichten lassen, mit einem nichtssagenden Lobe bedacht, von den Verdiensten geredet, die Silvanus sich um den Kaiser erworben hatte, und sogar seiner Ver-

wandtenmorde, wenn auch in entschuldigendem Sinne. Erwähnung getan. Doch wenn man den Redner hiernach für einen Gimpel halten musste, so passte er nur umso besser für die Rolle, zu der er bestimmt war. Sein Machwerk wurde daher, wie es scheint, gnädig aufgenommen, und am 1. Dezember 355 durfte er, von Constantius feierlich ein Stück des Weges begleitet, seine Reise nach Gallien antreten, was ihm nach der misstrauischen Bewachung, unter der er in Mailand gestanden hatte, als Befreiung erscheinen musste.

Und doch ging er nicht gern und nicht mit freudigen Hoffnungen. Sein früheres Leben hatte ihn dahin geführt, in der literarischen und rednerischen Betätigung seinen eigentlichen Beruf zu erblicken, und das Streben nach ewigem Nachruhm, das ihn immer beseelt hat, schien auch auf diesem Gebiet seine volle Befriedigung finden zu können. Vom Waffenhandwerk verstand er noch nichts, und doch hatte ihn die harte und langjährige Mühe, mit der er sich zum Atticisten hatte ausbilden müssen, an den Gedanken gewöhnt, dass Erfolge sich nur durch gründliche Schulung erreichen liessen. Wenn er sich in Gallien den militärischen Übungen hingab, hörte man ihn oft von sich das römische Sprüchwort brauchen: „Man hat den Ochsen zum Reitpferd gemacht“ und seinen heiligen Platon anrufen. Als Themistius ihn brieflich zu seiner neuen Würde beglückwünschte und ihm im Stile des Moralphilosophen deren Pflichten darlegte, da antwortete er voll bescheidenen Zagens und zitierte dabei den Vers des Aristophanes:

Die Kunst betreibe jeder, die er gut versteht.

Und neben dem Misstrauen in sich selbst, ob er seinen fast erdrückenden Pflichten gewachsen sein werde,

stand bei ihm die Furcht vor dem Misstrauen des Constantius und die finstere Erinnerung an den hingerichteten Bruder, dessen Schicksal ihm immer vor Augen schwebte. So meinte er denn, die Würde, die ihn jetzt schmückte, bedeute ihm nicht nur den Verlust der literarischen Musse, die nach seinem Wunsche sein Leben hätte ausfüllen sollen, sondern auch schimpfliche Niederlagen und ruhmlosen Tod. Als er nach der Zeremonie der Wahl, auch er jetzt als Purpurträger neben dem Kaiser im Wagen sitzend, in den Palast eingezogen war, soll er den homerschen Vers vor sich hingemurmelt haben:

Da ergriff ihn der purpurne Tod und das starke Verhängnis.

Der neue Caesar war von mittlerer Statur und erschien, da er sich durch sein vieles Lesen eine etwas gebückte Haltung angewöhnt hatte, noch kleiner, als er war; doch seine breiten Schultern und sein ebenmässiger Körperbau erwiesen ihn als kraftvoll und zu jeder Anstrengung fähig. So konnte er sich eine unermüdliche Tätigkeit zumuten, und wenn er den Tag mit den Pflichten des Kriegers und Herrschers ausgefüllt hatte, noch die halbe Nacht über den Büchern sitzen. In seiner ganzen Erscheinung prägte sich eine nervöse Unrast aus. Sein Körper bewegte sich auf und ab, die Schultern zuckten, die Schritte waren unstät und schwankend; seine Augen blickten klug, aber etwas wild und fuhren unruhig hin und her; auch zeigten sie nicht selten den Ausdruck verletzender Überlegenheit. Denn sein lebhaftes Mienenspiel drückte seine Gedanken und Empfindungen so unverhüllt aus, dass in dieser Zeit, die einen heuchlerischen Stoicismus als hohe Tugend pries, selbst seine nächsten Freunde daran Anstoss nahmen. Seine Sprache war zerhackt und manchmal stockend; seine plötzlich her-

vorgestossenen und überraschenden Fragen mochten den, an welchen sie gerichtet waren, leicht verwirren. Brachte man ihn zum Lachen, so brach er in ein überlautes Gewieher aus, wie er überhaupt in allem, was er tat, leicht taktlos übertrieb. Wenn er zu Gerichte sass und von Ungerechtigkeit und Bedrückung hörte, unterbrach er die Redner oft mit ungestümen Ausrufen, und auf der Strasse wehrte er unbequeme Bittsteller selbst mit Faustschlägen und Fusstritten ab. Wie dies wilde Auffahren, dieser Mangel an Selbstbeherrschung allgemeine Missbilligung und oft Gelächter erregte, so noch mehr sein absichtliches Vernachlässigen jeder anständigen Körperpflege. Das asketische Mönchsideal, das ihm in seiner christlichen Jugend als der Gipfel der Sittlichkeit dargestellt war, behielt er auch als heidnischer Philosoph bei und gab ihm äusserlich in einer Weise Ausdruck, die vielen unköniglich oder gar lächerlich erschien. So liess er sich später, als keine Rücksicht auf Constantius ihn noch band, den Bart nicht mehr rasieren und bekannte sich ungescheut zu den Läusen, die ihn belebten. Auch nahm er sich selten die Zeit, sich Haare oder Nägel beschneiden zu lassen, und erschien oft mit schmutzigen, von Tinte geschwärzten Fingern. Da seine strenge Philosophie ihm vorschrieb, nur die Seele zu schmücken, war nichts ihm verächtlicher als Kleiderprunk. Den kaiserlichen Barbier, der ihm in Constantinopel einmal ausnahmsweise die Haare kürzen sollte, fuhr er derb an, weil er das prächtige Hofkleid trug, das seiner Stellung zukam; als er dann noch erfuhr, dass jener ein hohes Gehalt bezog, jagte er ihn aus dem Dienst und mit ihm die Köche und die anderen Diener der allerhöchsten Tafel und Toilette. Doch mochte seine übertriebene Einfachheit dem Volk auch wunder-

lich scheinen, die Soldaten bewunderten es, dass er von der Weichlichkeit des Hofes unberührt blieb und unter ihnen lebte, wie einer aus ihrer Mitte. Ohne ihre Zuneigung zu verlieren, konnte er gegen sie streng und sogar hart sein, weil er auch hart gegen sich selber war. So hat er nach der Schlacht bei Strassburg die Reiter, die vor dem Feinde geflohen waren, ihren Kameraden in Weiberkleidern zur Schau gestellt und im Perserkriege von einer Truppe, die ihre Fahne verloren hatte, sogar zehn Soldaten hinrichten lassen. Auf diese Weise vermochte er unter den zuchtlosen Barbaren, die sein Heer bildeten, eine Disziplin zu erhalten, wie kaum der grosse Constantin, und blieb doch, wie dieser, der Abgott seiner Soldaten.

Als Julian zur Alleinherrschaft gelangt war, führte er sie im ausgesprochensten Gegensatze zu Constantin dem Grossen und hat sich auch nicht gescheut, ihn nicht nur in seinen literarischen Erzeugnissen, sondern auch in offiziellen Staatsschriften rücksichtslos anzugreifen. Und doch war kein anderes Mitglied der Dynastie dem ersten christlichen Kaiser innerlich näher verwandt, als jener Abtrünnige. Schon dass sie beide ihre Religion wechselten und damit beide zu ihren Vorgängern und der herrschenden Zeitrichtung in Opposition traten, ist eine sehr bezeichnende Ähnlichkeit. Denn beide zeigten sie darin das frische Bestreben, sich nicht vom träge fliessenden Strom alter Überlieferung widerstandslos forttragen zu lassen, sondern ihren Glauben selbständig zu prüfen und frei zu wählen, eine Kühnheit des Geistes, die zu jener Zeit sehr selten war. Beide dachten freilich nicht tief und scharf genug, um sich eine eigene Weltanschauung zu bilden: sie sahen nur die Mängel derjenigen, in welcher sie erzogen waren, weil sie

ihnen so am besten bekannt geworden war, und stürzten sich dann in prüfungsloser Begeisterung der entgegengesetzten in die Arme, wie sie ihnen fertig zugetragen wurde. Denn auch Julian war durchaus kein philosophischer Kopf: so klar er seine Gründe darzulegen weiss, wo er das Christentum negiert, so verworren und nebelhaft wird er in den Schriften, die sein positives Bekenntnis geben wollen. Und auf ein solches ganz zu verzichten, war er so wenig im stande, wie sein grosser Ohm: denn beide fühlten tief im Herzen den unüberwindlichen Drang zu glauben und das Bedürfnis, immer die Hand der Gottheit über ihrem Haupte zu sehn. Freilich erfüllte dies Constantin mit der kühnen Sicherheit des erklärten Götterlieblings, während Julian, wie wir eben gesehn haben, lange an seinem Glück und seinen Fähigkeiten zweifelte; doch beruhte dieser Unterschied nur auf den Schicksalen ihrer ersten Jugend. Denn jener hatte sich schon mit achtzehn Jahren zum Herrscher aufgeschwungen und dann alles, was er unternahm, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen gelingen sehn; Julian dagegen hatte seit seiner frühesten Kindheit unter dem Beil gelebt; was er gewünscht hatte, war ihm durch herzlose Willkür versagt, was er erhoffte, immer fehlgeschlagen; fühlte er sich an irgend einem Orte wohl, so musste er ihn sicher bald verlassen; den Verkehr, der ihm am meisten zusagte, konnte er fast nur heimlich pflegen; immer musste er heucheln und sein Inneres verbergen, wenn er sein Leben erhalten wollte; der kecke Freimut, der ihm, wie Constantin, angeboren war, aber von diesem schon in früher Jugend ungehemmt entwickelt werden durfte, war für Julian ein stete Gefahr gewesen. So eingeschüchtert und verängstigt, musste

er freilich unsicher und bescheiden werden, wenn man es Bescheidenheit nennen will, dass er nur literarischen Ruhm erwartete und auf den kriegerischen verzichten zu müssen glaubte. Nach seiner Erhebung zum Caesar, die er, widerwillig seinen Studien entsagend, über sich hatte ergehen lassen, zweifelte er nicht nur an seiner Fähigkeit zum Herrschen, sondern mehr noch an seinem Glück, und sein vorhergehendes Leben gab ihm allen Grund dazu. Erst als ihm in Gallien die ersten Siege gelungen waren, wurde auch in ihm der Gedanke mächtig, dass seine Gottheit ihm helfend und schützend zur Seite stehe, und das um so mehr, als er so vielen Gefahren wider alles Hoffen und Erwarten entgangen war. Auch er glaubte, dass sie durch seine Träume unmittelbar mit ihm verkehre; er hörte ihre Stimme, sah sie in sichtbarer Erscheinung und meinte, dass er ausersehen sei, ihr Reich auf Erden zu verbreiten; auch er hielt sich daher für unbesiegbar und sein Glück für unerschütterlich. Er erwählte sich den Kaiser Marcus zum Vorbild, der Philosoph und Feldherr zugleich gewesen war; Athene und der sieghafte Sonnengott, von denen die eine die geistige, der andere die kriegerische Seite seiner Tätigkeit vertrat, wurden seine Lieblingsgötter; zeitweilig kokettierte er sogar damit, ein ungelehrter Soldat zu sein, und meinte, wie Constantin, alles zu können. Denn bekanntlich teilte dieser ja auch den literarischen Ehrgeiz Julians; auch er hörte sich gern deklamieren und liess sich dann mit bescheiden stolzem Lächeln beklatschen, und wenn seine Leistungen auf diesem Gebiete noch viel dürftiger waren, als die recht mittelmässigen seines Neffen, so lag dies eben an seiner geringen Jugendbildung. Aber mochte ihr Selbstvertrauen auch nicht immer berechtigt sein, es gab ihnen doch

jene überlegen sichere Herrschaft über die Gemüter ihrer Krieger, jene kühne Zuversicht in Kampf und Gefahr, welche den Sieg an ihre Fahnen hefteten. Und beide errangen ihn nur in rastlosem Vordringen und entschlossenem Angriff, niemals in besonnen zaudernder Defensive; denn eine schnelle, oft selbst übereilte Entschlussfähigkeit gab ihren Kriegen und nicht nur das, sondern auch ihrer ganzen Persönlichkeit, einen alles mit sich fortreissenden Schwung. Bei Julian trat diese Hurtigkeit des Denkens und Handels auch in der literarischen Produktion hervor; so rühmt er sich, die lange Rede auf den König Helios in drei Nächten aufs Papier geworfen zu haben, die wenig kürzere auf die Göttermutter gar nur in einer Nacht, und das inmitten zeitraubender Staatsgeschäfte. Denn auch er hat seine Pflichten gegen das Reich immer sehr ernst genommen und sie niemals um literarischer Spielereien willen, so sehr ihm diese am Herzen lagen, aufgeschoben oder gar versäumt.

Constantin war eitel genug, sich gern zu schmücken; Julian vernachlässigte sein Äusseres bis zur Unsauberkeit; doch auch aus den Löchern seines Mantels blickte die Eitelkeit hervor. Der eine war eben von Jugend auf Offizier gewesen, der andere erst christlicher Prediger und dann Philosoph; bei jedem von ihnen trat sie also in der Form auf, welche dem Stande, den sie in ihrer Frühzeit erwählt hatten, gemäss war und innerhalb desselben am meisten bewundert wurde. Denn so stolz Julian damit prahlte, von den Meinungen der Masse unabhängig zu sein: sich loben zu lassen, war ihm doch nicht weniger Bedürfnis, als Constantin. Es gibt in der Literatur aller Länder und Zeiten wohl kein zweites Beispiel,

dass ein Schriftsteller seine eigenen Tugenden mit solcher Breite und Selbstgefälligkeit aufzählt, wie dies Julian in seiner Streitschrift gegen die Antiochener tut. Er selbst meinte, die Schmeichler zu hassen, und wirklich verstand er, Freimut zu schätzen. Wie er selbst eine durch und durch wahre Natur war, so hasste er Lüge und Verstellung und liess sich auch ein offenes Wort des Tadels mit guter Miene gefallen. Als ihn sein Arzt darauf aufmerksam machte, dass sich bei ihm der Zorn gar zu deutlich in Mienenspiel und Stimme verrate, antwortete er: „Du hast Recht; gib acht, ob du mir das zum zweitenmal vorwerfen kannst!“ So war er immer bereit, an seiner Vervollkommnung zu arbeiten, und nahm jede Hilfe dazu, die ihm freundlich und achtungsvoll geboten wurde, mit Dank entgegen. Auch zauderte er nicht, seine Fehler zu bekennen; selbst Richtersprüche, die er gefällt hatte, nahm er oft, wenn er sie in der folgenden Nacht überlegt und als unhaltbar erkannt hatte, am anderen Morgen wieder zurück. Doch sich auslachen zu lassen und selbst belustigt mitzulachen, hat er nie gelernt; denn neben seiner bitteren, tief religiösen Ernsthaftigkeit war für gesunden Humor kein Raum. Zwar strebte er danach, sich auch durch Witz auszuzeichnen, und hat in diesem Sinne einmal den lustigen Spötter Lucian nachgeahmt. Doch sein Symposion, in dem er nach diesem Muster seine Vorgänger in der Weltherrschaft äusserst flach kritisiert, ist wohl das Schlechteste, was er geschrieben hat, ein ganz frockenes und ödes Machwerk. Als dann das Volk von Antiochia ihn wegen seines schmutzigen Bartes und wenig kaiserlichen Benehmens verspottet hatte, war er zwar vornehm genug, nicht mit Folter und Richtbeil dreinzufahren, aber auch

würdelos genug, um auf das Gelächter des Pöbels mit einer Streitschrift zu antworten. In dieser bemüht er sich, einen Ton überlegener Ironie festzuhalten, doch gelingt ihm dies sehr schlecht. Aus jeder Zeile merkt man den nagenden Ärger gekränkter Eitelkeit, und bis zu seinem Ende hat er der Stadt, die seine Verdienste nicht zu würdigen verstand, einen zähen Groll bewahrt.

Des Lobes bedürfen heisst von den Menschen abhängig sein, in erster Linie natürlich von denen, mit welchen man täglich zu verkehren hat. Wenn Constantin sich oft durch seine Kammerdiener bestimmen liess, so besass Julian wenig von der Sorte — seine Toilette machte eben sehr bescheidene Ansprüche —, aber auch an seinem Hofe gab es einen Eunuchen, den Eutherius, der notorisch grossen Einfluss besass. Noch mehr aber drängte es den Jüngling zu Freunden, die er als gleichwertig oder gar als überlegen anerkennen durfte. Wie er bis an seinen Tod die Erinnerung an seinen Kinderwärter mit rührender Dankbarkeit bewahrte, so trieb es ihn auch später zu Männern, an denen er bewundernd emporblicken konnte. So stolz er auf den gemeinen Durchschnitt der Menschheit herabblickte, das demütige Bedürfnis, sich unterzuordnen und leiten zu lassen, wie es in seinem Verhältnis zur Gottheit hervortritt, beherrschte auch seine Stellung zu denjenigen, die er als seine wirklichen Freunde betrachtete. Er hegte die Neigung, sie sich zu idealisieren, und wurde dann freilich, wenn längere Bekanntschaft ihm ihre Natur enthüllte, oft schwer enttäuscht. Vielleicht hätten solche Erfahrungen ihn zum Menschenhasser gemacht, wenn sein Leben nicht ein so gar kurzes gewesen wäre. Wir sahen schon, wie er von Männern, die er liebte und ver-

ehrte, auch ernsten Tadel dankbar hinnahm, eine seltene Tugend, nicht nur bei gekrönten Häuptern.

Ohne Zweifel wurde dies Verhalten nicht allein durch das edle Jünglingsbedürfnis, zu bewundern und zu vertrauen, sondern auch durch seinen Platon bestimmt, den er fast auswendig kannte und immer im Munde führte. Das Idealbild, das dieser von edler Männerfreundschaft gezeichnet hatte, wirkte mächtig auf ihn ein, wie er sich andererseits von demselben Meister auch die Verachtung der Frauenliebe angeeignet hat. Denn auch darin war er Idealist, dass er sich mit dem tatkräftigen Ernst der Überzeugung bestrebte, was er aus seinen philosophischen Büchern gelernt hatte, auch in die Wirklichkeit zu übertragen. Wie er den Glauben annahm, von dem er meinte, dass Homer und Platon ihn bekannt hätten, und auch seine Untertanen dazu bekehren wollte, so versuchte er auch sonst das hochverehrte Altertum in die verderbte Neuzeit zurückzuführen, und wie auf dem religiösen, so irrte er auch auf dem staatlichen Gebiete in dem, was er für echt altertümlich hielt. Er ordnete sich den Consuln, deren leeres Scheinamt noch an die hohe Zeit der Republik erinnerte, bescheiden unter, erschien zu Fuss in ihrem Gefolge und legte sich selbst eine hohe Geldstrafe auf, als er durch ein Versehen in ihre Ehrenrechte übergegriffen hatte; er lehnte ab, sich Dominus nennen zu lassen, wie Augustus es abgelehnt hatte (II S. 8), obgleich diese Bezeichnung des Kaisers schon seit Jahrhunderten allgemein üblich war; aber auf seine absolute Gewalt wollte er nicht verzichten, und wenn er es gewollt hätte, wäre es unmöglich gewesen. Weil die Kultur des Altertums auf der Blüte der Städte beruht hatte, suchte er diese aus ihrem tiefen Verfall wieder auf-

zurichten, fand aber dafür kein anderes Mittel, als die Decurionen noch strenger, als Constantin es getan hatte, an ihren Stand zu binden und ihre Zahl selbst durch widerrechtlichen Zwang zu vermehren; eben dies aber war ganz modern und hatte jenen Verfall, wenn auch nicht herbeigeführt, so doch beschleunigt. Mit Platon hielt er Gerechtigkeit für die Grundlage der Staaten und suchte sie zu pflegen, indem er den Übergriffen der Mächtigen nach Kräften entgegentrat und persönlich zu Gerichte sass; aber bei dieser Tätigkeit fragte er die Parteien oft, zu welcher Religion sie sich bekannten, und wenn er seinem Glauben zu Liebe auch nicht das Recht beugte, wurden die Christen doch verblüfft und eingeschüchtert. Dass er die Philosophie ehrte und förderte, mochte man preisen; aber wenn er mitten in einer Senatssitzung aufsprang und mit unschicklicher Eile dem Neuplatoniker Maximus, der eben angekommen war, entgegenlief, so fand man das mit Recht würdelos. Und so waren auch seine geschlechtliche Enthaltsamkeit, sein Hungern, Wachen und Frieren, kurz alle die Mittel, mit denen er das Fleisch zu Gunsten der unsterblichen Seele abzutöten suchte, zwar schöne Beweise der eisernen Energie, mit der er seine Gedanken in Taten umsetzte, aber indem er seine löbliche Verachtung des Prunkes bis zu abstossender Schmutzigkeit steigerte und, während er leutselig sein wollte, mitunter gemein wurde, machte er sich dennoch lächerlich.

Auch Nichtachtung des Geldes und die Pflicht, seine Freunde zu beschenken, predigte die Philosophie, und auch diese Lehre hat Julian prinzipiell anerkannt. Er rühmte sich sogar, dass er ein schlechter Finanzmann sei, obgleich er in seiner Verwaltung Galliens das Gegenteil bewies. Und so sehr er sonst zu Über-

treibungen geneigt war, im Geschenkegeben ist er maassvoll geblieben und hat nie die wüste Verschwendung Constantins nachgeahmt, die für das Reich so unheilvoll geworden war. Dieser war eben am Hofe aufgezogen und hatte die niedere Welt nur von ferne durch den Nebel gesehn, der leider überall den Thron umgibt; Julian dagegen hatte mit den Untertanen als einer ihresgleichen gelebt und zwar nicht als einer der reichsten. In Constantinopel und Nicomedia hatte er das Treiben der Grossstädte kennen gelernt und auf dem stillen Fundus Macelli die Nöte des armen Bauern beobachten können. So erkannte er das Unrecht, ihm durch eine harte und leichtsinnige Finanzpolitik die sauer erworbenen Groschen aus der Tasche zu ziehn, und begann daher im Hofhalte zu sparen, die Überzahl der schmarotzenden Beamten zu vermindern, die erwerbende Bevölkerung zu begünstigen und den bedrückten Steuerzahler mitleidig zu schonen. Dies war es, was dem Reiche Not tat. Trotz der vielen Torheiten, die er beging, vor allem auf dem religiösen Gebiete, hätte daher seine Regierung ein hoher Segen für die leidende Menschheit werden können, wenn seine Finanzpolitik Zeit gehabt hätte, sich zu bewähren und einzubürgern. Aber wie um seines Glaubens willen eine Mörderhand ihn traf, so wurden bei seinem frühen Tode mit dem, was dieser Glaube Unnützes und Schädliches gewirkt, auch die fruchtbaren Schöpfungen seiner Hand alle vernichtet, und das Elend der Zeit ging weiter seinen traurigen Gang.

Achtes Kapitel.

Julian in Gallien.

Als der neue Caesar die Verwaltung des gallischen Reichsteils übernahm, fand er das Kernland desselben in trostlosem Zustande. Zu seinem Verzweiflungskampfe wird Magnentius alles aufgeboten haben, was er an Kriegern noch besass; so hatten die Germanen, die Constantius selbst ins Land gerufen hatte, alle Rheinfestungen von ihren Verteidigern entblösst gefunden und sich ihrer leicht bemächtigt. Da sie selbst in ihrem wilden Freiheitsdrange es verschmähten, sich der bedrückenden Enge städtischer Siedelung zu unterwerfen, hatten sie Häuser und Mauern verwüstet, die Einwohner zu Sklaven gemacht und deren Äcker in Besitz genommen. Ihre neuen Ansiedlungen zogen sich am linken Ufer des Rheines in einem ununterbrochenen Streifen hin, dessen Breite an einzelnen Stellen bis auf fünfzig Kilometer stieg, und auf die Versprechungen des Kaisers gestützt, meinten sie hier ungehindert hausen zu dürfen. Freilich mochte es auch nach ihrer eigenen Meinung dessen Wünschen kaum entsprechen, dass sie, hierin auf die Sitten ihrer Väter zurückgreifend (I S. 182), ihrem bebauten Lande eine Wüstung von etwa hundertundfünfzig Kilometern Breite vorgelegt hatten, auf der die verheerten Städte unbewohnt, die Felder unbebaut bleiben sollten

und selbst das Auftreiben ihres Viehs den Galliern verboten war. Aber da sie sich als Herren des Landes fühlten, meinten sie auch dieses Gebiet behaupten zu können. Und wirklich schien Constantius nicht ganz abgeneigt, es ihnen zu überlassen; jedenfalls wollte er für die Wiedereroberung keine grossen Opfer bringen. Als Julian das Hoflager verliess, bestand die Verstärkung, die er dem gallischen Heere mitbrachte, in ganzen dreihundertundsechzig Mann, d. h. in seiner kleinen Leibgarde, meist unkriegerischen Christen, die, wie er später schrieb, nichts anderes konnten als beten. Auch als seine ersten Erfolge den Kaiser veranlassten, ihm eine grössere Macht zur Verfügung zu stellen, blieb er doch für deren Unterhalt auf seinen furchtbar ausgesogenen Reichsteil angewiesen; ja selbst die Beschaffung der Waffen für die Neuangeworbenen, mit denen er sein kleines Heer verstärkte, war ihm selbst überlassen.

Unklar und unentschlossen, wie Constantius war, wusste er wohl auch in seiner gallischen Politik kaum recht, was er wollte. Er hatte den Silvanus gegen die Barbaren geschickt; doch als diesem einige Erfolge zuteil geworden waren, hatte er sein Heer dazu vermögen können, ihn mit dem Purpur zu bekleiden. Dass die Germanen besiegt wurden, erschien daher dem Kaiser noch bedenklicher, als dass sie nicht besiegt wurden, und diesen zwiespältigen Gefühlen entsprechend, ordnete er ihre Bekämpfung zwar an, aber hinderte sie doch zugleich. Ein Caesar, der die höchste Gewalt in absehbarer Zeit ohnehin erwarten durfte, konnte an sich für minder gefährlich gelten, als ein privater Feldherr. Doch zwischen Julian und seinem Augustus standen die blutigen Schatten der ermordeten Verwandten; dieser musste die Rache des Sohnes und

Bruders fürchten, und jener war seines Lebens nicht sicher, wenn man ihn fürchtete. Dass mit seiner Erhebung zum Caesar der Argwohn des Constantius nicht erloschen war, hatte er schon in Mailand nur zu deutlich wahrgenommen und wusste aus vielen Erfahrungen, dass solch ein Argwohn tötlich sein konnte. So lag allerdings die Versuchung ihm sehr nahe, durch einen kühnen Aufstand, mochte er auch noch so grosse Gefahren mit sich bringen, sich der unheimlich schleichenden Gefahr zu entziehen, die ihn täglich bedrohte. Dies konnte dem Constantius nicht verborgen sein und erklärt es hinlänglich, dass er keine Lust hatte, seinen Caesar zum gefeierten Sieger werden zu lassen, und es lieber dulden wollte, dass die gallischen Lande noch recht lange und vielleicht für immer ein Tummelplatz der Barbaren blieben.

Wie er mit gewohnter Pedanterie genau vorgeschrieben hatte, welche Leckerbissen Julian für seine Tafel beanspruchen dürfe, so ordnete er auch sonst dessen ganzes Verhalten. Um den Krieg sollte er sich nicht kümmern — der blieb dem Magister Militum vorbehalten —, sondern ruhig in Vienne, wo ein Angriff der Barbaren nicht zu befürchten war, seinen Purpurmantel zur Schau stellen und nur darauf achten, dass kein siegreicher Feldherr nach einem ähnlichen Kleidungsstück Gelüsten trage. Die Bibliothek, so mochte man nach seinem früheren Verhalten meinen, die ihm Eusebia gnädig geschenkt hatte, werde für seine Beschäftigung vollauf genügen. Darin täuschte man sich freilich; denn seit er Caesar geworden war, hielt er es für seine Pflicht, die Waffen- und Marschübungen der Soldaten eifrig mitzumachen, so ungewohnt ihm diese Tätigkeit auch war. Doch in die kriegerischen Operationen durfte er nicht eingreifen,

ja wenn wirklich sein Magister Militum nach der Krone gestrebt hätte, wäre er nicht imstande gewesen, dies zu verhindern; denn ausser seiner kleinen Leibwache war kein einziger Truppenkörper ihm anvertraut. Nicht ohne Grund durfte es daher Constantius für bedenklich halten, einen tüchtigen und angesehenen Feldherrn in Gallien befehligen zu lassen. Ursicinus hatte schon früher für verdächtig gegolten und war es jetzt doppelt, seit er seine Gewalt über die Soldaten gegen Silvanus aufs neue bewährt hatte. Er wurde daher abberufen und an seine Stelle ein gewisser Marcellus entsandt, der durchaus unfähig, aber dem Caesar gegenüber umso eifersüchtiger auf seine Macht war.

So musste Julian nicht nur den Winter, sondern auch den ganzen Frühling 356 untätig bleiben, und nicht anders machte es sein Magister Militum. Doch schon die Tatsache, dass ein Vertreter der Kaisergewalt, von dem man Hilfe erwarten konnte, in ihrem Lande war, gab den Galliern neuen Mut. Sie begannen vereinzelten Plünderern und kleineren Streifscharen aufzulauern und taten so den Germanen vielen Schaden. Mit welcher Tücke und Grausamkeit dieser Guerillakrieg geführt wurde, zeigt ein Beispiel, das uns zufällig überliefert ist. Ein riesiger Germane namens Charietto hatte sich auf römischem Boden in Trier niedergelassen und begann, als seine Volksgenossen das umliegende Land verheerten, auf eigene Faust den Krieg gegen sie. Wenn sie, von erbeuteten Weinvorräten trunken, des Nachts in ihren Lagern schliefen, schlich er sich zu ihnen und schnitt so viel Köpfe ab, wie die Umstände erlaubten. Mit dieser nützlichen Tätigkeit hatte er schon begonnen, ehe Julian in Gallien erschien; jetzt aber wurde es ihm möglich,

eine Schar von Abenteurern und Verzweifelten um sich zu sammeln und mit ihnen seinen Kleinkrieg in grösserem Maassstabe fortzusetzen. Später nahm der Caesar die ganze Bande, da sie sich als sehr brauchbar erwiesen hatte, in seinen Dienst, und Charietto ist als römischer Offizier gefallen. Ähnliche Heldentaten, wie er sie verübte, scheinen auch sonst vorgekommen zu sein, namentlich aber gewannen die Städte, die jetzt auf schnelleren Entsatz hoffen konnten, grösseren Mut, den Angriffen der Barbaren zu widerstehen. Als eine Schar bei Nacht Augustodunum (Autun) überfiel, war zwar von den Soldaten des Marcellus keiner bei der Hand; aber die Veteranen, die hier angesiedelt waren, liefen zusammen und wehrten, den Namen des Caesar als Feldgeschrei rufend, die Eingedrungenen ab.

Die Stadt lag Vienne so nahe, dass es unpassend und auffällig gewesen wäre, wenn Julian sich um ihre siegreiche Verteidigung gar nicht gekümmert hätte. Es kam ihm zu, die tapferen Veteranen auch persönlich zu beloben und auszuzeichnen; ausserdem hatte ihr Beispiel gezeigt, wie anfeuernd die Nähe des Caesar wirkte, und es war wünschenswert, diesen Vorteil auch anderen Städten zu gute kommen zu lassen. Dies leuchtete auch dem Constantius ein; auf Julians Bitte gestattete er ihm daher zwar nicht, Krieg zu führen, aber doch Gallien zu durchziehen, damit durch den Anblick des kaiserlichen Purpurs auch die ferner liegenden Gemeinden zu grösserer Zuversicht und Kampfesfreude ermutigt würden. Der Kaiser selbst beabsichtigte gegen die Alemannen vom Oberrhein aus einen Feldzug zu unternehmen; es musste ihm daher angenehm sein, wenn ihre Aufmerksamkeit nach Gallien hin abgezogen wurde. So

machte sich denn Julian gegen Ende Juni 356 auf den Weg, um zuerst nach Augustodunum und dann weiter nördlich zu ziehen. Doch konnte die Reise keine friedliche sein, weil überall feindliche Streifscharen die Wege unsicher machten. Auf diese Weise durfte der Caesar seine ersten Kriegserfahrungen sammeln. Mit einer Begleitmannschaft von nicht mehr als 2—3000 Mann schlug er sich unter immer neue Scharmützeln nach Reims durch, wo der grösste Teil des gallischen Heeres unter dem Befehl des Marcellus, dem einstweilen auch noch Ursicinus zur Seite stand, zusammengezogen war. Von dort rückte es, von Julian mehr begleitet, als geführt, an den Rhein, um den Feldzug des Kaisers zu unterstützen. Doch die Anwesenheit eines Purpurträgers im Lager hatte die natürliche Folge, dass die Soldaten mehr auf ihn achteten, als auf den Feldherrn, den Constantius ihnen bestellt hatte, und der Caesar war nicht taktvoll genug, sich bescheiden zurückzuhalten. So kam der Oberbefehl denn doch in seine Hand, und er machte seine Sache gut. Nach einem siegreichen Gefecht am Oberrhein zog er stromabwärts und bewog die Franken, ihm das eroberte Köln im Herbst 356 wieder auszuliefern. Dann ging er nach Trier, verteilte das Heer in die Winterquartiere und bezog sie selbst, nur von einer kleinen Macht begleitet, in Sens. Da wurde die Stadt von einem feindlichen Heere angegriffen, und Julian musste sich belagern lassen, weil er zu schwach war, den Germanen im offenen Felde entgegenzutreten oder auch nur einen Ausfall zu wagen. Zwar stand Marcellus mit einer mehr als ausreichenden Truppenzahl in nächster Nähe; doch er hielt die Gelegenheit für günstig, um sich dafür zu rächen, dass er bei dem vorhergehenden

Feldzuge ganz bei Seite geschoben war. Er rührte sich nicht zum Entsatz, obgleich die Belagerung nicht weniger als dreissig Tage dauerte. So wurde Julian nur dadurch gerettet, dass die Kraft der Barbaren sich an der Stadtmauer brach und sie entmutigt abzogen.

Unterdessen hatte Constantius im Spätsommer 356 die Schweiz durchzogen und über den Rhein einen Einfall in das Gebiet der Alamannen gemacht. Gleichzeitig wurden diese nicht nur durch Julian im Elsass bedrängt, sondern auch von einer andern barbarischen Völkerschaft, mit der sie einen der üblichen Nachbarzwiste auszufechten hatten, im Rücken angegriffen. In dieser Not wagten sie nicht, sich dem Kaiser in offenem Kampfe zu stellen. Sie begnügten sich damit, die Wege durch Verhaue zu sperren und so seinen Vormarsch nach Möglichkeit aufzuhalten, und zogen sich in die Wildnisse des Schwarzwaldes zurück. Doch als der Spätherbst mit Schnee und Kälte eingetreten war, wurde ihnen der Aufenthalt in dem rauhen Waldgebirge gar zu beschwerlich. Sie baten um Frieden und fanden Gehör. Ohne jeden Verlust, wie der kampfscheue Kaiser es liebte, konnte er als Sieger in Mailand einziehen und war daher in sehr zufriedener Stimmung, was seinem Caesar zu Gute kam.

Denn im Winter fand sich Marcellus am Hoflager ein, um wegen der Übergriffe, die sich Julian in sein Kommando erlaubt hatte, Beschwerde zu führen. Doch dieser hatte seinen Oberkämmerer, den Eunuchen Eutherius, nach Mailand geschickt, der bei Constantius sehr beliebt war und die Verteidigung seines Herrn mit gutem Erfolge führte. Da dessen Kriegführung sein eigenes Unternehmen sehr wirksam unterstützt hatte, war der Kaiser geneigt sie zu billigen; denn zu

glänzenden Taten, welche die seinen hätten in den Schatten stellen können, hatte sie nicht geführt, sondern sich in den Grenzen jener brauchbaren Mittelmässigkeit gehalten, die er an seinen Untergebenen am meisten schätzte. Auch hatte sich Marcellus, indem er Sens nicht entsetzte, selbst in schweres Unrecht gesetzt und zugleich den schlagenden Beweis seiner Untüchtigkeit geführt. Wenn also Julian ihn aus dem Kommando verdrängt und damit nicht nur dem Reiche genützt, sondern, was viel schwerer wog, auch den Erfolg des kaiserlichen Feldzuges gesichert hatte, so war dies nur zu loben. Ausserdem brachte Eutherius zu seiner Unterstützung ein neues Prunkstück der Rhetorik mit, eine Lobrede auf die Kaiserin, in der Julian seiner Dankbarkeit für ihr Wohlwollen Ausdruck gab und sich damit von neuem ihre mächtige Fürsprache erwarb. Er empfing daher jetzt durch den Willen seines Herrn den Oberbefehl in Gallien, den er sich vorher angemaasst hatte; Marcellus bekam seinen Abschied und wurde durch Severus ersetzt, einen tüchtigen Krieger, der auch bereit war, sich willig unterzuordnen. Auch eine Verstärkung um 25000 Mann wurde dem gallischen Heere bewilligt; aber indem er dies Kommando so stark vergrösserte, hielt das Misstrauen des Kaisers es doch für angezeigt, es durch Teilung zu schwächen. Jene neuen Truppen wurden daher dem Barbatio übergeben, der nicht dem Befehl des Caesar, sondern unmittelbar dem Augustus unterstellt sein sollte. Er war früher Comes Domesticorum bei Gallus gewesen, hatte sich aber mit ihm verfeindet und dann zu seinem Untergange mitgewirkt; man konnte daher erwarten, dass er dem Bruder seines Opfers nicht eben günstig gesinnt sein werde. Um so besser geeignet erschien er Constantius, um Julian zu be-

obachten und, wenn es nottat, ihm die Flügel zu beschneiden.

So unbequem dem Caesar dieser Kampfgenosse war, konnte er sich doch seiner Erfolge freuen. Er durfte die kriegerische Tätigkeit, die seiner Ruhmsucht neue, glänzende Ziele bot und ihm nach den ersten glücklichen Versuchen lieb geworden war, jetzt mit Erlaubnis seines Oberherrn fortsetzen, und damit war auch ein grosser Teil der Zivilverwaltung in seine Hand gelegt, schon weil in dieser bedrängten Zeit ihr wichtigster Zweck die Verpflegung der Truppen sein musste. Um sie dem verwüsteten und ausgesogenen Lande zu erleichtern, hatte er sich selbst die ängstlichste Sparsamkeit auferlegt und verteilte zu den Winterquartieren, so grosse Gefahren dies auch mit sich brachte, sein Heer in ganz kleinen Abteilungen über die Städte Galliens, damit keine davon durch zu starke Einquartierung bedrückt werde. Als es sich dann 357 beim Beginn der guten Jahreszeit in Reims, das auch diesmal zum Sammelpunkte bestimmt war, vereinigt hatte, sollte es unter Führung des Caesar gegen Südosten vorrücken, während zugleich Barbatio ihm von Basel aus entgegenkam. So hoffte man die schweifenden Barbarenhorden von beiden Seiten her zusammenzutreiben und endlich zwischen den römischen Heeren zu erdrücken. Barbatio aber hielt es für seine Hauptaufgabe, seine Selbständigkeit den Caesar fühlen zu lassen, und liess daher jeden Befehl, den er von diesem erhielt, geflissentlich unbeachtet. Als eine Raubschar Lyon überfiel und die Umgebung der Stadt ausplünderte, liess Julian die drei Strassen, auf denen jene ihren Rückzug antreten musste, durch Reiterei besetzen, und wirklich gelang es auf zweien derselben, die Feinde niederzumachen und ihnen die Beute ab-

zunehmen. Die dritte aber lag schon innerhalb des Gebietes, auf dem Barbatio das Kommando in Anspruch nahm, und dieser befahl der Truppe, die der Caesar abgeschickt hatte, aus seinem Machtbereich zu weichen, sodass hier die Plünderer ungeschädigt durchkamen. Später entschuldigte er sich bei Constantius durch die Behauptung, die Offiziere Julians hätten ihm seine Soldaten abspenstig machen wollen, und wirklich wurden jene, darunter der spätere Kaiser Valentinian, auf diese Anklage hin mit Entlassung bestraft.

Bei diesem Verhältnis der Feldherren konnte der Plan jenes kombinierten Vorgehens, schon weil er auf ihrem Zusammenwirken beruhte, nicht zur Ausführung kommen. Statt vorher Gallien von Feinden zu säubern, wie Julian beabsichtigt hatte, rüstete Barbatio einen Brückenbau; denn wenn er den Rhein überschritt und auf dessen rechtem Ufer kämpfte, war er von dem Caesar völlig getrennt und konnte Lorbeern erringen, an denen dieser keinen Anteil hatte. Aber durch den Anprall schwerer Balken, welche die Germanen den Strom hinabschwimmen liessen, wurde die Brücke zerstört, und der Übergang musste unterbleiben. Unterdessen rückte Julian vor, überwand die Verhaue, die seinen Marsch hindern sollten, und gelangte an den Oberrhein. Auf dessen Inseln hatten die Barbaren, die vor ihm hatten zurückweichen müssen, Schutz gesucht. Um sie hier anzugreifen, forderte er von Barbatio die Bote, die diesem von seiner Schiffsbrücke übriggeblieben waren. Doch der trotzige Feldherr, der dem Jüngling keine neuen Erfolge gönnte, zog es vor, sie anzuzünden. Zum Glück für Julian war durch die grosse Trockenheit des Sommers der Wasserstand so niedrig, dass man eine jener Inseln auch watend erreichen konnte. Hier wurden die Flüchtlinge nieder-

gemacht, ihre Fahrzeuge erbeutet und mit ihnen auch die andern Inseln gewonnen. Was aus dem Blutbade, bei dem Männer, Weiber und Kinder schonungslos hingeschlachtet wurden, sein Leben retten konnte, floh auf das rechte Rheinufer, und damit war das linke von Feinden gereinigt. Jetzt konnte man an die Wiederherstellung der Kastelle gehen, welche früher die Grenze gedeckt hatten, und begann mit Tres Tabernae (Zabern), weil seine Befestigungen die Strasse sperrten, die über die Vogesen ins innere Gallien führte. Zugleich erntete man das Korn ab, das die hier eingedrungenen Germanen gesät und bei ihrer Flucht im Stiche gelassen hatten, um zunächst das Kastell und dann das Marschheer zu verproviantieren. Man hatte es dringend nötig, weil Barbatio die Getreidesendungen, die aus Gallien angelangt waren, für sich mit Beschlag belegt und, was er davon nicht brauchen konnte, verbrannt hatte. Und während er so den Caesar nach Kräften schädigte, trug er selbst eine üble Schlappe davon. Denn ein Germanenhaufe überfiel plötzlich einen Teil seines Heeres, trieb ihn in ordnungslose Flucht und zog mit reicher Beute ab. Gründlich verärgert, brach der treffliche Feldherr, noch ehe der Herbst herangekommen war, alle Operationen ab, verteilte sein Heer in die Winterquartiere und begab sich selbst an das Hoflager, um dort seinen Misserfolg zu verteidigen und alle Schuld auf Julian zu schieben.

Die Niederlage des Barbatio hatte den Alamannen neuen Mut gegeben; auch hatten sie durch einen Überläufer erfahren, dass die 25000 Mann, die jener an den Rhein geführt hatte, schon in weit auseinanderliegende Garnisonen zerstreut wurden und nur das sehr viel kleinere Heer des Caesar — es zählte nicht

mehr als 13000 Mann — noch zusammengeblieben war. So entschlossen sie sich, ein grosses Aufgebot zu versammeln, zu dem fast alle ihre Könige und Fürsten Zuzug leisteten. Die Seele des ganzen Unternehmens war Chnodomar; auf die Einladung des Constantius war er in Gallien eingefallen, hatte den Caesar Decentius in einer Schlacht besiegt und so auf dem linken Rheinufer für sein Volk neue Sitze gewonnen. Jetzt aber war er durch Julian wieder auf das rechte zurückgetrieben und strebte danach, sein früheres Gebiet wiederzuerobern. Die Briefe, durch die Constantius den Alamannen die Landstriche, die sie dem Magnentius wegnehmen würden, als ihr Eigentum zugesichert hatte, waren noch in seinem Besitz. Er überschickte sie durch eine Gesandtschaft dem Caesar und liess ihn auffordern, die Versprechungen seines Augustus zu erfüllen oder sich zum Kampfe gegen eine erdrückende Übermacht zu bereiten. Julian, der noch mit der Befestigung Zaberns und dem Einbringen der Ernte beschäftigt war, liess, um Zeit zu gewinnen, die Botschaft unbeantwortet und hielt ihre Überbringer fest. Unterdessen sammelten die Alamannen nördlich von der Mündung der Ill ihre Scharen auf dem rechten Rheinufer und begannen auf das linke überzusetzen. Als sie in drei Tagen und Nächten etwa 35000 Mann gelandet hatten, beschloss Julian, die weitere Verstärkung des Feindes durch schnellen Angriff zu verhindern. In der ersten Morgenfrühe brach er von Zabern auf und rückte nach Osten vor, bis er von den Höhen jenseits Brumath die Stellungen der Alamannen überschauen konnte. Hier machte er Halt und forderte die Soldaten auf, da sie einen Marsch von über dreissig Kilometern hinter sich hätten, ein Lager zu schlagen und sich bis zum andern Morgen

zu erholen, damit sie dann den Feind mit frischen Kräften angreifen könnten. Doch aus den Reihen seiner Krieger scholl ihm der kampfesfreudige Ruf entgegen, dass sie gleich zur Schlacht geführt werden wollten, und als auch die hohen Beamten, die Constantius ihm beigegeben hatte, dem zustimmten, gab er nach. Wahrscheinlich war es ihm mit seinem Zaudern gar nicht ernst gewesen; aber da er im Begriffe war, ein Unternehmen zu wagen, das höchst gefahrvoll und daher gar nicht im Sinne seines vorsichtigen Augustus war, wollte er die Verantwortung auf den Zwang seines Heeres und seiner Umgebung abwälzen. So zog man denn um die Mittagsstunde in die Ebene hinab, wo die Germanen ihre Heerkeile schon formierten.

Julian stellte seine Schlachtordnung so auf, dass sein linker Flügel unter Severus auf einer Anhöhe stand und so von oben her gegen die Feinde vorstürmen konnte, was ihm einen grossen Vorteil gewährte. Er selbst befehligte den schwerer gefährdeten rechten Flügel, der sich in der Ebene ausbreitete; hier hatte er, um seine Flanke zu decken, die ganze Reiterei angesammelt. Auch Chnodomar war es nicht entgangen, dass ihm die grösste Gefahr von der Seite des Severus drohe. Etwas abseits von dessen Angriffslinie hatte er daher im Schilf einiger Gräben eine tapfere Schar verborgen, die den Römern während des Kampfes in Flanke und Rücken fallen sollte. Doch von seinem erhöhten Standpunkt aus das Feld überschauend, bemerkte Severus den Hinterhalt und liess, während er zum Angriff schritt, die dort Versteckten niederhauen. Schon das Misslingen ihres Planes musste die Scharen der Feinde entmutigen, und der mächtige Ansturm von oben herab tat das

Übrige, um sie bald zurückzudrängen. Minder günstig hatte sich auf dem rechten Flügel der Römer, dem Chnodomar gegenüberstand, der Kampf angelassen. Ihre Reiterei war durch den überlegenen Andrang der Feinde in die Flucht getrieben; aber das Fussvolk, das hinter ihr in Reserve stand, hielt das weitere Vordringen der Alamannen auf. Und dem persönlichen Eingreifen Julians gelang es, auch die Reiter wieder zum Stehen zu bringen, so dass seine Flanke nicht ganz entblösst wurde. Auf diese Weise konnte er auch hier den Kampf so lange nähren, bis die Unordnung, die unterdessen auf dem andern Flügel der Germanen eingerissen war, sich auch dem siegreichen Teil ihrer Schlachtordnung mitteilte, und eine panische Angst, wie sie in wilden Völkern so leicht entsteht, alles zu wilder Flucht fortriss. Und wenige Kilometer hinter den Besiegten floss der Rhein, in den sie von den nachsetzenden Römern hineingetrieben wurden. Was sich nicht durch Schwimmen an das jenseitige Ufer retten konnte, wurde vernichtet und weit den Strom hinab verkündeten treibende Waffen und Leichname den Sieg des Caesar. Er hatte ihn nicht mehr als 240 Mann gekostet, während man auf dem Schlachtfelde 6000 gefallene Feinde zählte und eine vielleicht noch grössere Zahl im Rhein versunken war.

Die Schlacht bei Strassburg — denn so nannten sie schon die Zeitgenossen, weil sie auf dem Gebiete dieser Stadt ausgefochten wurde, obgleich die Mauern derselben etwa 15 Kilometer weiter südlich lagen — war kein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung. Ein Verlust von 10000 Mann oder etwas mehr konnte germanische Stämme nicht dauernd schwächen, weil er sich durch ihre schnelle Vermehrung schon in

wenigen Jahren ersetzte. So haben denn auch die Alamannen, als Julian kaum tot war, ihre Angriffe erneuert, sind dabei wieder und wieder geschlagen worden und doch immer gleich furchtbar geblieben. Aber so wenig dieser Sieg für die künftigen Schicksale des Reiches in Betracht kam, für das Verhältnis des Augustus zu seinem Caesar war er entscheidend.

Gleich auf dem Schlachtfelde hatten die Soldaten im Freudentaumel des hart erkämpften Sieges ihren Führer zum Augustus ausgerufen. Er hatte diesen Titel zurückgewiesen und ihnen einen scharfen Verweis erteilt. Den König Chnodomar, den man auf der Flucht gefangen hatte, übersandte er als vornehmste Trophäe dem Kaiser und schickte einen sehr bescheidenen Brief mit, in dem er über seine Erfolge berichtete. Umso mehr erwartete er, dass Constantius seine Taten anerkennen und ihren Ruhm verbreiten werde; darin aber wurde er bitter enttäuscht. Ein so glänzender Sieg war dem Augustus wohl im Bürgerkriege, aber nie in seinen Kämpfen gegen die Barbaren zu teil geworden, und diese galten mit Recht für viel rühmlicher. Vor kurzem hatte er seinen sieglosen Triumph in Rom gefeiert (S. 157) und war dann an die Donau gezogen, um hier die Barbaren, die seine Grenzlande geplündert hatten, nicht mit starker Hand zu bestrafen, sondern Friedensversprechungen von ihnen anzunehmen. Er musste also fürchten, dass sein Caesar ihn in den Schatten stelle, und bei seiner Sinnesart konnte er dies nicht dulden. Zwar fand er den Trost, der ihm ja sehr nahe lag, dass auch die gallischen Erfolge eine Belohnung Gottes für seine Frömmigkeit seien, dass er selbst also ein viel grösseres Verdienst daran habe, als sein Werkzeug, und seine Schmeichler bestärkten ihn eifrig in dieser

Meinung. Sie spotteten darüber, dass der kleine Büchermensch mit dem philosophischen Bocksbart plötzlich als Kriegsheld auftrete, und belegten ihn höhnisch mit dem Spitznamen „Siegerlein“. So scheute sich denn auch der Kaiser nicht, in den Edikten, durch die er den Untertanen den Sieg verkündigte, es so darzustellen, als wenn er persönlich ihn erfochten habe, und den Namen Julians ganz zu verschweigen. Wie Diocletian nach Möglichkeit Sorge trug, dass die Waffentaten seiner privaten Feldherrn nicht bekannt würden, damit ihr Ruhm sie nicht zur Usurpation verführe (I S. 20), so machte es Constantius auch mit seinem Caesar. Doch die Untertanen liessen sich nicht täuschen; sie priesen die Siege des Julian, obgleich der Kaiser sie totzuschweigen suchte. Und es stand fest, dass das Heer jenen schon zum Augustus hatte machen wollen und jedenfalls auch ein zweites Mal dazu bereit sein werde; hatte er auch diesmal den Titel nicht angenommen, so besass er doch die Macht, sich seinem Oberherrn gleichberechtigt gegenüberzustellen und dann vielleicht auch Rechenschaft über den Tod von Vater und Bruder zu fordern. Wenn er wollte, konnte er also gefährlich werden, und dies genügte, um den finsteren Argwohn des Constantius gegen ihn wachzurufen.

Julian seinerseits war in dem gekränkt, was ihm das teuerste war, in seinem Ruhme. Dass in den Edikten des Kaisers seine Verdienste gar nicht erwähnt waren, musste seine Eitelkeit aufs tiefste verletzen. So sorgte er denn selbst dafür, dass die Nachwelt von seinen Taten erfahre, indem er in den Winterquartieren ein Schriftchen abfasste, das seinen Alamannensieg erzählte. Da legte er nach dem Vor-

bilde des Thukydides sich eine Prachtrede in den Mund, die er vor dem Kampfe den Soldaten angeblich gehalten hatte; da liess er sich gleich dem homerischen Agamemnon an der Schlachtreihe entlangschreiten und jeden Heeresteil durch eine kleine Ansprache zur Tapferkeit entzünden; da schilderte er in tönenden Worten das Zusammenklirren der Waffen, das Stöhnen der Verwundeten und das Jubelgeschrei der Sieger, kurz er häufte alle Floskeln der Rhetorik, um ein Prunkwerk zustande zu bringen, das noch fernen Jahrhunderten von seinem Ruhm erzählen sollte. Der Nachwelt hat es nicht so gut gefallen, wie ohne Zweifel dem Verfasser selbst; denn sie hat es zu Grunde gehn lassen. Am Hofe aber fand man Gelegenheit, über „den griechischen Literaten“, „den wortreichen Maulwurf“, „den purpurgeschmückten Affen“ zu spotten, und Constantius konnte sich nicht verheimlichen, dass sein junger Genosse höchst ehrgeizig war und dass er ihn durch das Verschweigen seines Ruhmes schwer beleidigt hatte. So bereitete sich der Bruch zwischen ihnen langsam vor; denn ihn schnell herbeizuführen, war der Augustus zu unentschlossen und zu feige, der Caesar durch seine früheren Schicksale noch zu eingeschüchtert und auch militärisch zu schwach. Und was bei diesem noch schwerer wog, er war zu ehrlich und gewissenhaft, um den Eid, den er dem Kaiser, wenn auch in christlichen Formen, geleistet hatte, ohne zwingende Not zu brechen. Zudem brauchte er ja nur einige Jahre zu warten, um, wenn er dem Verdachte des Constantius entging, ganz von selbst zur höchsten Macht zu gelangen; denn da dieser kinderlos und er sein einziger männlicher Verwandter war, war ihm die Erbschaft so gut wie sicher.

Nach ihrem glänzenden Siege verlangten seine Truppen, dass er sie, dem Beispiel des Barbatio folgend, in die Winterquartiere verteile, obgleich das Korn noch auf dem Felde stand. Doch er hielt die Ehre des römischen Namens erst für hergestellt, wenn er den Besuch, den ihm die Alamannen auf seinem linken Rheinufer gemacht hatten, auf ihrem rechten erwiderte. Bei Mainz überschritt er den Strom und verheerte das feindliche Land, bis die germanischen Könige um Frieden baten. Er gewährte ihnen nur einen Waffenstillstand auf zehn Monate, und das unter der Bedingung, dass sie während der Dauer desselben eine Besatzung, die er auf ihrem Gebiete zurückliess, mit Nahrung versorgten. Sie wurde in ein Kastell hineingelegt, das einst Trajan am Einfluss der Nidda in den Main erbaut hatte und das der Caesar jetzt aus seinen Trümmern neu erstehen liess. Er durfte es als hohen Ruhm preisen, dass er die Grenze der römischen Macht über den Rhein, hinter den sie schon seit mehr als einem Jahrhundert zurückgedrängt war, wieder vorgeschoben habe; doch hatte er damit nicht mehr gewonnen als eine Befriedigung seiner Eitelkeit. Denn dass man diesen Punkt nicht auf die Dauer werde halten können, verstand sich von selbst. Und während das Heer bis in den Winter hinein von Gallien durch den Strom getrennt war, benutzte eine Schar von 600 Franken die Gelegenheit, um in das Land, das jedes militärischen Schutzes entbehrte, einen Plünderungszug zu unternehmen. Julian gelang es, sie auf dem Rückzuge zu ereilen; doch sie suchten Schutz in zwei verlassenen Kastellen der Römer und mussten hier dreiundfünfzig Tage lang belagert werden, ehe sie sich erst tief im Januar 358 ergaben. Sie wurden, wie Chnodomar, dem Kaiser

zugesandt und von ihm wahrscheinlich in sein Heer aufgenommen. Durch diese und andere Gefangene, später wohl auch durch Werbungen unter den Germanen, konnte Julian nicht weniger als sieben Auxilien zu Fuss und zwei zu Rosse seinem Augustus nach und nach zuführen, das sind etwa 5000 Mann. Dass aber Constantius so durch seinen Caesar verstärkt wurde, genügte nicht, um sein Misstrauen zu verscheuchen; konnte doch Julian, eben weil er über so treffliche Werbebezirke verfügte, nur um so gefährlicher scheinen.

In Paris, wo er jetzt seine ständige Residenz aufschlug, hatte Julian erst im Januar 358 die Winterquartiere bezogen; doch wurde die kurze Zeit der Ruhe nur zur Vorbereitung neuer schwerer Arbeit benutzt. Nachdem das römische Gebiet von Feinden gesäubert war, musste die nächste Aufgabe sein, es dadurch gegen künftige Angriffe zu waffnen, dass man seine Festungen, vor allen diejenigen, welche die Rheingrenze schützten, wieder verteidigungsfähig machte. Gründlich zerstört waren ihre Mauern wohl nur zum kleinsten Teil, weil die Germanen diese nicht ganz leichte Mühe gescheut hatten; die kurze Zeit, die Julian den gallischen Reichsteil verwaltete, reichte daher aus, um sie fast alle wieder herzustellen. Aber damit war noch wenig erreicht: damit sie ihrem Zweck genügten, brauchten sie erstens nicht nur Besatzungen, sondern auch Einwohner, und zweitens musste ihre dauernde und regelmässige Verproviantierung sicher gestellt werden. Jenem Bedürfnis liess sich teilweise dadurch abhelfen, dass man die früheren Bewohner, die sich als Bettler und heimatlose Flüchtlinge über das innere Gallien zerstreut hatten, zur Rückkehr veranlasste; aber Tausende

waren auch als Gefangene von den Germanen fortgeführt und mussten der Sklaverei erst entrissen werden. Die Lebensmittel aber, welche die Besatzungen erhalten sollten, liessen sich aus dem arg verwüsteten Gallien nur schwer beschaffen und das um so schwerer, als, wie wir oben gesehn haben (S. 249), eine breite Zone Ödland seine inneren Teile von den Grenzlanden trennte. Man war auf die Ernten Britanniens angewiesen, das zwar mitunter durch Wikingerfahrten der Sachsen bedrängt wurde, aber doch von den Barbaren noch wenig gelitten hatte und ausserdem zuerst über See und dann den Rhein hinauf den bequemsten Transportweg darbot. Doch im Mündungsgebiet des Stromes sassen die Chamaven und die salischen Franken und wehrten den Schiffen die Durchfahrt. Der Praefect Florentius hatte dem Caesar vorgeschlagen, sie mit 2000 Pfund Silber jährlich, das entspricht nach dem damaligen Goldwert etwa 127 000 Mark, zu erkaufen, und auf Anfrage hatte Constantius entschieden, man möge sie zahlen, wenn man einen solchen Tribut nicht gar zu schimpflich finde. Doch diese unbestimmte Antwort traf Julian in seinem starken Ehrgefühl und machte seinen Entschluss unerschütterlich, nicht mit Geld, sondern mit den Waffen die freie Fahrt für seine Kornflotten zu gewinnen.

Während er auf dem Rhein zu den 200 vorhandenen Fahrzeugen noch 400 neue bauen liess, die teils das Getreide befördern, teils es als Kriegsschiffe verteidigen sollten, drang er im Sommer 358 mit überraschender Schnelligkeit in die Gebiete der Franken und Chamaven ein und zwang sie zur Unterwerfung. Als dann der Waffenstillstand mit den Alamannen abgelaufen war, ging er wieder über den Rhein und ver-

anlasste zwei von ihren Königen durch die Verwüstung ihrer Dörfer zu Verträgen, in denen sie sich verpflichteten, teils für die Herstellung der Rheinfestungen Baumaterial zu liefern, teils deren Besatzungen durch Korntribute zu unterhalten. Vor allem aber erwirkte er die Freilassung der gefangenen Gallier. Im nächsten Jahre (359) wandte er sich gegen die südlichen Stämme der Alamannen, deren Gebiet er noch nicht heimgesucht hatte, erzwang den Rheinübergang, den sie ihm zu wehren versuchten, und brachte auch sie zur Unterwerfung. Wieder mussten sie ihre Gefangenen ausliefern, so dass im Ganzen 20000 Gallier, die den Germanen als Sklaven hatten dienen müssen, in ihre Heimat zurückgeführt wurden. Damit war die Sünde, die Constantius durch das Aufhetzen der Barbaren gegen sein Reich begangen hatte, einigermaassen gutgemacht und der Zustand wiederhergestellt, der vor der Usurpation des Magnentius in Gallien geherrscht hatte. Freilich liessen sich die zahllosen Opfer, welche die Einfälle der Germanen hingerafft hatten, nicht von den Toten auferwecken und die verwüsteten Länder nicht gleich in Felder und Wiesen umwandeln; doch konnte man hoffen, dass bei milder und umsichtiger Verwaltung sich die schwergeprüften Provinzen allmählich wieder erholen würden.

Diesem Ziele hatte der Caesar von Anfang an mit klarem Verständnis und festem Willen zugestrebt. Als im Jahre 358 die Kornlieferungen der Untertanen für die Bedürfnisse des Heeres nicht auszureichen schienen, hatte der Praefect Florentius mit der Rücksichtslosigkeit, die den römischen Beamten eigen war, alsbald einen Steuerzuschlag ausschreiben wollen. Doch Julian hatte sich dem widersetzt und erklärt, dass Gallien kaum im Stande sei, die regelmässigen Lasten

zu tragen und bei einer ausserordentlichen Erhöhung derselben ganz verarmen müsse. Florentius hatte an den Kaiser appelliert und dieser es sehr ungehörig gefunden, dass sein Caesar den von ihm ernannten Beamten nicht unbedingtes Vertrauen schenke. Doch dieser hatte, wenn auch in den ehrerbietigsten Formen, auf seinem Willen bestanden und es sogar durchgesetzt, dass die nördlichste Provinz, die von den Einfällen der Barbaren am schwersten heimgesucht war, der Verwaltung des Praefecten ganz entzogen wurde, damit sie vor den Erpressungen, welche dessen Unterbeamte herkömmlicher Weise auszuüben pflegten, bewahrt bleibe. Da er auch einen von dessen Freunden, der wegen Erpressung angeklagt war, zu verurteilen wagte, hatte er sich den Florentius zum Feinde gemacht und bewirkt, dass auch dieser sich den zahlreichen Verleumdern anschloss, die am Hofe dem gefährlichen Caesar entgegenwirkten. Doch indem er von den besiegten Feinden Korntribute erhob und sich zugleich die äusserste Sparsamkeit auflegte, hatte er es erreichen können, dass im Laufe seiner fünfjährigen Verwaltung Galliens die Steuern nicht nur nicht erhöht, sondern auf weniger als ein Drittel ihres früheren Betrages herabgesetzt wurden. Freilich kam der Soldat dabei zu kurz; zwar wurde ihm die übliche Naturalverpflegung, wenn auch mit kleinen Unterbrechungen, nicht vorenthalten, aber Geld bekam er sogut wie gar nicht zu sehen. Denn Constantius gab nichts her, und wenn sich darüber Unzufriedenheit in den Truppen regte, so war ihm dies nur willkommen. Julian sollte nicht in der Lage sein, sie auch durch reiche Donative an sich zu fesseln, ja selbst als er einem Soldaten ein kleines Trinkgeld gab, wurde dies bei Hofe denunziert. Doch sollte

sich der vorsichtige Kaiser auch mit dieser böswilligen Sparsamkeit verrechnen. Denn das Heer war begeistert für seinen siegreichen Caesar, der alle Mühen und Gefahren mit ihm teilte, schlechter ass und mehr wachte, als irgend ein Gemeiner, und allen berechtigten Klagen gern sein Ohr lieh. Da es aber an ihm hing, war es gern bereit, auch die Schuld seiner Knauserei nicht ihm, sondern seinem missgünstigen Augustus zuzurechnen. Um so mehr musste es wünschen, dass er selbst zur höchsten Macht erhoben werde und dann auch über den Schatz des Reiches zu Gunsten seiner treuen Mitkämpfer verfügen könne.

Julian war über die Stimmung bei Hofe wohl kaum genau unterrichtet, kannte den Kaiser aber genügend, um etwas von dessen Gefühlen zu ahnen. Noch einmal suchte er ihn durch die Künste der Rhetorik zu gewinnen, denen er ja eine grosse Macht zutraute. Er schrieb, wahrscheinlich in den Winterquartieren 358 59, eine Lobrede auf ihn, in der er sein Herz mit einem Freimut ausschüttete, wie er in dieser Literatur sonst unerhört ist. Er erklärte zwar noch nicht offen sein Heidentum, bekannte sich aber freudig zu seinem Platon, und mehrmals widerfuhr es ihm sogar, dass er statt von dem einheitlichen Gotte der Christen von den Göttern redete. Aber auch wenn dies nicht gewesen wäre, hätte er mit diesem Panegyrikus gewiss nicht den Geschmack des Kaisers getroffen. Von dessen Siegen wurden am ausführlichsten die Verteidigung von Nisibis und die Schlacht bei Mursa gepriesen, zwei Heldentaten, bei denen Constantius sich sehr weit hinter der Front gehalten hatte; zudem war ihr Ruhm doch schon sehr altbacken. Von seinen jüngsten Kriegserfolgen dagegen, die ihm naturgemäss mehr am Herzen lagen, den Feldzügen am

Oberrhein und an der Donau, wurde mit keinem Wort geredet. Zwar waren sie unblutig verlaufen, hatten aber doch zu ehrenvollen Friedensschlüssen geführt, an denen der tatenscheue Kaiser seine bescheidene Freude hatte. Dass sie gar nicht erwähnt wurden, sah ganz so aus, als wenn der Caesar die neuesten Leistungen des Augustus seinen eigenen gegenüber nicht der Rede wert fand. Es wurde ein Bild des Herrschers, wie er sein sollte, entworfen, das zwar für die Gesinnungen des jungen Idealisten ein schönes Zeugnis ablegte, aber dem Constantius zugleich einen Fürstenspiegel vorhielt, in dem er sein eigenes Gesicht in nichts weniger als schmeichelhafter Beleuchtung sah. Denn die Tugenden, die hier aufgezählt waren, besass er nicht; auch wurden ihm die meisten garnicht zugeschrieben, so dass dieser ganze Abschnitt nicht wie Lob, sondern wie Ermahnung klang. Vor allem aber war gleich im Eingange ein Langes und Breites von dem Streite des Agamemnon und Achill und seinen bösen Folgen erzählt. Von seinem Oberherrn beleidigt, hatte der Held bei seiner Leier im Dienste der Musen Trost gesucht, wie Julian bei seinem rhetorischen Kunstwerk. Man brauchte kaum zwischen den Zeilen zu lesen, um zu erkennen, dass Constantius gewarnt werden sollte, seinen siegreichen Achill weiter zu kränken. Die Rede war mit grosser Liebe ausgearbeitet, aber durch weitläufige philosophische und moralische Abschweifungen, die weniger dem Zwecke des Panegyrikus, als dem jugendlichen Mitteilungsbedürfnis des Verfassers dienten, zu unerträglicher Länge gedehnt; und so gut sie gemeint war, an Taktlosigkeit suchte sie ihresgleichen. Man kann sich lebhaft vorstellen, dass Constantius, als man sie ihm vorlas, trotz der hergebrachten Lobpreisungen in grimmigen Zorn geriet

und jetzt ernstlich daran dachte, wie er den unverschämten Mahner, dessen Macht immer bedrohlicher anwuchs, ohne zu grosse Gefahr loswerden könne.

Jenes Machwerk, das eine Lobrede sein wollte und doch viel weniger von den Verdiensten, als von den Pflichten des Kaisers sprach, musste ihn um so bitterer kränken, als er kurz vorher von seinen Soldaten mit dem Siegestitel Sarmaticus begrüsst worden war und in Sirmium einen wohlverdienten Triumph gefeiert hatte. Zwar einer so glänzenden Tat, wie die Schlacht bei Strassburg, durfte er sich nicht rühmen; doch hinter dem, was der Caesar in diesem Jahre geleistet hatte, standen seine Erfolge kaum zurück. Wie jener den Rhein, so hatte er die Donau überschritten; auch er hatte römische Gefangene befreit, das Land der Feinde verwüstet, furchtbare Metzeleien unter ihnen angerichtet und sogar den Sarmaten einen König gegeben. Und dass dies alles ohne jeden Verlust auf seiner Seite, freilich auch ohne ernsten Kampf, erreicht worden war, konnte seine Siegesfreude nur steigern. Ohne Zweifel wurden diese Taten durch Panegyriken verherrlicht, die in ganz anderem Tone sprachen, als die kecke Rede Julians. Zugleich durfte er sich der Versöhnung mit Papst Liberius freuen (S. 159), und es schien sogar, als wenn ein dauernder Friede mit den Persern erreichbar sei (S. 275).

Auch das nächste Jahr (359) brachte ihm manches, was er als froh und rühmlich betrachten mochte. Wieder zog er an die Donau, und wieder konnte er eine ganze Völkerschaft hinschlachten, ohne auch diesmal irgend nennenswerte Verluste zu erleiden. Durch die Concilien von Ariminum und Seleucia wurde scheinbar die Glaubenseinheit des ganzen Reiches gesichert (S. 165) und gleichzeitig die letzten Schritte ge-

tan, um Constantinopel, für das der Kaiser von jeher grosse Vorliebe hegte, dem alten Rom völlig gleichzustellen.

Nach dem schlimmsten jener Aufstände, die Bischof Paulus entfacht hatte, war die Stadt dadurch gestraft worden, dass von den jährlichen Kornspenden, die ihr durch Constantin zugewiesen waren, die Hälfte ihr geraubt wurde (S. 73), und damit ihre Entwickelung zur zweiten Reichshauptstadt, die kurz vorher so hoffnungsvoll begonnen hatte, zeitweilig zum Stehen gekommen. Doch als fünfzehn Jahre später Constantius seinen Einzug in Rom hielt, hatte ihr Senat den Philosophen Themistius als Festredner dorthin entsandt, und dieser hatte erwirkt, dass jene Strafe zurückgenommen wurde. Im Winter 358/59 ernannte ihn dann der Kaiser zum Proconsul von Constantinopel und gab ihm den Auftrag, den dortigen Senat völlig zum Range des römischen zu erheben. So begann von neuem ein unheilvolles Werben im ganzen Reiche, vor allem aber im griechischen Teil desselben, um die reichsten und angesehensten Familien ihrer Heimat zu entziehen und in die neue Stadt herüberzulocken. Und wirklich gelang es Themistius, ihren Senat von 300 Mitgliedern auf 2000 zu vermehren. Schon seit seiner Neugründung war Constantinopel darin Rom gleichgestellt, dass es nicht dem Statthalter der Provinz untergeben war und von jährlich wechselnden Municipalbeamten verwaltet wurde, sondern dass ein hoher, vom Kaiser ernannter Magistrat an seiner Spitze stand; jetzt aber erhielt er auch den gleichen Rang und Titel, wie in Rom. Nachdem vorher nur Proconsuln dort regiert hatten, trat am 11. Dezember 359 der erste Praefectus Urbi sein Amt an. Diesem feierlichen Akt wohnte der Kaiser persönlich bei; denn

nachdem er sich seit dem Kriege gegen Magnentius im lateinischen Reichsteil aufgehalten hatte, war er im Sommer dieses Jahres wieder von der Donau her in Constantinopel eingetroffen. Doch was ihn dazu bewogen hatte, gegen seine führere Absicht die Nähe Italiens zu verlassen, war ein Grund von nichts weniger als freudiger Art.

Nachdem im Jahre 350 die dritte Belagerung von Nisibis misslungen war, hatten zwar noch die Statthalter des Königs hin und wieder kleine Raubzüge unternommen; doch ernstlich war der Friede der Ostgrenze nicht mehr gestört worden. Denn er selbst war durch Kämpfe gegen wilde Völkerschaften ebenso in Anspruch genommen, wie Constantius und Julian, und musste daher das römische Reich unbehelligt lassen. Auf diese Weise hatte man acht Jahre lang zu den Persern in einem Verhältnis gestanden, das einem Waffenstillstand ziemlich gleichkam, ja wie schon erwähnt, hatte man zeitweilig sogar auf einen festen Frieden gehofft. Der Praefect des Orients, Strategius Musonianus, von dem wir oben (S. 168) schon gesprochen haben, war im Jahre 356 mit dem persischen Satrapen, der in den Grenzprovinzen befehligte, in Unterhandlung getreten. Gesandte desselben waren in Antiochia erschienen und dann eine Botschaft an den König entsandt, die ihm das Friedensbedürfnis der Römer kundtat. Dieser aber, in weiter Ferne weilend und über die Verhältnisse des feindlichen Reiches nur sehr mangelhaft unterrichtet, meinte, es müsse in höchster Not um Frieden bitten, und stellte danach seine Bedingungen. Er schrieb dem Kaiser einen höchst anmaassenden Brief, in dem er erklärte, seine Vorfahren hätten zwar ganz Asien und auch von Europa das Land bis zum Strymon besessen, doch

wolle er so bescheiden sein, sich mit der Auslieferung von Mesopotamien und Armenien zu begnügen. Als dies Schreiben anfang 358 durch eine persische Gesandtschaft an das Hoflager nach Sirmium überbracht wurde, musste der Kaiser natürlich diese seltsamen Friedensbedingungen ablehnen; aber schon das Sapor mit ihm in Unterhandlungen eingetreten war, rief in ihm die Hoffnung hervor, dennoch den Abschluss zu erreichen. Zweimal nacheinander reisten Gesandte des Constantius nach Susa; doch diese übermässige Beflissenheit verstärkte bei dem König nur den Eindruck, dass jener die Fortsetzung des Krieges zu fürchten habe. Und wirklich hatte Constantius, durch die lange Untätigkeit der Perser sicher gemacht, den Orient in einem Zustande gelassen, der kaum verteidigungsfähig war. Der grösste Teil des Heeres, das ihn früher beschützt hatte, war mit dem Kaiser nach Westen gezogen und nur sehr unvollständig durch die Reste, die von den Truppen des Magnentius übrig waren, ersetzt worden. Und durch einen Überläufer war Sapor genau davon unterrichtet, dass er bei erneutem Angriff nur sehr geringen Widerstand zu fürchten habe.

Durch die Habgier vornehmer Bedrücker an seinem Vermögen geschädigt und durch die Parteilichkeit der Gerichte, bei denen er vergebens Schutz gesucht hatte, ganz zur Verzweiflung getrieben, war der Protector Antoninus zu den Persern geflohen. Der erfahrene Offizier, der die militärische Lage des Orients genau kannte, hatte sie dem König verraten und ihn veranlasst, einen Kriegsplan zu entwerfen, der von seinem früheren Verfahren gänzlich abwich. Er wollte sich nicht mit der Belagerung leicht zu verteidigender Städte aufhalten, sondern Mesopotamien schnell durch-

ziehen und in Syrien einfallen. Dort wäre er auf ein völlig zersplittertes Heer getroffen und zugleich auf ein üppiges Land, das seit undenklichen Zeiten von keinem Feinde heimgesucht war und seinen Truppen reichlichen Unterhalt geboten hätte. Er sammelte ein Heer, das man auf 100000 Mann schätzte, konnte aber, weil das Zusammenziehen desselben sehr viel Zeit wegnahm, erst im Hochsommer 359 den Tigris überschreiten. Die Römer wussten sich nicht anders zu helfen, als indem sie die Bewohner des flachen Landes anwiesen, sich in die festen Städte zu flüchten, und dann das fast reife Korn anzündeten, sodass ganz Mesopotamien zu einer aschebedeckten Wüste wurde. Da Sapor hier weder Nahrung für seine Soldaten noch Weide für die Pferde seiner zahlreichen Reiterei finden konnte, beschloss er auf den Rat des Antoninus, nach Norden auszuweichen und am Fusse des Gebirges, wo noch das Gras nicht verbrannt war, auf einem Umwege den Euphrat zu erreichen. Durch den Anblick des ungeheuren Heeres geschreckt, ergaben sich die Befehlshaber der nächstgelegenen Kastelle gleich auf die erste Aufforderung. So gelangte der König zur Stadt Amida und hoffte auch sie auf dieselbe Weise zu gewinnen, war aber entschlossen, falls sie Widerstand leistete, nach dem Kriegsplan des Antoninus an ihr vorüberzuziehn. Doch als man sie zur Übergabe aufforderte, traf ein Pfeil von der Mauer den einzigen Sohn des Chioniterkönigs Grumbates, der sich als Verbündeter den Persern angeschlossen hatte. Jetzt betrachtete es Sapor als Ehrenpflicht, den Tod des Jünglings an der Stadt zu rächen, und schritt seiner früheren Absicht entgegen zur Belagerung. Die tapfere Besatzung aber verteidigte sich mit so hartnäckiger Entschlossenheit, dass

er durch Stürme und Ausfälle nicht weniger als 30000 Mann verlor und dreiundsiebzig Tage vergingen, ehe er in die Mauern eindrang. Der Feldherr des Kaisers, der sein einziges Heil darin sah, bei den Reliquien der Märtyrer um Sieg zu beten, hatte keinen Versuch des Entsatzes gewagt. So wurde Amida zerstört, und was dort noch am Leben war, hingeschlachtet oder in die Sklaverei geführt. Doch das Opfer der einen Stadt hatte das Reich vor einem Einfall bewahrt, der vernichtend hätte werden können. Denn Sapors Heer war durch seine schweren Verluste zu sehr erschüttert, auch die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, als dass er seinen Kriegsplan noch hätte zur Ausführung bringen können. Er musste daher unverrichteter Sache heimziehn; im nächsten Jahre aber durfte man mit Sicherheit einen neuen Einfall der Perser erwarten, und dies war der Grund, warum Constantius nach Constantinopel gekommen war, um hier mit aller Macht zu rüsten und dann im folgenden Frühling jenem Feinde, der jetzt der gefährlichste war, persönlich entgegenzutreten.

Noch ehe Sapor vor Amida lag, hatten sich auch im Innern des Reiches Dinge vollzogen, die den Kaiser wieder einmal für die Sicherheit seines Thrones zittern machten. Tief im Süden Ägyptens hatte sich in Abydus noch ein kleines Orakel seinen Verfolgungen entzogen, bei dem man seine Anfragen auch schriftlich stellen konnte. Unter den Zetteln dieser Art, die man achtlos im Tempel hatte liegen lassen, wurde irgend etwas entdeckt, was gefährlich schien, und von diensteifrigen Angebern an das Hoflager übersandt. Constantius, der vor nichts grössere Angst hegte, als was mit heidnischer Zauberei zusammenhing, liess sogleich eine grosse Untersuchung anstellen, mit der jener

Notar Paulus, den wir schon oben (S. 119) als das gewissenloseste und grausamste Werkzeug des Kaisers kennen gelernt haben, betraut wurde. Da man in Alexandria und Antiochia Verdächtige aufspürte, tagte das Gericht in dem kleinen Scythopolis, das zwischen beiden Städten in der Mitte lag und zugleich durch seine geringe Einwohnerzahl vor gefährlichen Tumulten Sicherheit bot. Wieder spielte die Folter ihre traurige Rolle und das zum Teil gegen die vornehmsten Männer des Reiches, und obgleich nichts Erhebliches entdeckt wurde, gab es doch Hinrichtungen, Verbannungen und Konfiskationen. Und während der Kaiser sich noch über die unheimlichen Gefahren aufregte, die ihn von jenem Orakelchen her bedrohten, wurde auch Barbatio, den er für seinen treuesten Diener hielt, bei ihm denunziert. Dessen Frau hatte sich wahrsagen lassen und dabei entdeckt, dass Constantius bald sterben und an seinerstatt ihr Mann Kaiser werden würde. Sie schrieb ihm darauf einen echt weiblichen Brief, in dem sie ihn eifersüchtig beschwor, wenn er zu solcher Hoheit emporsteige, sie nicht um der schönen Eusebia willen zu verstossen. Durch den Verrat einer Sklavin fiel dies Schriftstück in die Hände des Kaisers, und dies genügte, um Barbatio und seiner törichten Frau den Tod zu bereiten. Wenn es aber so bewiesen schien, dass ein Feldherr, dem Constantius fest vertraut hatte, auf seinen Tod gelauert und nach der Krone gestrebt habe, wie viel verdächtiger musste ihm Julian erscheinen! War doch die Vermutung schon früher aufgetaucht und, wie wir wissen, durchaus nicht unbegründet, dass auch er sich mit heidnischen Wahrsage- und Zauberkünsten abgebe. Doch ihn offen anzuklagen, wagte der furchtsame Kaiser umso weniger,

als er eben jetzt, im Osten schwer bedroht, nicht auch die Gefahr eines Aufstandes im Westen heraufbeschwören durfte. Auch den Gallus, obgleich seine Macht viel minder drohend war, hatte er nicht, wie es dem Augustus zukam, vor sein Gericht geladen, sondern mit langsamer Tücke ins Netz gelockt; er hatte damit begonnen, ihm sein Kommando zu nehmen, ehe er ihn zu seiner verhängnisvollen Reise an das Hoflager veranlasste. Ebenso liess sich wohl auch mit Julian verfahren, umso mehr als er den Oberbefehl ja nicht zugleich mit dem Caesarenpurpur empfangen hatte, sondern jener ihm erst mehr als ein Jahr später durch gesonderte Verfügung übertragen war. Aber damit er sich nicht weigere, musste man ihn vorher so schwach machen, dass er es nicht wagen könne, seine Feldherrnstellung mit den Waffen in der Hand zu verteidigen. Es galt also, ihm zunächst möglichst viele von seinen besten Truppen zu entziehen, und dazu bot der Perserkrieg einen sehr scheinbaren Vorwand.

Constantius hatte in der Umgebung Julians immer seine Spione gehabt; so musste dieser jenen berüchtigten Paulus zeitweilig in seine Dienste nehmen, der als Notar den Sitzungen des Consistoriums beiwohnen durfte und so über alle Beratungen desselben an den Kaiser berichten konnte. Namentlich aber hatte dieser dafür gesorgt, dass die höchsten Beamten des gallischen Reichsteils nicht nur ihm selbst treu, sondern, wo möglich, auch seinem Caesar feindlich waren. Florentius hatte sich als Praefect sehr schlecht bewährt; die wirtschaftliche Aufrichtung Galliens war nur gelungen, weil Julian seine Steuerprojekte entschieden abgelehnt hatte (S. 269). Dadurch aber hatte er ihn erzürnt, und dies war für Constantius Grund genug,

ihn nicht nur im Amte zu lassen, sondern später (361) sogar mit dem Consulat zu belohnen. Mit seinem Feldherrn Severus hatte sich Julian gut vertragen; aber als jener gegen Ende 358 starb, erhielt er in Lupicinus einen Nachfolger, von dessen hochfahrendem Charakter man erwarten durfte, dass er sich Befehlen schwer fügen werde. Als Magister Officiorum musste sich der Caesar den Pentadius gefallen lassen, der bei der Hinrichtung seines Bruders mitgewirkt hatte und ihm selbst systematisch entgegenarbeitete. Als Quaestor war ihm Saturninius Secundus mit dem Beinamen Salutius beigegeben, auch dieser mit dem Auftrage, ihn auszuspionieren. Doch er war nicht nur ein tüchtiger und wohlmeinender Mann, sondern auch Philosoph und Heide. Julian trat daher bald in ein nahes Freundschaftsverhältnis zu ihm, und man behauptete bei Hofe, dass seine Ratschläge es seien, welche die glücklichen Erfolge des Caesar herbeigeführt hätten. Im Jahre 359 wurde er daher zu Constantius berufen, zum grossen Schmerze Julians, dem er in einer noch erhaltenen Abschiedsrede an Salutius Ausdruck gab. An seine Stelle trat Lucilianus, und dieser soll es gewesen sein, der in Gemeinschaft mit Florentius den Kaiser zu jenem Befehl veranlasste, der den Aufstand Galliens herbeiführen sollte. So meinte Constantius, die ganze Maschine der zivilen und militärischen Verwaltung auch im Reichsteil seines jungen Mitregenten durch ergebene Werkzeuge in der Hand zu haben. Unter diesen Umständen glaubte er es wagen zu dürfen, zur Vernichtung von Julians Kriegsmacht den entscheidenden Schritt zu tun.

Obgleich er für den Perserkrieg schon ein mehr als ausreichendes Heer versammelt hatte, übersandte er doch im Winter 359/60 von Constantinopel aus den

Befehl nach Gallien, dass ihm die vier besten Auxilien Julians vollständig und aus allen übrigen Truppenkörpern je 300 auserlesene Krieger zugeschickt werden sollten. Die Legionen bestanden aus je 2000 Mann, hätten also durch diesen Abgang relativ wenig verloren; doch ihre Zahl war gering und ihre Kriegstüchtigkeit sehr gesunken. Die wirksamste Kraft der römischen Heere lag damals in den barbarischen Auxilien, deren Normalstärke nur 500 Mann betrug und die durch die vorhergehenden Kriege wahrscheinlich noch mehr zusammengeschmolzen waren. Wären jedem von ihnen 300 der besten Kämpfer entzogen worden, so hätte die gallische Kriegsmacht an Zahl kaum viel weniger als zwei Drittel ihres Bestandes, an Wert beinahe alles verloren; denn da man die Brauchbarsten auswählen sollte, wären fast nur Greise und ungeschulte Rekruten zurückgeblieben. Und der Befehl, diese Auswahl zu treffen und den Abmarsch der Soldaten nach Constantinopel anzuordnen, wurde nicht etwa dem Caesar zugeschickt, sondern für die Leibgarden dem Stallmeister Gintonius Sintula, für die übrigen Truppen dem Magister Militum Lupicinus. Julian wurde nur durch einen drohenden und beleidigenden Brief des Kaisers angewiesen, ruhig zuzusehn und jene beiden nicht zu hindern.

Welche Gefahr ihm drohte, konnte ihm nach dem Schicksal seines Bruders nicht verborgen sein. Doch er hatte in mancher Schlacht bewiesen, dass er den Tod nicht scheute, und dachte zu hoch von seinen Regentenpflichten, um jetzt, wo der schwere Kampf gegen die Perser von neuem ausgebrochen war, auch noch einen Bürgerkrieg zu entfachen. Wohl trug er sich mit dem Gedanken, den Purpur niederzulegen und dadurch vielleicht den Argwohn des Constantius

zu entwaffnen; aber zum offenen Widerstande gegen die Befehle seines Oberherrn mochte er sich nicht entschliessen. Er erinnerte zwar daran, dass viele der angeworbenen Barbaren nur unter der Bedingung in das Heer eingetreten waren, dass sie den gallischen Reichsteil nie zu verlassen brauchten, und machte darauf aufmerksam, dass, wenn man ihnen das gegebene Versprechen nicht halte, dies künftigen Werbungen grosse Schwierigkeiten bereiten könne; man möge daher die Auswahl auf diejenigen beschränken, denen gegenüber man nicht durch eine solche Klausel gebunden sei. Als aber Sintula erklärte, in dieser Beziehung keine Rücksicht nehmen zu können, liess er ihn ungehindert schalten und mit den 600 Leibwächtern, die er sich erlesen hatte, nach Osten abziehn. Zufällig aber war Lupicinus nicht anwesend; als der Kaiser jenen Befehl erliess, hatte er noch nicht gewusst, dass jener kurz vorher von Julian nach Britannien geschickt war, um dort einem Raubzuge der Picten und Scoten entgegenzutreten. Ihm wurde zwar alsbald Botschaft gesandt und gleichzeitig Florentius nach Paris berufen, damit er als der höchste Beamte Galliens sich an jener wichtigen Auswahl beteilige; doch Lupicinus konnte nicht so schnell, wie es nötig war, zurückkehren und Florentius wollte nicht. Er selbst hatte ja den Befehl des Kaisers veranlasst; daher wusste er, dass er kommen werde, und fürchtete nicht ohne Grund, dass er den Zorn der Soldaten erregen und dieser sich dann gegen diejenigen wenden könne, die man als Gegner des Caesars kannte. So war er unter dem Vorwande, für die Verpflegung des Heeres sorgen zu müssen, nach dem friedlichen Vienne gereist und liess sich durch die Aufforderungen Julians nicht in dessen gefährliche

Nähe zurückklocken. Auf diese Weise trat für den umfassendsten und bedeutsamsten Teil jener Auslese eine Verzögerung ein, die schwere Folgen haben sollte.

Die Nachricht von dem kaiserlichen Befehl fand Zeit, sich zu verbreiten, und rief überall bange Erregung hervor. Wurde das Heer so stark vermindert, so war das unglückliche Land wieder den Plünderungen der Germanen fast schutzlos preisgegeben, und dies traf auch die abberufenen Soldaten, weil ihre Frauen und Kinder zu den Einwohnern desselben gehörten. Als zwei der Auxilien, die Constantius in ihrem vollen Bestande nach dem Orient befohlen hatte — die anderen beiden waren mit Lupicinus in Brittannien —, auf ihrem Abmarsch in die Nähe von Paris gelangt waren, fand man in dem Lager des einen davon einen Zettel, der offenbar hingeworfen war, um die Truppe aufzureizen. Der Inhalt richtete sich gegen Constantius und schalt dessen Undankbarkeit gegen Julian; vor allem aber beklagte er das Schicksal Galliens und der dort zurückbleibenden Soldatenfamilien. Als das Blatt auch Offizieren in die Hände fiel, schickten sie es an Julian, der sogleich, um die aufgeregten Krieger zu beruhigen, die Verfügung traf, dass ihre Weiber und Kinder sie auf Staatskosten in Ochsenkarren begleiten sollten. Er legte das Schriftstück auch seinem Consistorium vor, das so gut wie ausschliesslich aus ergebenen Dienern des Constantius bestand. Hier erkannte man die Gefahr, die in solchen Aufreizungen der Soldaten lag, und drang in Julian, dass er, ohne die Ankunft des Lupicinus abzuwarten, wenigstens jene zwei Auxilien, bei denen es keiner Auslese bedurfte, abmarschieren lasse, damit sie möglichst bald der vollendeten Tatsache gegenüberständen und den Einwirkungen der bedenklichen

Stimmung entzogen würden, die in ganz Gallien herrschte. Der Caesar willigte ein und schlug zugleich vor, die Truppen einen Weg nehmen zu lassen, der sie nicht über Paris führe. Doch ihm wurde erwidert, dass eine solche Änderung der früher bestimmten Marschroute, bei der es ihnen versagt würde, von ihrem geliebten Führer persönlichen Abschied zu nehmen, sie vielleicht noch mehr erregen könne. Julians friedliche Gesinnung war eben so unverkennbar zu Tage getreten, dass alle Kreaturen des Constantius überzeugt waren, sein Zuspruch könne nur beruhigend auf die Soldaten wirken. Und wenn die kleine Zahl von tausend Mann sich den Leibgarden und den übrigen Truppen, die ohnehin im Hauptquartier des Caesar standen, vorübergehend hinzugesellte, schien dies keine ernste Gefahr zu bedeuten. Julian fügte sich, weil er einer Forderung des Consistoriums, das ihm Constantius zur Seite gestellt hatte, nicht zu widersprechen wagte.

So zogen im Februar 360 die zwei Auxilien in Paris ein. Der Caesar empfing sie schon in der Vorstadt, redete die Einzelnen, die ihm aus seinen Schlachten bekannt waren, freundlich an und forderte sie auf, freudig dem Augustus zuzuziehen, bei dem ihre Taten viel grösserer Belohnungen sicher seien, als er in seiner niedrigeren Stellung ihnen habe bieten können. Dass hierin auch ein Ansporn dazu liegen könne, ihn selbst zum Augustus zu machen, wird ihm kaum eingefallen sein; denn er wünschte den Frieden mit seinem Kaiser, und seiner offenen Natur lag es fern, während er scheinbar beschwichtigen wollte, durch zweideutige Wendungen aufzureizen. Dieselbe unbesinnliche Taktlosigkeit, die in seinen Lobreden auf Constantius sich so wunderlich breit macht, wird auch

seine Ansprache an die Truppen bestimmt haben. Dann lud er die Ansehnlicheren aus ihrer Mitte bei sich zum Gastmahl und veranlasste sie dabei, ihre Wünsche zu äussern, die er, soweit es in seiner Macht stehe, gern erfüllen wolle. Begeistert von seiner Leutseligkeit und Güte verliessen ihn gegen Abend die Gäste. Wahrscheinlich gesellte sich sein Leibarzt Oribasius zu ihnen und reizte sie zu dem an, was gleich darauf geschah; denn später rühmte er sich, er sei es gewesen, der Julian zum Augustus gemacht habe. Dieser selbst aber meinte noch immer in aller Unschuld, am andern Morgen würden die Truppen gehorsam und ruhig weiterziehn.

Als die Nacht anbrach, sammelten sich dichte Haufen vor seinem Palast; die Soldaten umstellten diesen, damit der Caesar nicht entweichen könne, und riefen ihn mit wilden Geschrei und Waffengeklirr zum Augustus aus. Er selbst hielt sich in einem Gemache des oberen Stockwerks verborgen und hoffte noch immer, wenn die empörte Menge ihn nicht zu sehen bekomme, werde sie sich von selbst wieder beruhigen. In diesem Sinne betete er inbrünstig zum Vater der Götter und Menschen, ihm und dem Reiche seinen Frieden zu erhalten. Doch der Lärm auf der Gasse wurde immer lauter und drohender, und im Palaste selbst lief das aufgestörte Hofgesinde hin und her. Da flehte er zur Gottheit, ihm ein Zeichen zu geben, das ihn von seinen Zweifeln befreie, und bald darauf schlummerte er, von den Aufregungen der letzten Tage übermüdet, einen kurzen Augenblick ein. Und siehe da, im Traum erschien ihm der Genius des römischen Volkes und redete ihn an: „Seit lange, Julian, halte ich mich im Vorzimmer deines Hauses auf und bin begierig, deine Würde zu erhöhen; doch

wiederholt bin ich, von dir abgewiesen, entwichen. Werde ich auch jetzt, wo so Vieler Wünsche zusammenklingen, nicht aufgenommen, so gehe ich gebeugt und traurig. Du aber bewahre es in deinem Herzen, dass ich dann nicht länger bei dir hause.“ Diese Botschaft aus einer höheren Welt wies ihm seinen Weg; was die Götter beschlossen hatten, musste sich erfüllen; er selbst aber wollte sich auch dadurch ihre Gunst erhalten, dass er an dem Bürgerkriege, den er voraussah, ganz unschuldig war. So versuchte er denn das letzte Mittel, um die Soldaten zu beruhigen.

Nachdem sie die ganze Nacht vergebens getobt hatten, trat er erst spät am Morgen vor sie hin. Durch deutliche Zeichen des Unwillen erzwang er sich endlich Ruhe und redete sie an. Er begreife, dass sie an ihrem Heimatlande hingen und das Versprechen, das ihnen bei ihrer Anwerbung gegeben sei, nicht jenseit der Alpen kämpfen zu müssen, erfüllt sehn wollten. Er gestatte ihnen daher, in Gallien zu bleiben, und wolle die Verantwortung dafür bei seinem Augustus tragen. Damit aber, erwarte er, würden sie sich zufrieden geben. Doch die Soldaten schrien drohend weiter, und er überzeugte sich, dass er sich dem Rufe der Götter, der aus ihrem Munde zu ihm drang, nicht entziehen dürfe. So duldete er es, dass sie ihn auf einem Schilde hoch emporhoben, ihn zum Augustus ausriefen und ihm das Halsband eines Unteroffiziers als Diadem um die Stirne legten. Constantius hatte, durch sein ängstliches Bestreben, der Usurpation vorzubeugen, sie zum zweiten Male selbst hervorgerufen, und diesmal sollte sie erfolgreicher sein, als bei dem unglücklichen Silvanus.

Julian sorgte vor allem dafür, dass, während ihn Constantius bedrohte, er nicht zugleich von Lupicinus

im Rücken angegriffen werde. Er sandte daher einen Notar nach Boulonge, der darüber wachen sollte, dass kein Schiff, das nach Britannien bestimmt war, aus dem Hafen gelassen werde. So hatte der Feldherr, als er an der gallischen Küste landete, noch nichts von dem erfahren, was sich unterdessen in Paris zugetragen hatte, und konnte ohne Widerstand in Gewahrsam genommen werden. Und als die Leibwächter, die Sintula dem Constantius zuführte, unterwegs von dem Geschehenen hörten, kehrten auch sie um und stellten sich wieder Julian zur Verfügung. In ganz Gallien begrüsste man seine Erhebung zum Augustus mit lautem Jubel; so verarmt das Land durch die Plünderungen der Germanen war, schoss es doch freiwillig Geld zusammen und drängt es ihm, als er zögerte, es anzunehmen, beinahe auf.

Inzwischen waren aber auch seine Gegner, aus denen sich der ganze Hof fast ausschliesslich zusammensetzte, nicht müssig gewesen. Sie meinten mit denselben Mitteln, durch die Silvanus gefallen war, auch den neuen Usurpator beseitigen zu können, und begannen, durch heimliche Geldspenden unter den Soldaten zu werben. Ein Bediensteter seiner Gattin warnte Julian; doch in grossherziger Unvorsichtigkeit liess er dies unbeachtet. Da eilte jener auf die Gassen hinaus und rief die Soldaten auf, ihren Herrscher vor Mord zu schützen. Diese in der Meinung, er sei schon erschlagen, brachen in wildem Tumult in den Palast ein, bedrohten seine Feinde mit dem Tode und beruhigten sich erst, als er lebend ihnen entgegentrat. Er schützte die Angegriffenen vor dem Zorn der erregten Truppen, liess nur drei der Schuldigsten gefangen nehmen, schonte aber auch ihr Leben. Doch trotz seiner Milde zeigte dieser Vorfall,

wie gefährlich solche Zettelungen ihren Anstiftern werden konnten, und machte allen Versuchen dieser Art ein Ende.

An jenem Aufruhr, der kurze Zeit den ganzen Hof in Schrecken setzte, war Julian nicht ohne Schuld gewesen. Denn immer noch zweifelnd und in seinem Gewissen bedrückt, hatte er das Diadem, das Constantin eingeführt, aber auch seinen Caesaren gegönnt, Constantius dagegen zum unterscheidenden Abzeichen des Augustus gemacht hatte, weder zu tragen gewagt, noch sich ohne dasselbe den Soldaten zu zeigen. Indem er sich so im Palast verborgen hielt, bot er dem Glauben, dass er ermordet sei, Nahrung. Als er dann vor die Truppen hintrat, liess er sie schwören, dass sie nicht gegen Constantius zu ziehen verlangen würden, wenn dieser ihn mit dem gallischen Reichsteil allein abfinde. Jetzt entschloss er sich zögernd, mit jenem in Unterhandlung zu treten, legte sich aber in den Überschriften seiner Briefe noch nicht den Augustustitel bei, sondern nannte sich nur Caesar. Damit wollte er zum Ausdruck bringen, dass er seine neue Würde noch nicht als legitim betrachte, ehe sein Oberherr sie bestätigt habe. Der Wahrheit gemäss berichtete er, dass er wider seinen Willen dem Zwange des Heeres gefolgt sei und dass es gefährlich sein würde, diesem seine Forderung zu versagen, weil es sonst leicht einen Usurpator auf den Schild erheben könne; doch halte er sich auch künftig zum Gehorsam gegen die Befehle des älteren Augustus für verpflichtet. Die Truppen, die mit dem Versprechen angeworben seien, nicht jenseit der Alpen verwendet zu werden, könne er ihm nicht schicken; doch wolle er ihm für seine Leibgarde Rekruten aus den in Gallien angesiedelten Barbaren und aus den

unterworfenen Völkerschaften zur Verfügung stellen. Den Praefecten solle ihm Constantius nach wie vor zusenden; doch die niedrigeren Beamten und die Offiziere wolle er selbst ernennen. Mit diesen Vorschlägen schickte er zwei hohe Beamte ab, von denen er wusste, dass sie das Vertrauen seines Oberherrn genossen. Unterdessen verstärkte er sein Heer aus den alten Soldaten des Magnentius, von denen viele aus Furcht vor Strafe als Bettler und Räuber umherirrten und jetzt, wo ihnen volle Begnadigung gewährt wurde, sich gern unter seine Fahnen stellten.

Constantius hatte für den Perserkrieg nicht nur Truppen gerüstet, sondern auch sich um die göttliche Hilfe beworben, indem er in Constantinopel am 15. Februar 360 eine grosse neuerbaute Kirche einweihte, ehe er mit dem Beginn des Frühlings seinen Marsch in den Orient antrat. Er war bis zu dem kappadokischen Caesarea gelangt, als zuerst die Nachricht von dem Aufstande in Paris ihm überbracht wurde, dann auch jene Gesandtschaft anlangte. Eusebia war kurz vorher an dem Mittel gestorben, das eine Kurpfuscherin ihr gegen ihre Unfruchtbarkeit empfohlen hatte. So hatte Julian seine treue Fürsprecherin verloren, und seine Boten wurden daher sehr zornig empfangen. Mochte sein junger Mitregent ihm noch so unterwürfig entgegentreten, der Kaiser war doch entschlossen, keinen, der ihm an Rang und Titel gleichstand, neben sich zu dulden. In dem Briefe, den er durch seinen Quaestor Leonas nach Gallien überbringen liess, erklärte er daher, Julian nicht als Augustus anzuerkennen, und bestand darauf, dass ihr früheres Verhältnis ganz unverändert erhalten bleibe. Um seiner Ablehnung auch durch die Tat Ausdruck

zu geben, ernannte er zugleich mehrere Beamte für den gallischen Reichsteil.

Florentius war auf die Nachricht von dem Aufstande sogleich aus Gallien entflohen. Um zu beweisen, dass die treuen Diener ihres Augustus, auch wenn sie seine Gegner waren, doch nichts von ihm zu fürchten hätten, hatte Julian es unterlassen, die Konfiskation seines Vermögens zu vollziehen, und ihm seine Familie mit der kaiserlichen Post nachgeschickt. Jetzt übertrug Constantius sein Amt dem Nebridius, und dieser wurde von Julian seinem Versprechen gemäss als Praefect anerkannt; doch die andern Beamten, die ihm aufgedrängt werden sollten, wies er zurück. Dem Boten des Constantius erwiderte er, dass nicht er nach dem Diadem gegriffen habe, sondern dass es ihm von dem Heere aufgedrängt sei und er es daher ohne dessen Zustimmung nicht ablegen könne. Dies musste Leonas anerkennen; war er doch selbst voll Furcht, dass, wenn die Soldaten den Inhalt seiner Botschaft vernähmen, er nicht mit dem Leben davonkommen werde. Aber trotz seiner ängstlichen Bitten wurde er veranlasst, die Schriftstücke, die ihm zur Bestellung übergeben waren, angesichts des versammelten Heeres zu überreichen. Sie bestanden aus einem Brief an Julian und einem Edikt, das an die Truppen gerichtet war. Als dieses vorgelesen wurde und man an die Stelle kam, dass Constantius die neue Würde seines Caesar nicht anerkenne, brachen die Soldaten mit betäubendem Lärm in den Ruf aus: *„Auguste Juliane!“* Von jedem Truppenkörper einzeln wurden Briefe an den Kaiser entsandt, in denen er gebeten wurde, die Eintracht des Reiches nicht zu stören. Und Julian selbst fügte ein Schreiben hinzu, das zwar noch immer versöhnlich sein sollte,

bei dem er sich aber in gewohnter Taktlosigkeit doch nicht enthalten konnte, dem lieben Vetter sein ganzes Sündenregister vorzurücken.

In Caesarea hatte dieser monatelang gezaudert, ob er gegen die Perser ziehen oder, wie er den Germanen Gallien preisgab, so auch jenen den Orient zu freiem Hausen überlassen und sich gleich gegen Julian wenden sollte. Dieser aber machte keine Miene, ihn anzugreifen. Er zog sogar an den Niederrhein, überschritt ihn und züchtigte die Attuarier, weil sie noch immer gewagt hatten, sein Gallien durch Raubzüge zu beunruhigen. Dann zog er bis nach Basel hinauf am Ufer des Stromes entlang, besichtigte und verstärkte seine Befestigungen und sorgte so dafür, dass die Grenze, auch wenn der grösste Teil des Heeres abziehen musste, doch den Feinden widerstehen könne. Diese Pflichttreue trotz der höchsten Gefahr scheint Constantius beschämt zu haben; er entschloss sich zum Feldzuge gegen die Perser, aber natürlich wieder zu spät.

Da es Sapor nicht unbekannt geblieben war, dass der Kaiser mit dem Kern des römischen Heeres ihm entgegenzog, hatte er auf den Plan, sogleich in Syrien einzufallen, für diesmal verzichtet und richtete im Jahre 360 seinen Angriff wieder, wie er es früher getan hatte, gegen die Burgen Mesopotamiens. Zwar an Nisibis zog er scheu vorüber; doch eroberte er Singara und Bezabde, stellte hier die durch seinen Ansturm teilweise zerstörte Mauer wieder her und legte seinerseits eine Besatzung hinein. Nachdem er dann noch Virta vergeblich zu erstürmen versucht hatte, kehrte er über den Tigris zurück, ohne dass er das Heer des Kaisers zu sehen bekommen hätte. Dieser erschien erst spät im Herbst auf dem Kriegs-

schauplatz, besah sich schwermütig die Ruinen von Amida, bemühte sich ohne Erfolg, Bezabde wiederzuerobern, und ging dann nach Antiochia in die Winterquartiere, froh, dass wenigstens sein Heer, das er für den bevorstehenden Kampf gegen Julian sehr nötig brauchte, keine gar zu erheblichen Verluste erlitten hatte.

Unterdessen hatte dieser die Verhandlungen ununterbrochen fortgesetzt und nichts getan, was als Vorbereitung zum Bürgerkriege gedeutet werden konnte. Zwar war er von Paris nach Vienne übergesiedelt, das den Alpenpässen näher lag und daher ihre Beobachtung und eventuelle Sperrung gegen ein Angriffsheer erleichterte; doch wenn er wieder die Residenz bezog, die Constantius selbst ihm anfangs zugewiesen hatte, so brauchte keiner dies als einen Akt der Feindseligkeit aufzufassen. Und wirklich lag gar kein vernünftiger Grund vor, warum nicht wieder zwei Augusti nebeneinander herrschen sollten, wie dies seit Diocletian die Regel gewesen war. Auch gegen ihn hatte sich sein Caesar Maximian, den die Familie Constantins als den Gründer ihrer Dynastie verehrte, zum Augustus ausrufen lassen; aber bald hatten sie sich versöhnt und dann in musterhafter Eintracht das Reich gemeinsam beherrscht (I S. 36). Warum sollte jetzt, wo eine ähnliche Usurpation stattgefunden hatte, nur mit viel besseren Entschuldigungsgründen, sie nicht denselben Erfolg haben, namentlich da Julian sich durch den Schwur der Treue, den er seinem Augustus geleistet hatte, ehrlich in seinem Gewissen gebunden fühlte und gern bereit war, sich den Befehlen des älteren Herrschers zu unterwerfen? Eigentlich handelte es sich doch fast nur um einen Titel; neue Rechte mit Ausnahme des einen, seine Beamten und

Offiziere selbst zu ernennen, nahm Julian nicht in Anspruch und auch dieses nicht in vollem Umfange; denn den Praefecten, dem sie alle zu gehorchen hatten, wollte er ja auch jetzt von Constantius empfangen. Man konnte daher mit gutem Grunde hoffen, dass dieser zwar ein wenig schmollen und sich sträuben, dann aber die vollendete Tatsache anerkennen werde; jedenfalls wäre dies das Vernünftigste gewesen, was er tun konnte, und da er im Herbst 360 nicht gegen den Usurpator, sondern gegen die Perser gezogen war, schien auch er selbst dies allmählich einzusehn. So feierte denn Julian am 6. November in Ruhe das Jubiläum seines fünfjährigen Caesarentums. Natürlich wagte er auch seinen Religionswechsel noch nicht zu bekennen, weil dies seinen Bruch mit dem hochkirchlichen Kaiser hätte unheilbar machen müssen. Als seine Gattin Helena um diese Zeit starb, liess er sie in Rom nach christlichem Ritus bestatten, und noch am 6. Januar 361 beteiligte er sich an der Feier des Epiphanienfestes in der Kirche zu Vienne. Doch heimlich übte er in ängstlicher Spannung die heidnischen Weissagekünste, und da sie ihm begreiflicher Weise verkündigten, was er wünschte, d. h. den baldigen Tod des Constantius, den er ja doch beerben musste, fand er umsomehr Grund, sich ruhig zu halten.

Da schreckte ihn gegen Ende des Winters ein Raubzug der Alamannen, die er längst beruhigt glaubte, aus seiner Sicherheit auf. Er schickte ihnen eine kleine Schar entgegen; doch ihr Führer wurde gleich beim ersten Angriff getötet, und dadurch entmutigt erlitt sie eine Schlappe. Ungeschädigt konnten die Plünderer ihre Beute über den Rhein führen. Sie gehörten zum Stamme des Königs Vadomar, der im südlichen Schwarzwald herrschte und sich nicht Julian,

sondern Constantius unterworfen hatte, als dieser im Herbst 356 in die überrheinischen Lande einfiel (S. 255). Doch hatte er sich bisher auch jenem sehr unterwürfig gezeigt und ihn noch kürzlich in seinen Briefen „Herr, Augustus und Gott“ genannt. Andere Briefe aber wurden aufgegriffen, die an Constantius gerichtet waren und diesem gegenüber Julian schmähten. Dieser betrachtete daher den König mit Recht als gefährlich, liess ihn, als er, noch immer Freundschaft heuchelnd, einen römischen Offizier am linken Rheinufer besuchte, gefangen nehmen und schaffte ihn nach Spanien. Dann brach er selbst unvermutet über den Rhein, strafte die Alamannen für ihren Raubzug, nahm ihnen die Beute wieder ab und liess sich Sicherheiten für ihr künftiges Verhalten geben.

Wahrscheinlich erfuhr er schon durch Vadomar, dass dieser von Constantius aufgereizt war, und bald übersandten ihm andere Germanenhäuptlinge Briefe des Kaisers, in denen dieser Julian für seinen Feind erklärte und ihnen Belohnungen versprach, wenn sie wieder in Gallien einfallen wollten. Der würdige Herrscher wiederholte also das Bubenstück, das ihm auf Kosten seiner Untertanen den Sieg über Magnentius so sehr erleichtert hatte. Zugleich erfuhr man, dass in Antiochia gewaltig gerüstet werde; Reiterei und Fussvolk wurden durch Aushebungen bedeutend verstärkt, und um sie zu ermöglichen, die Provinzen des Ostens durch die Auflage neuer Steuern hart bedrückt. Und damit man nicht zweifelhaft sein könne, gegen wen sich diese Vorbereitungen richteten, wurden an den Strassen, die nach Gallien führten, grosse Magazine angelegt, um die durchziehenden Truppen zu verpflegen. Auch die Briefe, die Constantius noch immer an Julian richtete, sprachen jetzt

in einem anderen Ton; sie redeten nicht mehr davon, dass er Caesar bleiben solle, sondern sicherten ihm nur noch das nackte Leben zu, falls er sich freiwillig unterwerfe. Früher war Julian bereit gewesen, den Purpur, den er nur widerstrebend angenommen hatte, wieder abzulegen; jetzt aber konnte er es schon um seiner Anhänger willen nicht tun, die seine Abdankung zweifellos den Hochverratsprozessen des Constantius ausgeliefert hätte. So kläglich dieser seine Unfähigkeit im Perserkriege gezeigt hatte, gegen Usurpatoren war er bisher immer glücklich gewesen und zweifelte nicht daran, dass der Gott, dem er mit solchem Eifer diente, ihm seinen Thron erhalten wolle; und diesmal liess seine grosse Überlegenheit ihm den Sieg erst recht zweifellos erscheinen. Julian verlangte nur den gallischen Reichsteil von ihm, den er selbst den Barbaren preisgeben wollte; er konnte also den Frieden durch einen Verlust erkaufen, den er kaum noch als Verlust empfand: trotzdem war für ihn in seinem hartköpfigen Dünkel der Bürgerkrieg beschlossene Sache. Sobald aber Julian sich hiervon überzeugt hatte, war er schnell bereit, dem ewig zaudernden Gegner zuvorzukommen. Denn wenn dieser Kampf, den er verabscheute, sich nicht vermeiden liess, war es seine Herrscherpflicht, ihn nicht durch zu lange Dauer so drückend werden zu lassen, wie es der Krieg gegen Magnentius geworden war. Zudem gab er auch jetzt noch die Hoffnung nicht auf, mit Constantius zu einem Abkommen zu gelangen, wenn der Feigling erst genügend eingeschreckt sei. So konnte er seinen Soldaten ehrlich versichern, dass er nicht zum Kampfe ziehe, sondern nur die Heere des Westens und des Ostens vereinigen wolle, damit sie gemeinsam seine Kaiserwahl bestätigten oder abwiesen. Und wie

immer, so gaben ihm auch diesmal die Götter durch Träume und Zeichen den Befehl, den er wünschte und erwartete.

Sobald er von seinem Alamannenzuge über den Rhein zurückgekehrt war, nahm er bei Basel sein Heer, das bisher nur dem Constantius geschworen hatte, für sich selbst in Eid. Nur der neue Praefect Nebridius weigerte sich zu schwören; als die Soldaten ihn niedermachen wollten, deckte ihn Julian mit seinem eigenen Mantel, doch musste er sein Amt niederlegen. Dann wurden die Kreaturen des Constantius, denen er ihre Stellungen in Hof und Heer bis dahin noch gelassen hatte, alle beseitigt und Beamte ernannt, denen der junge Herrscher vertrauen konnte. Sein Heer war nicht gross und wurde dadurch noch kleiner, dass er sein Gallien nicht schutzlos zurücklassen wollte: es betrug im Ganzen nicht mehr als 23000 Mann. Doch um es furchtbarer erscheinen zu lassen und zugleich seinen Vormarsch zu beschleunigen, liess er es drei verschiedene Strassen einschlagen, sodass an weit von einander entlegenen Orten seine Soldaten sich zeigten und dadurch den Eindruck einer unbestimmten, aber sehr bedeutenden Menge hervorriefen. Ein Teil zog durch Oberitalien, ein anderer am Nordfusse der Alpen; die Hauptmasse führte er selbst an die Donau, und als er hier eine genügende Zahl von Fahrzeugen vorfand, schiffte er mit 3000 Mann den Strom hinab und hiess den Rest zu Lande nachkommen. So eilig die Fahrt war, fand er doch Zeit, auf einer Seite die Huldigungen der Donaustädte zu empfangen, ihre Steuerlast zu erleichtern und ihren berechtigten Wünschen Erfüllung zu versprechen, auf der andern mit den Barbaren zu verhandeln und neue Verträge mit ihnen abzuschliessen. Trotzdem gelangte er nach

Sirmium, der Hauptstadt der illyrischen Provinzen, ehe man hier von seinem Nahen etwas ahnte. Bei Nacht wurde die starke Festung überfallen und der Feldherr, der sie gegen ihn verteidigen sollte, aus dem Bette geholt. Von der Bevölkerung freudig empfangen, belohnte sie Julian am andern Tage durch Circusrennen, zog aber schon am dritten ruhelos weiter, um die Pässe, die Illyricum von Thrakien schieden, zu besetzen. Hier machte er Halt und schlug dann seine Residenz in dem benachbarten Naissus auf. Den Reichsteil, den Constantius schon seit dem Anfang seiner Regierung beherrscht hatte, wollte er ihm nicht streitig machen. Zwar war sein Heer, auch nachdem die Garnisonen der Donaulinie es verstärkt hatten, noch immer viel schwächer, als das seines Gegners; doch in der festen Stellung, die es jetzt einnahm, konnte es sich auch gegen weit überlegene Massen behaupten. Zudem durfte er hoffen, dass der furchtsame Kaiser sich scheuen werde, den schwierigen Durchmarsch durch das Gebirge zu erzwingen; so liess sich, da Julian zu weitgehenden Zugeständnissen bereit war, vielleicht doch noch ein Übereinkommen erzielen, ohne das Bürgerblut vergossen wurde.

Während der Ruhe in Naissus genügte er einem Herzensbedürfnis, das ihn trieb, sich wegen seines Abfalls vor den Untertanen zu rechtfertigen. Er richtete Briefe an den römischen Senat als Vertreter des lateinischen Westens und an die berühmtesten Städte der Griechen, Sparta, Korinth, vor allem Athen, in dem er noch immer die Verkörperung des Griechentums sah. Der letzte ist noch erhalten, ein Bekenntnis von rührender Ehrlichkeit. Doch den rhetorischen Neigungen des Jünglings entsprechend, liest er sich fast wie eine Verteidigungsrede, die vor Gericht

gehalten ist, und da man in einer solchen den Gegner nicht zu schonen pflegte, ergiesst er in ihr den lange aufgespeicherten Groll gegen Constantius in rücksichtsloser Deutlichkeit. Dies war höchst unklug, da er mit ihm noch immer Versöhnung erhoffte; und auch wenn dies nicht gewesen wäre, hätte es sich doch nicht geschickt, dass ein Herrscher seinen Vetter und Kollegen als Mörder und wortbrüchigen Verräter vor dem ganzen Reiche brandmarkte. Und in dem Brief an den römischen Senat war nicht nur Constantius beleidigt, sondern auch dessen grosser Vater scharf getadelt. Als das Schriftstück verlesen wurde, fühlten die Senatoren, so knechtisch sie waren, sich doch durch die Derbheit dieser Anklagen gegen ihren Kaiser verletzt und riefen in lautem Chor: „Wir bitten um Achtung gegen den, dem du den Thron verdankst.“ Indem er sich rechtfertigen wollte, hatte Julian durch seine taktlose Offenherzigkeit sich selbst ins Unrecht gesetzt.

Doch auf die Stimmung des Senats kam für den bevorstehenden Entscheidungskampf wenig an. Viel wichtiger war, dass zwei Legionen und ein Auxilium des pannonischen Heeres, die Julian von Sirmium aus abgeschickt hatte, um in Gallien den Grenzschutz zu verstärken, unterwegs in Aquileja ihren Abfall erklärten und die feste Stadt für Constantius zu behaupten versuchten. Da sie den julischen Alpenpass beherrschte, waren dadurch die Verbindungen Julians mit Italien und mittelbar auch mit seiner Operationsbasis in Gallien schwer gefährdet. Er liess daher Aquileja durch seine Feldherrn belagern und unter den Mauern kam es zu harten Kämpfen; aber dies war das einzige Blut, das der begonnene Bürgerkrieg kostete. Denn der plötzliche Tod des Constantius

machte ihm ein Ende und veranlasste auch die treuen Verteidiger der Stadt zur Übergabe.

Constantius hatte sich in den Winterquartieren von Antiochia zum dritten Mal vermählt, und diesmal wurde ihm die heissersehnte Freude, dass seine Gattin Faustina sich bald guter Hoffnung fühlte. So schien denn endlich der Fluch, der seit den Morden von Constantinopel so schwer auf ihn lastete, von ihm genommen zu sein, und in frohem Gottvertrauen blickte er der Zukunft entgegen. Doch umso mehr wollte er sich dem Himmel dankbar erweisen, indem er vor allem seine Pflichten gegen das Reich erfüllte; und dass ihm dadurch Gelegenheit geboten wurde, die Entscheidung, wie er es liebte, noch länger hinzuzaudern, wird zu seinen Entschlüssen jedenfalls mitgewirkt haben. Er zog über den Euphrat gegen die Perser, wagte aber nicht einmal, die Belagerung von Bezabde zu erneuern, sondern blieb bei Edessa stehen und schickte nur eine starke Vorhut gegen den Tigris vor. Auf diese Weise sass er monatelang untätig, bis er fast zugleich die Nachrichten erhielt, dass die Perser, durch böse Vorzeichen gewarnt, für dieses Jahr auf einen Einfall verzichtet hätten und dass Julian in sein Gebiet eingedrungen und schon bis an die Grenzpässe Thrakiens gelangt sei. Jetzt endlich entschloss er sich, diesem entgegenzuziehn. Was von den Heeren des Orients kampftüchtig war, wurde nach Norden in Marsch gesetzt und die Ostgrenze so geschwächt, dass die Perser, wenn sie einen Einfall versucht hätten, fast ohne Widerstand bis in das innerste Syrien hätten vordringen können. Doch sein enger Kopf fasste jetzt nicht mehr als den einen Gedanken, mit allen Mitteln den Feind seiner Krone niederzuwerfen. Da, als der Bürgerkrieg unmittelbar

bevorzustehen schien, sollte er Julian und dem Reiche doch noch erspart bleiben. Constantius war auf seinem Marsche erst nach Cilicien gelangt, als in dem kleinen Städtchen Mopsukrene am 3. November 361 ein Fieber seinem Leben ein Ende machte. Die Nachkommenschaft, die er von Gott so brünstig erfleht hatte, sollte ihm erst nach seinem Tode zuteil werden; es war eine Tochter, die später den jungen Kaiser Gratian heiratete, aber kurzlebig, wie ihr ganzes Geschlecht, schon in jungen Jahren starb.

So war schon nach vierundzwanzig Jahren die erste Generation von Kaisern erloschen, die von Kindheit auf im Christentum erzogen und ihm immer treu geblieben waren. Alle drei hatten sie mit frommem Eifer in die kirchlichen Streitigkeiten eingegriffen, aber damit die Gegensätze, die sie ausgleichen wollten, nur verschärft. Zwei von ihnen waren durch eigene Schuld eines gewaltsamen Todes gestorben, und dem dritten blieb er nur durch jenes gnädige Fieber erspart. Er hatte die redliche Absicht gehabt, seinem Gotte treu zu dienen; aber da er auch seine Herrschaft, die er in schwächlicher Angst immer bedroht glaubte, für den Willen Gottes hielt, hatte er ihre misstrauische Verteidigung zu seinem Lebenszweck gemacht. So war das, worin er gläubige Pflichterfüllung sah, in einen rohen Egoismus umgeschlagen, um des willen ihm Mord und Verrat oder auch die Auslieferung seiner Untertanen an den barbarischen Landesfeind erlaubt und berechtigt schienen. Mit dem, was ihm gerechte Kriege waren, hatte er das Reich ärger geschädigt, als ein Nero oder Caligula mit ihren wahnsinnigen Tyrannenlaunen. Denn diese hatten fast nur den städtischen Adel Roms getroffen, während seine Regierung von Mesopotamien bis nach

Gallien hinüber überall schreckliche Wüsten hinterliess, deren frühere Bewohner als Bettler und Räuber umherirrten oder in der Sklaverei der Barbaren schmachteten; und auch in den Ländern, die von der Geissel seiner Kriege nicht unmittelbar getroffen waren, hatte sein unbarmherziger Steuerdruck die Bauern von ihren Feldern getrieben und die Städte arm gemacht. So durfte das Reich es mit Freuden begrüssen, dass jetzt ein heidnischer Kaiser, der seine Regentenpflichten besser verstand, als seine hochchristlichen Vorgänger, dazu berufen schien, seine schweren Wunden zu heilen.

Neuntes Kapitel.

Julian als Alleinherrscher.

Während die Leiche des verstorbenen Kaisers mit allem Prunk, der seiner Würde gebührte, Kleinasien durchzog, um in der Stadt seines Vaters feierlich beigesetzt zu werden, bemächtigte sich Julian mit der entschlossenen Hurtigkeit, die ihm eigen war, seiner Hinterlassenschaft. Schon am 11. Dezember 361 zog er, von der Bevölkerung festlich empfangen, in Constantinopel ein und ernannte sogleich seinen väterlichen Freund, den heidnischen Philosophen Salutius, den er hier wiederfand, nachdem er sich in Gallien von ihm hatte trennen müssen (S. 281), zum Praefecten des Orients. Die Pflichten, welche ihm die offizielle Trauer um den Verwandten und Erblasser auferlegte, erfüllte er mit absichtsvoller Ostentation; aber dass er nicht als dessen Fortsetzer zu regieren gedenke, wusste man längst im ganzen Reiche. Hatten doch die Verteidigungsschriften, die er kurz vorher nach allen Weltgegenden versandt hatte, seinen Gegensatz zu Constantius deutlich genug enthüllt. Während er pflichtschuldigst Tränen vergoss und ohne die Abzeichen der Augustuswürde den Sarg tragen half, in dem sein Vorgänger ruhte, waren schon die Verfügungen ergangen, die alles, was dieser getan hatte, soweit es möglich war, ungeschehn machen sollten.

Nach seiner ganzen Geistesrichtung schien dem jungen Kaiser nichts grösserer Eile zu bedürfen, als dass den alten Göttern ihre Rechte zurückgegeben und so ihr gnädiger Schutz für das Reich wiedergewonnen werde. Natürlich hatte er seinen Feldzug nicht angetreten, ohne vorher durch die Mittel der heidnischen Weissagung ihre Zustimmung einzuholen und sich ihrer Gunst durch Opfer zu versichern. Doch war dies heimlich geschehen, teils weil er an einem friedlichen Übereinkommen mit Constantius noch immer nicht verzweifelte, teils wohl auch weil er nicht sicher war, ob religiöse Neuerungen ihm seine Soldaten nicht entfremden würden. Als aber durch die Besetzung der thrakischen Pässe der dringendsten Gefahr vorgebeugt und er selbst in Naissus eingezogen war, hielt er es für seine Pflicht, den himmlischen Helfern auch öffentlich seinen Dank zu bezeugen. Wiederholt opferte er ganze Hekatomben und nahm dabei zu seiner Freude wahr, dass der grösste Teil seines Heeres an den frommen Schmäusen unbekümmert teilnahm, also jedenfalls nicht aus eifrigen Christen bestand. In den Briefen, in denen er sich vor seinen Untertanen rechtfertigte (S. 298), bekannte er sich offen zum Heidentum; doch obgleich er sie aufforderte, den alten Kultus zu erneuern, hob er doch die Gesetze des Constantius, die ihn verboten hatten, nicht in aller Form auf. Denn auch jetzt noch blieb er dabei, diesem die Ehren des älteren Augustus und damit auch das alleinige Recht der Gesetzgebung ungeschmälert zu erhalten. Doch kaum war sein Tod gemeldet, so verkündigte ein Edikt Julians dem Reiche unbeschränkte Religionsfreiheit und gebot namentlich den Heiden, ihre geschlossenen Tempel wieder zu öffnen, die zerstörten herzustellen und ihren

Kultus, wo seine Unterdrückung gelungen war, schleunigst zu erneuern. Auch wurde allen verbannten Geistlichen, selbst wenn sie, wie Athanasius, wegen Hochverrats verurteilt waren, die Heimkehr gestattet, und die religiösen Kämpfe, die Constantius so mühsam unterdrückt hatte, konnten von neuem beginnen.

So musste eine Maassregel, die an sich billig schien, dem Reiche zum Unheil werden, und nicht minder schwer wurden viele durch eine andere Bestimmung getroffen, die Julian gleichfalls nicht für ungerecht halten konnte. Der Besitz der Tempel, der seit Constantin dem Grossen eingezogen war, sollte ihnen in vollem Umfange zurückerstattet werden. Dies hatte keine Schwierigkeit, soweit er sich noch im Eigentum des Fiskus befand; denn die Verluste, die dieser so erlitt, liessen sich bei der Sparsamkeit Julians bald wieder einbringen. Doch nach der bösen Sitte der Zeit hatten die christlichen Kaiser schon sehr viele Tempelgrundstücke, ja vielleicht die allermeisten, an ihre Günstlinge verschenkt und diese sie teilweise auch schon weiterverkauft; ja man hatte sich nicht gescheut, die heiligen Stätten zu demolieren und Säulen oder andere Werkstücke, die man ihnen entnommen hatte, in Privathäuser zu verbauen. Alles dies von Familien zurückzufordern, die es zum Teil Jahrzehnte lang im Besitz gehabt oder selbst durch Kauf rechtmässig erworben hatten, war ein Eingriff in das Privateigentum, der von sehr vielen schwer empfunden wurde. Doch nach Julians Anschauung handelte es sich hier um Tempelraub, und die ihn verübt hatten, konnten sich glücklich schätzen, wenn sie nur dadurch bestraft wurden, dass sie ihn unverkürzt herausgeben mussten.

In dieser Beziehung glaubte also der Kaiser sehr milde zu sein, und auch gegen die andern Räuber, die jetzt zitternd ihre Strafe erwarteten, zeigte er sich nicht hart. Am Hofe des Constantius hatte jeder seinen Einfluss, so gross oder klein er sein mochte, rücksichtslos benutzt, um sich auf Kosten der Untertanen zu bereichern. Hätte man jeden einzelnen Fall der Erpressung oder des Ämterschachers untersuchen wollen, man wäre in Jahren nicht fertig geworden. So begnügte sich Julian damit, fast die ganze Gesellschaft, die nach Tausenden zählte, aus dem Dienste zu jagen. Von den Agentes in Rebus blieben nur siebzehn zurück, von den Notaren nur vier, von dem zahllosen Heer der Köche und Kammerdiener kaum einer und der andere. Einzelne mochten vielleicht minder schuldig sein, als die übrigen; ganz unschuldig war wohl keiner, weil eine gründlich demoralisierte Gemeinschaft alle anzustecken pflegt, die zu ihr gehören. Und jedenfalls waren sie unnütze Fresser, deren Unterhalt schwer auf den Provinzen lastete. Wenn sie jetzt ihr schönes Einkommen verloren und noch dazu unter die Decurionen eintreten mussten, um etwas von der schweren Last der Steuererhebung ihnen abzunehmen, so traf sie das nicht gar zu hart, weil sie meist in der Lage gewesen waren, sich durch ihre frühere Stellung ein sehr hübsches Vermögen zu erwerben.

Schärfer musste man gegen diejenigen vorgehen, die sich entweder durch notorische Schandtaten hervorgetan oder als Oberbeamte selbst Erpressungen verübt und sie bei ihren Untergebenen geduldet oder gar begünstigt hatten. Diesen Männern gegenüber war Julian in der peinlichen Lage, dass ihre Bestrafung als persönliche Rache erscheinen konnte, weil sie teils

zu der Hinrichtung seines Bruders beigetragen, teils ihm selbst, um dem Constantius zu schmeicheln, mit Wort und Tat entgegengetreten waren. Doch konnte er sich ihrer Aburteilung schon deshalb nicht entziehen, weil viele, die von ihnen Bedrückungen erfahren hatten, gegen sie als Ankläger auftraten und man diesen ihr Recht nicht verweigern durfte. Um ganz unparteiisch zu erscheinen, richtete er daher nicht selbst über sie, sondern berief für diesen Zweck eine Kommission, zu der nicht nur seine Freunde, sondern auch die hervorragendsten Feldherrn des Constantius, Arbitio und Agilo, zugezogen wurden. In Constantinopel hätte sie unter der unmittelbaren Einwirkung des Kaisers und seines Hofes gestanden; das Gericht wurde daher nach dem gegenüberliegenden Chalcedon verlegt, wo zugleich die Angeklagten der Wut des grossstädtischen Pöbels und die Richter deren Einfluss auf ihre Entscheidungen entzogen waren. Trotzdem blieb den Verhandlungen die breiteste Öffentlichkeit gewahrt, indem Julian die Offiziere und Unteroffiziere zweier bevorzugter Legionen, der Joviani und Herculiani, dazu kommandiert hatte, ihnen als Hörer beizuwohnen. Und wirklich war das Gericht so unabhängig, dass es den früheren Magister Officiorum Pentadius, den Julian als seinen persönlichen Feind betrachtete, freisprach und den Ursulus, der bei Constantius Schatzmeister gewesen war und als solcher dem jungen Caesar grosse Dienste geleistet hatte, zum Tode verurteilte. Allerdings fand man diesen Spruch ungerecht oder mindestens viel zu hart und meinte, er sei nicht durch die Unterschleife des Ursulus, sondern durch den Hass der Offiziere, die unter den Richtern die grosse Mehrzahl bildeten, hervorgerufen; denn jener war am Hofe des Constantius immer ihrem Einfluss entgegengetreten

und hatte sie durch manches scharfe Wort gereizt. Im übrigen scheint das Gericht liebedienerisch genug gewesen zu sein, um, wohl gegen den Willen Julians, mehr die Vergehungen gegen ihn und seinen Bruder, als die Sünden gegen die Untertanen in Untersuchung zu ziehn; doch in Anbetracht der Zeitsitten waren seine Urteile nicht eben hart. Nur sechs Beamte, darunter der Präfect Taurus, der sich durch seine Leitung des Concils von Ariminum das Consulat verdient hatte (S. 165), wurden mit Verbannung bestraft, nur drei ausser Ursulus mit dem Tode, und diesen gönnte jeder ihr Schicksal. Es waren die ärgsten Bluthunde des Constantius, der Notar Paulus und der Agens in Rebus Apodemius, die durch ihre Denuntiationen zahllose Unschuldige auf die Schlachtbank geliefert hatten, und der Oberkämmerer Eusebius, der ihnen redlich dabei geholfen und durch Erpressung und Ämterhandel ungeheure Reichtümer angehäuft hatte. Auch den Praefecten und Consuln Florentius sollte der Tod treffen, doch liess er sich nicht auffinden; und als zwei abgesetzte Agentes in Rebus sich erboten, sein Versteck zu verraten, wenn man sie dafür in ihren Stellungen belassen wolle, wies Julian dies mit Entrüstung zurück.

Auch später sind noch einzelne, die Julian im Interesse des Constantius schweren Schaden zugefügt oder gar nach der Krone gegriffen hatten, mit Tod oder Verbannung bestraft worden; doch waren diese Opfer sehr wenig zahlreich, namentlich wenn man sie mit den Hekatomben vergleicht, die Constantius seinem Misstrauen geschlachtet hatte. Der junge Kaiser stand eben auch darin zu seinem Vorgänger im Gegensatz, dass sein kühnes Selbstgefühl sich nicht durch eingebildete Gefahren schrecken liess und dass er hochherzig genug war, persönliche Beleidigungen leicht

zu verzeihen. Als jemand bei ihm angeklagt wurde, sich ein Purpurgewand zu bereiten, ein Verbrechen, das unter Constantius unfehlbar den Tod des Schuldigen herbeigeführt hätte, befahl er spöttisch, dem gefährlichen Menschen auch noch ein paar purpurne Schuhe zu schenken. Bald war seine Milde so allgemein bekannt, dass man für jede Schmähung seiner Person Verzeihung erwarten durfte. Ein Schmeichler hatte den Constantius, als er bei seinem Kriegszuge gegen Julian Heliopolis durchzog, auf offener Strasse laut gebeten, er möge ihm bald den Kopf des aufrührerischen Caesar zuschicken. Trotzdem wagte er es, als Julian später in jene Gegend kam, ihn um Gnade zu bitten, und ohne weiteres wurde sie gewährt. Den Bischof Maris von Chalcedon, der ihn wegen seines Abfalls vom Christentum öffentlich schmähte, bestrafte er nur durch ein spöttisches Wort. In Antiochia hatte sich ein Chor frommer Weiber zusammengetan, um den Kaiser, wenn er an ihrem Versammlungshause vorbeikam, mit Psalmengesängen zu begrüssen, die teils die Götter der Heiden verhöhnten, teils ihren Verehrer mit Tod und Verderben bedrohten. Julian liess ihnen sagen, sie möchten ihre Gesangübungen unterbrechen, wenn er durch ihre Strasse gehe; doch mit absichtlichem Trotz wurde dieser Befehl missachtet. Da bestellte er die Chorführerin vor seinen Thron und liess ihr, wie einem unartigen Schulmädchen, durch einen seiner Leibwächter ein paar kräftige Ohrfeigen versetzen. Damit schienen ihm Ungehorsam und Majestätsbeleidigung genügend bestraft.

Diese kleinen Geschehnisse zeigen uns den milden, liebenswürdigen Menschen, doch verraten sie zugleich, wie wenig er im Stande war, die Würde des Kaisertums taktvoll zu wahren. Auch darin wollte er es

anders machen als Constantius, dass er nicht in steinerner Erhabenheit über seinen Untertanen thronte, sondern in ihrer Mitte frei und unbefangen verkehrte. In seiner Vorliebe für das halbverschollene Altertum wollte er die republikanischen Formen, in denen einst Augustus die Welt beherrscht hatte, wiedererwecken, vergass aber dabei, dass sie bei der Begründung des Kaisertums die altgewohnten waren und daher natürlich erschienen, jetzt aber, nachdem sie lange abgekommen waren, nur noch Verwunderung und Gelächter erregten. So ging er am 1. Januar 362 im Gefolge der Consuln mit, die er kurz vorher ernannt hatte, und erwies ihnen alle Ehrerbietung, die der gemeine Bürger ihnen schuldig war. Auch nahm er in Constantinopel persönlich teil an den Sitzungen des Senats, was seit Jahrhunderten selbst in Rom kein Herrscher mehr getan hatte; und das mit Recht, denn für die Regierung des Reiches bedeuteten sie garnichts mehr, sondern beschäftigten sich nur noch mit der städtischen Verwaltung, in die der Kaiser nicht einzugreifen brauchte. Doch er fühlte sich als Sophisten und fand Freude daran, sich für die Reden, die er in schlaflosen Nächten ausgearbeitet hatte, von dem vornehmsten Publikum des Reiches beklatschen zu lassen. Die Untertanen aber, die ein solches Verhalten bei ihrem Herrscher längst nicht mehr gewohnt waren, wussten nicht, wie sie sich dabei zu benehmen hatten. Machte er sich nach ihrem Empfinden mit ihnen gemein, so wurden sie, indem sie in seinen Ton einzustimmen suchten, nur zu leicht unverschämt und verletzten das stolze Gefühl seiner Kaiserwürde, das ihn bei aller Leutseligkeit doch nie verliess. Der kleine, schmutzige Mann mit den schnellen, eckigen Bewegungen, der doch etwas so Grosses und Feierliches vorstellen wollte,

reizte ohnehin zum Lachen; wieviel mehr, wenn er immer wieder tat, was kein anderer Mensch an seiner Stelle getan hätte! Und ausgelacht zu werden, war gerade das, was er am wenigsten vertragen konnte. So wurde es ihm in jeder Residenz, die er sich im Verlauf seiner kurzen Regierung erwählte, auf die Dauer ungemütlich. Überall empfing man ihn mit Jubel und Ehrerbietung; doch lernte man ihn erst genauer kennen, so rief seine wunderliche Art unfehlbar die Spottlust wach, und da er nicht sich selbst, sondern der Bevölkerung die Schuld zuschrieb, fasste er einen bitteren Hass gegen jede Stadt, in der er sich längere Zeit aufgehalten hatte. Nur Paris machte eine Ausnahme. Hier hatte er als Krieger unter barbarischen Kriegern gelebt, die, an die Konvenienz des zivilisierten Römertums nicht gewöhnt, seine Formlosigkeit nicht als solche empfanden. Auch hatte er unter dem Zwange des Hofes, mit dem Constantius ihn umgeben hatte, sich nicht so frei gehen lassen dürfen, wie er es als Augustus tat. So war er in Gallien geliebt und bewundert geblieben und bewahrte daher in der üppigen Pracht des Ostens, die seinem asketischen Sinne zuwider war, dem halbbarbarischen Städtchen an der fernen Seine immer ein sehnsüchtiges Andenken. Doch schon in Constantinopel hielt er es kaum ein halbes Jahr aus. Im Mai 362 verliess er die christliche Stadt, besuchte unterwegs Pessinus, das ihm als älteste Kultstätte der Göttermutter ehrwürdig war, und schlug dann seine Residenz in Antiochia auf, unter dessen hochgebildeter Bevölkerung er auf besseres Verständnis hoffte. Er hatte die Absicht, die Stadt hoch zu ehren und prächtig zu schmücken; wie er selbst sagte, wollte er sie zu einer marmornen machen. Doch bei den witzigen

Semiten Syriens fand er noch beissenderen Spott und noch schwerere Enttäuschung. Mit sechs Freunden, die er mitgebracht hatte und denen sich in Antiochia noch der Redner Libanius als siebenter anschloss, betete er zu seinen Göttern, hielt sich der Menge fern und suchte sie zu verachten. Aber dies schweigend zu tun, konnte er doch nicht über sich gewinnen. Er rächte sich durch jene Streitschrift, die seine eigene spartanische Tugend im Gegensatze zu der entarteten Verweichlichung der Antiochener pries, und gelobte bei seinem Auszuge in den Perserkrieg, nie mehr in ihre Stadt zurückzukehren. Doch auch in Constantinopel wollte er nicht mehr hausen, sondern gedachte es jetzt mit Tarsus zu versuchen, wo es ihm jedenfalls nicht besser ergangen wäre. Dieser neue Schmerz sollte ihm erspart bleiben; ehe seine jugendliche Hoffnungsfreudigkeit in dem bitteren Gefühl, immer wieder verkannt zu werden, völlig unterging, nahm ihn ein gütiges Geschick von dieser bösen Erde hinweg. So blieb er zu seinem Heil vor dem finsteren Pessimismus bewahrt, dem der Idealist, wenn er alt genug wird, reiche Erfahrungen zu sammeln, nicht leicht entgeht.

Zu der Entfremdung von seinem Volke trug sein religiöser Übereifer nicht wenig bei. Mit der Begeisterung, wie sie überzeugten Renegaten eigen zu sein pflegt, schwelgte er in ekstatischer Frömmigkeit, versammelte um sich Philosophen und Occultisten, war unermüdlich in der Befragung jeder Art von Vorzeichen, schrieb Lobreden auf den König Helios und die Göttermutter, hielt alle Fastengebote der Mysterien mit abergläubischer Strenge und trieb, so sparsam er sonst war, doch in Opfertieren wüste Verschwendung. Zweimal täglich opferte er, am

Morgen und am Abend, und zwar liess er das nicht durch Priester tun, sondern schlachtete selbst die Tiere, schleppte auf höchsteigenem Rücken das Holz zum Altar und blies selbst das Feuer an; bei festlichen Gelegenheiten fielen ganze Hekatomben. Als man in Ägypten, wo der alte Apis selig verstorben war, nach langem Suchen einen Stier auffand, der die vorgeschriebenen Abzeichen des Göttertieres an sich trug, rief dies bei dem Kaiser solche Freude hervor, dass er ihn sogar auf seinen Münzen abbilden liess. Dass alles dies den Christen Anstoss gab, versteht sich von selbst; doch auch die Heiden fanden es übertrieben. Man nannte ihn spöttisch den Stierbrenner oder den Opferknecht, und das Rindvieh auf den Geldstücken, die Julian in aussergewöhnlicher Menge schlagen und verbreiten liess, erregte allgemeine Heiterkeit. Aber da die Gunst der Himmlischen durch die „Gottlosigkeit" Constantins und seiner nächsten Nachfolger dem Reiche verwirkt sein konnte, wollte er sie durch verdoppelte Spenden wiedergewinnen und zugleich seine Untertanen durch sein Beispiel zur Nachahmung anregen. Und nötig genug war dies; denn durch den kostenlosen Gottesdienst der Christen verführt, waren auch diejenigen, welche noch am Heidentum festhielten, in ihren Darbringungen sehr karg geworden. Als das Jahresfest des Apollo begangen wurde, den man bei Antiochia in dem Hain Daphne verehrte, hoffte Julian hier ein frohes Gedränge feiernder und spendender Bürger zu sehen; doch fand er alles leer. Nur der Priester selbst brachte ein Opfer dar, und dieses bestand in einer ärmlichen Gans. Bei seiner Reise durch Kappadokien fand er Leute, die nach seinem Wunsch zu opfern bereit waren, aber den Ritus nicht mehr kannten. So

waren die Traditionen des alten Glaubens auch bei denen, die ihm noch anhingen, halb erstorben; um so eifriger aber war Julian bemüht, ihn in aller seiner Herrlichkeit aufzuerwecken.

Um die mannigfachen Riten, die bei jedem Gott und bei jeder Art des Opfers zu beobachten waren, genau feststellen zu können, bediente er sich vor allem zweier anerkannter Autoritäten, für die Kulte des Westens des Vettius Agorius Praetextatus, für die des Ostens seines alten Lehrers Maximus. Der erstere war ein römischer Senator von jener pietistischen Gläubigkeit, wie sie uns in dieser gesunkenen Zeit bei den Heiden nicht weniger als bei den Christen so oft begegnet. Er hatte sich und seine Gattin Paulina in alle nur denkbaren Mysterien einweihen lassen und zugleich als fleissiger Gelehrter die religiösen Altertümer Roms nach den Büchern der Antiquare gründlich studiert, sodass er für die Erneuerung des Toten und Vergessenen ein sehr brauchbarer Führer sein konnte. Julian hatte ihn zufällig in Constantinopel angetroffen und zum Proconsuln von Achaia ernannt, wahrscheinlich damit er dort für die Pflege der eleusinischen Mysterien Sorge trage. Doch behielt er ihn zunächst noch in seiner Umgebung, um für die Herstellung des alten Kultus seines kundigen Rates zu geniessen. Den Maximus, der als erster Kenner der Weissagekunst und des orientalischen Zaubers galt, hatte Julian, sobald er in Constantinopel eingezogen war, zu sich berufen. In allen Städten Kleinasiens, die der Wundertäter bei seiner Reise durchzog, wurde er von den Beamten und Decurionen wie ein Fürst empfangen; das Volk umdrängte ihn mit lauten Jubelrufen, und seine Frau bestürmten die Weiber mit Glückwünschen und Bitten

um gütige Fürsprache. Als dann seine Ankunft dem Kaiser, der eben einer Senatssitzung beiwohnte, gemeldet wurde, rannte dieser in vollem Lauf zur Curie hinaus, umarmte und küsste ihn auf offener Strasse und stellte ihn darauf den versammelten Vätern in einer extemporierten Lobrede als seinen hochverehrten Lehrer vor. Später musste er ihn nach Antiochia und endlich auch bei seinen persischen Feldzuge begleiten, weil seine Kenntnis der Zukunft dem gläubigen Jüngling von unschätzbarem Werte schien. Es ist nicht zu verwundern, dass diese hohe Stellung dem Gaukler zu Kopfe stieg. Er zeigte sich hochfahrend gegen Untergebene, benutzte das Vertrauen des Kaisers, um Reichtümer zu sammeln, und erntete solchen Hass, dass er sich nach dem Tode Julians sogar in dem Volksgeschrei des Theaters kundgab. Und wie seine Zauberkünste ihn erhoben hatten, so brachten sie ihm unter den christlichen Nachfolgern seines Gönners Folter und Tod.

Es ist nicht zu bezweifeln, dass er bei den Maassregeln, die Julian zur Wiederaufrichtung des sinkenden Heidentums ergriff, immer um Rat gefragt wurde; ohne göttliche Bestätigung, wie sie ihm teils die weissagende Kraft des Maximus, teils das Orakel des didymäischen Apollon gewähren mussten, hätte Julian keine Neuerung in den religiösen Bräuchen gewagt. Doch kannte man den kräftigen Eigenwillen des kaiserlichen Jünglings wohl gut genug, um nur zu raten, was dieser selbst wünschte. Denn sowohl die guten und klugen Gedanken, als auch die grossen Torheiten der heidnischen Reaktion entsprechen so genau dem Charakter Julians, dass wir in ihr zweifellos sein eigenstes Werk erkennen dürfen. Man hat oft hervorgehoben, dass die Neuerungen, die er ein-

führte, fast alle dem Christentum entlehnt sind, das er ja aus den geistlichen Studien seiner Jugendjahre sehr genau kannte. Gewiss ist das richtig; doch soll man dabei nicht vergessen, dass die beiden Religionen sich damals wohl in Kultus und Gottesbegriff, nicht aber in den moralischen und sozialen Anschauungen unterschieden, und eben diese waren es, denen seine Reformen Ausdruck gaben. Das Heidentum, mochte es auch durch die neuplatonische Philosophie stark modernisiert sein, stammte doch in seinen Grundformen aus grauer Vorzeit; das Christentum dagegen war mit den Anfängen des Kaisertums zugleich entstanden und hatte mit dessen Weiterentwicklung stetig Schritt gehalten. So war es zur zeitgemässen Religion geworden, und jeder Reformator, der von dem Geiste dieser Zeit nicht ganz unberührt war, konnte daher nur in seinem Sinne wirken, auch wenn er ihm prinzipiell noch so feindlich gegenüberstand.

Was diesen Zeitgeist vor allem andern kennzeichnet, ist ein schrankenloser Despotismus über willenlosen Knechten; dies Merkmal aber tritt in der Kirchengemeinde noch kräftiger hervor, als in Stadt und Reich. Der gute Christ liebte, wen sein Bischof liebte, hasste, wen sein Bischof hasste, und glaubte, was sein Bischof befahl; und sah man diesen bedroht, so scharten sich um ihn kampfbereite Banden, die schon oft die Ausführung kaiserlicher Befehle unmöglich gemacht oder um Jahre verzögert hatten. Der heidnische Priester dagegen konnte auf seine Glaubensgenossen höchstens durch Orakel und Zauberkünste wirken; während in der Person des Bischofs der ganze christliche Kultus seinen Mittelpunkt fand, diente er nur einer Gottheit, die neben vielen andern stand und die auch der Frömmste ohne Gewissens-

bisse vernachlässigen konnte, wenn er es vorzog, andern Göttern seine Opfer darzubringen. Gerade dadurch, dass seine Priesterschaft so wenig Einfluss besass, war das Heidentum für die Kaiser eine höchst bequeme Religion, und zu jener Zeit, wo Constantius eben erst so schwere Kämpfe gegen seine Bischöfe ausgefochten hatte, hätte man dies am lebhaftesten empfinden müssen. Doch Julian lag weniger an seiner eigenen Macht, als an der Macht seines Glaubens, und dass die Widerstandskraft der christlichen Gemeinden in der straffen Einheitlichkeit der bischöflichen Gewalt eine feste Stütze fand, unterlag keinem Zweifel. So wollte denn der Kaiser auch für seine Heiden eine Art von Episcopat schaffen, zugleich aber dafür sorgen, dass die Inhaber desselben nicht, wie bei den Christen, immer untereinander im Streite lagen. Das Mittel, um dem vorzubeugen, sollte eine Hierarchie bieten von ganz ähnlicher Art, wie sie sich damals auch in der christlichen Kirche zu entwickeln begann, aber erst im Mittelalter ihren Abschluss finden sollte. Schon seit Augustus war der Kaiser Pontifex maximus; kraft dieses Titels sprach Julian sich die Rechte zu, die später der Papst in Anspruch nahm und zum Teil auch wirklich erlangte, vor allem die letzte Entscheidung in Fragen des Glaubens und Kultus, die Ernennung und Absetzung der höchsten Priester und eine Art von Appellationsgericht über die niederen. Doch nach seiner Absicht bedeutete dies keinen unfehlbaren Despotismus; denn er ernannte keinen Priester und selbst keinen weltlichen Beamten und fasste überhaupt keinen wichtigen Entschluss, ohne vorher durch irgend ein Mittel der Weissagekunst die Götter zu befragen, betrachtete sich also nur als das Organ ihres ausgesprochenen

Willens. Unter ihm standen, den christlichen Metropoliten entsprechend, aber nicht durch Synoden gewählt, sondern, wie schon gesagt, durch den höchsten Pontifex ernannt, die Oberpriester der Provinzen. Sie bestellten die niedrigere Geistlichkeit, hatten ihre Führung zu beaufsichtigen und besassen das Recht, sie wegen religiöser oder sittlicher Vergehen abzusetzen. Die nächste Instanz bildeten dann die Oberpriester der Städte, denen die Priester der einzelnen Götter und Tempel ebenso untergeben waren, wie die christlichen Presbyter ihrem Bischof. Wie man sieht, schloss diese ganze Organisation sich der neuentstandenen kirchlichen vollständig an; ganz unchristlich war daran nur, dass neben den Priestern in allen ihren Graden auch Priesterinnen standen, um den Dienst der weiblichen Gottheiten zu leiten oder zu überwachen.

Die Priester sollten ihre Würde den weltlichen Beamten gegenüber wahren und diese ihnen die gleichen Ehren erweisen, welche die christlichen Bischöfe in Anspruch nahmen. Die Privilegien, die diesen und ihrem Klerus von Constantin und seinen Söhnen in so reichem Maasse gewährt waren, vor allem die Befreiung vom Decurionat, wurden ihnen natürlich entzogen und auf die heidnische Priesterschaft übertragen. Bei deren Auswahl sollten nicht Reichtum und Vornehmheit, sondern nur sittliche Eigenschaften maassgebend sein. Die erste und wichtigste war die Frömmigkeit, die sich namentlich darin äussern musste, dass der Priester sowohl in seiner Familie als auch in seiner Dienerschaft keine Christen dulden, sondern alle, die ihm nahe standen, zum Heidentum bekehren sollte. Selbstverständlich musste er bei Ausübung seines Amtes die vorgeschriebenen Bräuche streng

beobachten; aber auch wenn seine priesterlichen Pflichten ihn nicht in Anspruch nahmen, sollte er dreimal täglich beten oder mindestens zweimal, bei Sonnenaufgang und -untergang. Auch im übrigen sollte seine ganze Lebenshaltung eine heilige sein; nur selten sollte er sich auf dem Markte zeigen, keine Theater oder sonstigen Spiele besuchen, ausser wenn sie durch den Kultus vorgeschrieben waren, nicht mit Schauspielern oder Wagenlenkern verkehren, jeden Kleiderprunk vermeiden, nicht durch Witze zum Lachen reizen, nur ernste Bücher lesen, namentlich philosophische, aber nicht die Schriften der Epikureer oder Skeptiker, noch weniger Erotisches oder gar Schlüpfriges, wie Romane, Komödien und Satiren. Die volle Verkörperung seines asketischen Ideals konnte Julian nicht von allen seinen Priestern verlangen, da er sonst die genügende Zahl von Kandidaten kaum gefunden hätte; doch war es ihm erwünscht, unter seinen Glaubensgenossen Leute zu haben, die, gleich den Kynikern, auch in dieser Art der Heiligkeit mit den Christen wetteiferten. Er gründete daher heidnische Mönchs- und Nonnenklöster, die freilich während seiner kurzen Regierung kaum fertig geworden sein, geschweige denn sich gefüllt haben können. Vor allem aber schrieb er seinen Priestern vor, es in den Werken der Barmherzigkeit den Christen gleichzutun und sie, wo möglich, noch zu übertreffen. Auch sie sollten Arme speisen, Fremde bewirten, Gefangene besuchen, Tote begraben, und das zwar ohne Unterschied des Bekenntnisses. Denn wie die Christen durch solche Mittel viele bekehrt hatten, so hoffte er dadurch auch einige von ihnen zum Heidentum zurückzuführen. Diese Mildtätigkeit sollten die Priester aus ihrem eigenen Vermögen üben und auch ihre Gläubigen

dazu anhalten; doch wurde ihnen dafür auch ein ansehnlicher Staatszuschuss gewährt, und der Kaiser sorgte für die Erbauung von Hospitälern und Häusern zur Beherbergung armer Reisenden.

Im Kultus entlehnte Julian den Arianern, deren entschiedensten Vertreter Aëtius er trotz seines Christenhasses hoch verehrte, den noch durch Arius selbst eingeführten Kirchengesang, in dem auch er, wie später die Orthodoxen, ein sehr wirksames Lockmittel erkannte (III S. 392). Die Priester sollten heilige Hymnen, die teils noch aus dem früheren Altertum herstammten, teils neu gedichtet waren, auswendig lernen und sie beim Gottesdienst im Wechselgesange mit Männerchören vortragen, zu deren Ausbildung in Alexandria eine besondere Schule gegründet wurde. Ferner scheinen sie nach dem Muster der christlichen Bischöfe das Recht erhalten zu haben, kirchliche Strafen in verschiedenen Abstufungen den Sündern aufzulegen. Namentlich aber sollten sie predigen und dabei teils ihre Gemeinden zum Guten ermahnen, teils den tieferen Sinn der heidnischen Mythen erklären, so dass diese, allegorisch ausgelegt, dass Anstössige verloren, das ihnen die Christen immer wieder vorwarfen. Dass die meisten dieser Anordnungen Projekte blieben und viele unausführbar gewesen wären, auch wenn Julian länger gelebt hätte, versteht sich von selbst.

Schon die Zeitgenossen haben es ihm zum Vorwurf gemacht, dass er die Einrichtungen der Kirche, die er so hitzig bekämpfte, als ihr Affe nachgeahmt habe, und auch er selbst war sich dessen zum Teil bewusst. Doch wie schon gesagt, entsprach er damit nur Anschauungen, die dem Heidentum seiner Zeit ebenso geläufig waren, wie seinen christlichen Gegnern. Er selbst meinte zwar, nur dessen uralte Überlieferungen

zu neuem Leben zu erwecken, aber wo er dies wirklich tat, kam er mit seinen eigenen Überzeugungen in Konflikt. So wenn er, der streng asketisch lebte, alle geschlechtlichen Verirrungen schroff verurteilte und selbst die Schauspieler vom Umgange seiner Priester ausschloss, mit den Eunuchen der Göttermutter oder den Hetären der Venus-Astarte Festzüge hielt und Orgien feierte, nur weil diese Formen des Kultus in die Urzeit zurückgingen und, allegorisch erklärt, eine sehr schöne Bedeutung hatten.

In seiner Verehrung für alles, was aus dem grauen Altertum herstammte, übertrug er seinen Hass gegen das Christentum nicht auch auf dessen Vorläufer, die jüdische Religion, sondern begünstigte sie in jeder Weise. Er war der Überzeugung, dass jedem Volke seine besonderen Götter zugeteilt seien, die über dessen Schicksalen wachten, und dass nur hieraus sich die Verschiedenheit der Nationen in Sitten und Charakter erklären lasse. So konnte es ihm nicht anstössig sein, dass die Juden einzig dem Gotte Israels dienen wollten, und dass ihnen in der Bibel blutige Opfer geboten waren, wie er selbst sie mit so heissem Eifer darbrachte, erregte seine Sympathie. Er befreite sie daher von den Steuern, die sie als Juden zu tragen hatten, forderte sie auf, für sein Wohlergehn zu beten und ihren alten Opferdienst zu erneuern, und als sie darauf erwiderten, dass dies nach ihrem Gesetz nur im Tempel von Jerusalem geschehn könne, gab er den Befehl, ihn in aller seiner Pracht wieder aufzubauen. Dabei leitete ihn wohl auch die Absicht, die Weissagung Jesu, dass von dem Tempel kein Stein auf dem andern bleiben solle, zu Schanden zu machen; doch zur Freude der Christen sollte er enttäuscht werden. Im Winter 362/63 wurde der Osten des

Reiches von wiederholten Erdbeben heimgesucht, und eines derselben, bei dem zugleich Flammen aus dem Boden schlugen, tötete viele von den Arbeitern, die bei dem Tempelbau beschäftigt waren, und setzte auch die übrigen so in Schrecken, dass sie ihre Tätigkeit unterbrachen, um sie nie wieder aufzunehmen. Denn der Tod des Kaisers, der bald darauf eintrat, setzte auch diesem christenfeindlichen Bestreben sein Ziel.

Wie diese Maassregel, so gingen auch alle andern, mit denen Julian dem Christentum entgegenzuwirken strebte, aus dessen genauer Kenntnis hervor. Schon dass er gesetzlich verordnete, die Anhänger der neuen Religion seien nach der Heimat ihres Gründers künftig Galiläer zu nennen, und ihnen so die Bezeichnung eines kleinen und wenig geachteten Stammes als Schimpfnamen anhängte, ist ein deutliches Zeichen davon. Für seinen Glauben Propaganda zu machen, war er eifrig bemüht; doch wusste er, dass das Blut der Märtyrer der Same der Kirche war. Er erklärte daher öffentlich, die Unverständigen nur belehren, nicht bestrafen zu wollen, vermied jede Gewalt und hielt an dem Grundsatze der vollsten Religionsfreiheit mit eiserner Konsequenz fest, am liebsten natürlich, wenn die Christen selbst ihn verletzt hatten. So empfing der Bischof Eleusius von Cyzicus, der noch unter Constantius eine Kirche der novatianischen Sekte hatte niederreissen lassen, von Julian den Befehl, sie bei strenger Strafe innerhalb zweier Monate auf eigene Kosten wieder aufzubauen. Doch auch er selbst nahm seinen religiösen Gegnern nur selten eines ihrer Bethäuser, ausser wenn diese früher heidnische Tempel gewesen waren. Soweit die Belehrung seiner Priester und Philosophen nicht ausreichte, um die Christen zu bekehren, half er ihnen durch die Entziehung welt-

licher Vorteile nach. Er erklärte christlichen Städten offen seine Ungnade und schlug ihre Bitten ab, ja er degradierte sogar Majuma, das Constantin um seines Glaubens willen erst zur Stadt erhoben hatte, wieder zum Dorf. Dasselbe Schicksal erfuhr Caesarea in Kappadokien, ja es wurde noch härter gestraft, weil seine Bürger gewagt hatten, noch unter Julians Regierung einen Tempel niederzureissen. Besondere Freude aber machte es ihm, die Gläubigen dadurch zu benachteiligen, dass er sie mit boshaftem Spotte zwang, ihre eigenen Lehren zu befolgen. Die Bibel verbot, das Schwert zu ziehen; daraus ergab sich, dass die Christen weder Soldaten sein, noch Statthalterschaften oder andere richterliche Ämter bekleiden durften, weil sie in jedem gezwungen sein konnten, Todesurteile zu verhängen. Sie hielten jede Berührung mit dem Heidentum für befleckend und meinten, dass ihr Gebet und ihr Kreuzeschlagen die Kräfte der Dämonen lähme: folglich konnten sie nicht am Hofe eines Kaisers dienen, der durch Weissagekünste und Opfer immerfort mit den Dämonen im Verkehr stand. Sie erklärten die heidnischen Mythen für unsittlich und wollten nichts von ihrer allegorischen Bedeutung wissen: daraus folgte, dass sie den Unterricht in der Grammatik, der ganz auf Homer beruhte, also fortwährend mit jenen Mythen zu tun hatte, nicht erteilen durften. Sie gaben vor, die Künste der Rhetorik zu verachten; mithin konnten sie auch nicht Lehrer der Rhetorik sein.

Übrigens ging Julian bei diesen Neuerungen nur tastend und zögernd vor, ja den Ausschluss der Christen von Kriegsdienst und Staatsämtern hat er, wie es scheint, gar nicht durch Gesetz verfügt, sondern nur tatsächlich durchgeführt, und auch das mit

vielen Ausnahmen. Seine ersten Versuche zur Massenbekehrung machte er am Heere, wo sie für ihn am wichtigsten und gefährlichsten waren, und dort gelangen sie wunderbar leicht. Die Barbaren und Halbbarbaren, die es bildeten, waren noch nicht von jenem Pietismus des dekadenten Römertums ergriffen, der am Erdenleben verzweifelte und alle Hoffnung auf ein besseres Jenseits richtete. Ihre Seelen waren daher für die Aufnahme des Christentums sehr schlecht vorbereitet. Unter Constantin und seinen Söhnen werden die meisten sich der Religion ihrer Herrscher angeschlossen und dann auch ihre Kreuze geschlagen und die vorgeschriebenen Gebete hergesagt haben, ohne sich viel dabei zu denken. Denn das Dogma von der Erlösung zu verstehen, waren die meisten gewiss ausser Stande. Für sie war Christus nur ein siegbringender Gott, gleich Mithras oder Wodan, und innerlich hinderte sie nichts, zu diesen zurückzukehren, wenn ihr neuer Kaiser es verlangte. Nach Julians Tode sollte ihnen zuerst ein Heide als Kandidat für den erledigten Thron vorgestellt werden, und erst als dieser ablehnte, entschied man sich für einen Christen. Dass sie beide mit denselben Akklamationen begrüsst hätten, bezweifelte keiner; so gleichgiltig war ihnen die Religion ihres Herrschers. Als daher Julian in Naissus seine Dankhekatomben opferte und dabei natürlich das Fleisch der geschlachteten Tiere unter die Soldaten verteilen liess, scheinen nur sehr wenige den Opferbraten, der für die Christen ja streng verpönt war, von sich gewiesen zu haben. Dies ermutigte ihn, als er in Antiochia angelangt war, auch an den Truppen des Orients seine Bekehrungskünste zu versuchen.

Als ihn die Soldaten in Paris zum Augustus ausriefen, hatte er ihnen zum ersten Mal ein Donativ

versprochen; es betrug je fünf Solidi und ein Pfund Silber auf den Kopf des Gemeinen, das sind zusammen in unserem Gelde etwa 127 Mark, also eine ganz stattliche Summe. Wahrscheinlich wurde sie bezahlt, nachdem er sich Constantinopels und seiner Schätze bemächtigt hatte. In Antiochia verteilte er eine neue Gabe und benutzte dies, um die Empfänger für seinen Glauben zu gewinnen. Der Sitte gemäss übergab der Kaiser jedem Soldaten persönlich das Geldgeschenk; daneben aber war ein Altar aufgestellt, auf dem jeder, ehe er es empfing, ein paar Körner Weihrauch verbrennen musste. Die meisten taten dies ohne Bedenken, und die wenigen, in denen Zweifel sich regten, folgten doch der Masse, so dass keiner sich ausgeschlossen zu haben scheint. Doch später machte man ihnen klar, dass sie durch dies heidnische Opfer Christus abgesagt und ihre Seele den Dämonen verschrieben hätten. Einzelne sehr eifrige Christen suchten darauf den Kaiser auf, warfen ihm das Geld vor die Füsse und verlangten, durch die Weihe des Martyriums von ihrer Todsünde gereinigt zu werden; Julian aber tat ihnen nicht den Gefallen, sondern bestrafte sie nur mit Entlassung und Verbannung. Sein Zorn über diesen Bruch der Disziplin wurde durch die Freude, dass ihrer so wenige waren, bei weitem überwogen. Denn er sah, dass das Heer in seiner ungeheuren Mehrzahl zum Opferdienst bereit war und dass er diejenigen, welche ihn weigerten, werde entlassen können, ohne damit seine Truppenmacht wesentlich zu vermindern.

Noch viel einfacher erwies sich die Reinigung des zivilen Beamtenstandes. Denn da Julian ohnehin neun Zehntel desselben entliess, fiel es ihm nicht schwer, nur solche Männer zurückzubehalten, die ent-

weder dem alten Glauben treu geblieben waren oder ihr Christentum abschworen.

Gegen die Lehrfreiheit schritt er erst in Antiochia ein, vielleicht auf den Rat des Libanius, dem es nur angenehm sein konnte, wenn er seine christlichen Konkurrenten los würde. Dessen Schriften hatte er schon als Knabe bewundert und studiert (S. 207); als Jüngling war er mit ihm in Briefwechsel getreten, und als er ihn in Antiochia persönlich kennen lernte, gewann der berühmte Redner schnell bei ihm grossen Einfluss. Am 17. Juni 362 verfügte Julian, dass keiner sich als Lehrer in einer Stadt niederlassen dürfe, ehe er durch einen Beschluss ihrer Decurionen als würdig anerkannt sei und der Kaiser denselben bestätigt habe. Damit waren die Christen noch nicht prinzipiell ausgeschlossen, wohl aber konnte dies in jedem einzelnen Falle geschehn. Schon in diesem Gesetze war es ausgesprochen, dass bei einem Lehrer der Jugend in erster Linie die sittlichen Eigenschaften, erst in zweiter die rednerische Befähigung in Betracht zu ziehen sei. Sehr bald spann Julian diesen Gedanken weiter aus und gelangte so zu dem vielbesprochenen Edikt, dessen Wortlaut uns noch erhalten ist. Der Unterricht, so erklärt er darin, bezwecke nicht nur Bildung des Geistes, sondern auch des Charakters und dürfe daher nur von aufrechten und wahrheitsliebenden Männern erteilt werden. Wenn aber christliche Lehrer heidnische Schriftsteller als Musterbeispiele interpretierten, deren Inhalt sie prinzipiell verwerfen müssten, so liege darin eine innere Unwahrheit, die sie als sittlich minderwertig erweise. Sie dürften daher nicht mehr Homer und die andern Klassiker behandeln, sondern könnten sich, wenn sie Lust dazu hätten, an Matthäus und Lukas halten.

Wie man sieht, waren damit die Christen nicht eigentlich von der Schule, sondern nur von der Interpretation der heidnischen Schriftsteller ausgeschlossen; da aber die ganze Methode des Unterrichts an diesen ausgebildet war und man eine andere zur Zeit nicht kannte, wurde damit ihre Lehrtätigkeit dennoch lahmgelegt. So ist denn auch dies Gesetz als ein Verbot derselben von den Zeitgenossen aufgefasst worden, und ohne Zweifel war dies im Sinne des Kaisers.

Am Schlusse des Ediktes erklärt er, der christlichen Jugend den Besuch der übrigbleibenden Schulen nicht untersagen zu wollen. Aber wenn er dies ausdrücklich hervorhebt, so ergibt sich schon daraus, dass er sich mit dem Gedanken eines solchen Verbotes getragen hatte, und wenig später ist er bei ihm zur Reife gediehen. Anfangs mochte er glauben, dass heidnische Lehrer die Schüler zu ihrem Glauben zurückführen würden; doch hatte die Erfahrung dies längst widerlegt. Denn von den zahlreichen Christen, die bei Libanius oder Themistius gehört hatten, war kaum einer abgefallen, vielmehr benutzten sie die von jenen erlernte Redekunst, um das Heidentum nur um so wirksamer zu bekämpfen. Um dies zu verhindern, erliess er ein neues Gesetz. Die Christen, so sagte er darin, sollten künftig nicht mehr bei den Heiden Dialektik und Redekunst lernen, um sie gegen ihre Lehrer auszubeuten. Gründe und schön griechisch Reden gehöre denen, welche die Götter verehrten; die Christen verachteten Gründe und Bildung; ihre ganze Weisheit sei: „Du sollst glauben!“ Daher solle es ihren Kindern nicht mehr gestattet sein, die heidnischen Schulen zu besuchen. Doch ist dies Gesetz wohl kaum zur Durchführung gelangt, weil es erst den allerletzten Monaten von Julians Regierung angehören kann.

Obgleich diese Bestimmungen nur das gesetzlich festlegten, was die Christen theoretisch immer gefordert, praktisch freilich nie durchgeführt hatten, wurden sie von diesen doch als grimmigste Tyrannei verschrien. Sie jammerten, dass sie dadurch aller Bildungsmittel beraubt und auf ewig mundtot gemacht würden, während vielmehr, wenn jene Edikte Dauer gehabt hätten, sie nur hätten zur Folge haben können, dass eine christliche Bildung an die Stelle der heidnischen getreten wäre. Noch unter Julians kurzer Regierung wurde diese Konsequenz von den beiden Apollinaris, Vater und Sohn, gezogen. Um dem grammatischen Unterricht eine neue, christliche Grundlage zu geben, brachten sie die Bibel in Verse, und zwar zum Teil in Hexameter, zum Teil in alle möglichen lyrischen Maasse, zum Teil auch in dialogisch dramatische Form. Schön werden diese Hastprodukte nicht gewesen sein; doch um an ihnen Grammatik, Versmaasse und Redeformen zu lernen, waren sie jedenfalls gut genug, und mehr brauchte man tatsächlich nicht. Denn den Christen war es ja nicht verboten, Homer und Sophokles, Platon und Demosthenes zu lesen, sondern nur, sie dem grammatischen und rhetorischen Unterricht zu Grunde zu legen, und ihrem Verständnis hätte es wirklich nichts geschadet, wenn man sie künftig nicht mehr in der Schule gepaukt hätte. Wenn die abgebrauchte Lehrmethode, die seit mehr als fünf Jahrhunderten kaum eine nennenswerte Veränderung erfahren hatte, durch Julian zu Fall gekommen wäre und er die Christen gezwungen hätte, eine neue auszuarbeiten, so hätte ihnen das nur zum Segen sein können. Doch die geistige Trägheit der Zeit war zu gross, um dies einzusehn. Sobald man nicht mehr in derselben Form Bildung erwerben konnte, wie die

Väter, Grossväter und Urahnen es getan hatten, meinte man, ganz bildungslos bleiben zu müssen, und begrüsste es als einzige Rettung, dass der frühe Tod Julians diese Befürchtung zu Schanden machte. Die mühsame Arbeit der beiden Apollinaris wurde in die Ecke geworfen, der Homer wieder auf den Tisch gelegt, und man trottete auf den gewohnten Wegen weiter im uralten Schlendrian.

Mochte Julian auch den Standpunkt seines Platon teilen, dass das Gesetz der oberste Herrscher im Staate sein müsse, darin blieb er doch der römische Despot, dass er niemals zögerte, aus rein persönlichen Gründen von allen Gesetzen, auch von seinen eigenen, Ausnahmen zu gestatten. So wurde dem Proaeresius in Athen, obgleich er Christ war, die Fortsetzung seiner Lehrtätigkeit gestattet; doch wies er diese Bevorzugung vor seinen Glaubensgenossen stolz zurück. Auch sonst erwies sich der Kaiser gegen manche Christen, die er kannte und schätzte, z. B. gegen Aëtius und den Arzt Caesarius, als huldvoller Gebieter: im allgemeinen aber galt für ihn der Grundsatz, dass die Freunde der Götter auch seine Freunde sein müssten. Wie er seine Beamten anwies, die Christen zwar nicht zu bedrücken, aber wo sich dazu Gelegenheit biete, doch die Heiden zu bevorzugen, so verfuhr auch er selbst. Zu Beamten ernannte er nur seine Glaubensgenossen, vor allem solche, die sich durch irgend welche literarischen Leistungen bekannt gemacht hatten, und diese Art des Vorgehens erwies sich als höchst erfolgreich. Um Ämter oder Geschenke zu erlangen, liessen Unzählige, darunter selbst einzelne Bischöfe, sich bekehren; auch jener Sophist Hecebolius, der, weil er Christ war, den Knaben Julian hatte unterrichten dürfen (S. 206), fiel jetzt dem Manne zu Liebe zum Heidentum ab.

Als der Kaiser tot war, warf er sich dann wieder vor der Kirchentür in den Staub, schrie den Vorübergehenden zu: „Tretet mich unter die Füsse, das Salz, das faul geworden ist!“ und wird durch eine so rührende Bussfertigkeit gewiss die Wiederaufnahme in die Christengemeinde erzielt haben. Und wie das Heer Julians unter seinen christlichen Nachfolgern wieder christlich wurde, so dauerte auch bei vielen seiner Beamten und Freunde das Heidentum nicht länger als seine kurze Regierung.

Während Soldaten und Beamte, der physisch kräftigste und der geistig höchstgebildete Teil der Reichsbevölkerung, indifferent genug waren, um den Religionswechsel ihres Herrschers mit Gleichmut hinzunehmen und äusserlich mitzumachen, rief er in anderen Schichten eine Gährung hervor, die sich auf beiden Seiten, der heidnischen wie der christlichen, in rohen Gewalttaten Luft machen sollte. Und wie Ägypten in den religiösen Wirren dieser Zeit immer die erste Rolle gespielt hatte, so übernahm es auch diesmal die Führung.

In dem bunten Völkergemisch, das die Länder des Reiches füllte, sind die Ägypter derjenige Teil, der allen andern am meisten fremd und abstossend erschien und dessen Charakterzüge uns deshalb am lebhaftesten geschildert werden. Denn was uns gewohnt und vertraut ist, beschreiben wir nicht, sondern nehmen es als selbstverständlich hin. Während die andern Provinzen aus den Gebieten wilder Völkerschaften oder kleiner Stadtrepubliken zusammengewachsen waren, beide der Freiheit gewohnt, ehe Rom sie unterwarf, hatte Ägypten seit dem ersten Anfang der bekannten Geschichte unter einem Despotismus gestanden, der ebenso hart und vielleicht noch

härter war, als die Herrschaft der Caesaren. So hatte man sich hier seit mehr als viertausend Jahren einer Regierungsform angepasst, in welche die andern Teile des Reiches sich erst seit drei Jahrhunderten einlebten. Freilich hatte sich auch in ihnen die knechtische Unterwürfigkeit schnell genug entwickelt, wurzelte aber doch nicht so tief in angeerbten Instinkten, wie bei dem Volke, das schon seit der Zeit, wo es die Steinblöcke zu den Pyramiden herbeischleppen musste, zur Sklaverei gezüchtet war. Solange sich bei den Römern noch ein kleiner Rest von republikanischem Empfinden erhielt, hatten sie daher die Ägypter als eine niedrigere Menschenrasse tief verachtet. Als alle anderen Provinzen längst im Senat vertreten waren, blieben sie noch von ihm ausgeschlossen; erst Caracalla öffnete ihnen seine Tore. Und je mehr die übrige Reichsbevölkerung in Knechtschaft versank, desto höher stiegen jene an Achtung und Einfluss, ja seit dem dritten Jahrhundert konnten sie sogar eine Art von geistiger Führerrolle übernehmen. Denn was früher ihr Schimpf gewesen war, wurde jetzt ihr Vorzug, dass sie nämlich den Zuständen, die sich unterdessen im Reich entwickelt hatten, so gut angepasst waren, wie keines seiner anderen Völker, am wenigsten die neueingewanderten Barbaren und deren Nachkommen.

Der Ägypter verstand es meisterlich, sich zu ducken und Mächtigen zu schmeicheln. Aber weil er sie ängstlich und tückisch belauerte, hatte er auch ein scharfes Auge für ihre Schwächen und rächte sich gern für seine Unterdrückung durch giftigen Spott. Um dieser Lust zu frönen, scheute er auch ernste Gefahren nicht, die freilich sehr dadurch vermindert waren, dass ein Witzwort, von einem aufgebracht,

schnell von Tausenden nachgesagt wurde und man bald nicht mehr wusste, von wem es ausgegangen war. Denn auch darin zeigte sich der Rechtssinn, dass man sich allein nicht leicht vorwagte, aber in der Masse versteckt, um so kecker wurde. Ägypten war daher das klassische Land der Krawalle und Revolten; man schlug sich tot um Sänger und Circuskutscher, wie um Bischöfe und Dogmen, ja der kleinste Zank von Privatleuten konnte genügen, um auf beiden Seiten Parteien anzusammeln, die nicht eher ruhten, als bis Blut geflossen war. Wurde dann ein Einzelner gefasst, so setzte er der Obrigkeit die zäheste Kraft passiven Widerstandes entgegen; selbst auf die Folter gespannt, blieb er hartnäckig und starb lieber, als dass er bekannte. Schon seit der Pharaonenzeit wurde durch eine schonungslose Finanzwirtschaft aus dem Volke so viel Geld herausgepresst, wie es irgend hergeben konnte. Gerade deswegen aber hatte man sich gewöhnt, niemals gutwillig zu zahlen, und dem Ägypter galt es fast als Schande, wenn er noch nicht wegen Steuerverweigerung ausgepeitscht war. Den Beamten betrachtete man als natürlichen Feind, war aber doch so gewohnt, nur von seinem Willen Glück oder Unheil zu erwarten, dass man selbst Misswachs und Pest ihm Schuld zu geben pflegte. Je gründlicher das echte Rechtsgefühl unter jahrtausendelanger Willkürherrschaft erstorben war, desto eifriger suchte man den Schein des Rechtes für sich auszubeuten und war daher immer bereit zu prozessieren, sobald man einen Vorteil, ob rechtmässig oder unrechtmässig, davon erwarten konnte. Und hatte man den Richter bestochen, so lauerte man darauf, dass er in Ungnade fiel, um ihm das Geld wieder abfordern zu können. Kaum war Julian zur Alleinherrschaft gelangt und

damit die Sicherheit gegeben, dass die Kreaturen des Constantius ihre Macht verloren hatten, so sammelten sich ganze Scharen von Ägyptern in Constantinopel und klagten auf Herausgabe der Geschenke, die sie jenen gespendet hatten, um durch sie irgend eine Gunst zu erlangen. Vor diesem Andrang wusste sich der Kaiser nur durch eine List zu retten. Er beschied die ganze Bande nach Chalcedon, angeblich um dort ihre Klagen zu hören, und als sie glücklich alle jenseit der Meerenge waren, verbot er den Fährleuten, irgend einen Ägypter nach Constantinopel überzusetzen. Dann erliess er am 1. Februar 362 ein Edikt, dass die Rückforderung derartiger Geschenke untersagte, und befreite sich so von der Entscheidung jener Ägypterprozesse, die ihn in unendlicher Zahl bedrohten.

Die Gewohnheit, sich demütig einer übermächtigen Gewalt zu beugen und ängstlich um Gunst und Gnade zu flehen, macht ein knechtisches Volk auch zu einem religiösen; denn was es seinen irdischen Herrschern gegenüber gelernt hat, das übt es auch vor den himmlischen. So übertrafen denn auch die Ägypter an gläubigem Fanatismus alle andern Völker des Römerreiches. Dies war schon in der Zeit des heidnischen Tierdienstes hervorgetreten. Den Bewohnern von Oxyrynchos war der Stör heilig, denen von Kynopolis der Hund. Da diese ohne Gewissensbisse Störe assen, rächten sich jene, indem sie einen grossen Opferschmaus von Hundebraten veranstalteten. Daraus entstand ein blutiger Krieg zwischen beiden Städten, bei dem die römischen Herrscher Ruhe schaffen mussten. Und diese Kreuzzüge wurden mit solcher Wut ausgekämpft, dass man einmal einen Getöteten in kleine Stücke zerschnitt, die die Sieger unter sich verteilten und roh verschlangen. So waren denn auch

die Christenverfolgungen, die der Pöbel von Alexandria sich auf eigene Faust gestattet hatte, von ganz raffinierter Grausamkeit gewesen; wer sich weigerte, Christus zu schmähen, wurde nicht gleich niedergemacht, sondern lange gemartert, ehe man ihn steinigte oder verbrannte. Nach dem Siege des Christentums hatte dann in den Kämpfen der Orthodoxie gegen die Arianer derselbe Fanatismus sich unter anderen Schlagworten ausgetobt, und Athanasius war als echter Ägypter sein würdiger Anführer gewesen. Doch in diesem konservativsten aller Völker war auch die alte Religion noch lange nicht erloschen, und während die kirchlichen Parteien auf einander losschlugen, benutzten die Heiden mit boshafter Freude die Gelegenheit, um auch ihrerseits bald der einen, bald der andern eins auszuwischen. Als nun ein Herrscher ihres Glaubens zur Regierung kam, waren sie schnell bereit, nicht nur als Bundesgenossen der Orthodoxen oder der Arianer in den christlichen Prügeleien ihre Knüttel zu schwingen, sondern auf eigene Rechnung frisch und fröhlich Krieg zu führen.

Jener Georgius, der den Alexandrinern als Bischof aufgezwungen war (S. 156), hatte alle Mittel angewandt, um sich in der feindlichen Stadt zu behaupten, damit aber nur grösseren Hass geerntet. Um durch reiche Almosenverteilung einen möglichst grossen Teil des Pöbels zu gewinnen, der ihm gegen seine zahlreichen Feinde als Leibgarde dienen konnte, hatte er für die Finanzen der Kirche neue Einnahmequellen zu erschliessen versucht und damit viele Privatinteressen verletzt. Vor allem aber hatte er dadurch auch die Orthodoxen gewinnen wollen, dass er das Heidentum scharf bekämpfte. Die Stätte eines verlassenen Mithrasheiligtums war ihm von Constantius geschenkt

worden, und er hatte hier eine Kirche errichten wollen. Als man für die Fundamente derselben die Erde ausgrub, war man auf die unterirdische Höhle des Gottes gestossen und hatte darin Menschenschädel und andere geheimnisvolle Symbole der Mysterien aufgefunden. Diese hatte Georgius dem Heidentum zum Spotte öffentlich ausstellen lassen und damit einen Aufstand erregt, bei dem viele Christen umgebracht, einzelne sogar, um den Tod ihres Erlösers zu parodieren, gekreuzigt wurden. Am 29. August 358 war der Bischof selbst in einer Kirche überfallen worden und hatte kaum sein Leben gerettet. Bald darauf waren neue Krawalle ausgebrochen, und nach zehntägigen Kämpfen hatte Georgius am 2. Oktober 358 den verbündeten Heiden und Orthodoxen weichen müssen, nachdem er sich nur neunzehn Monate in Alexandria behauptet hatte. Erst nach fast drei Monaten (24. Dezember) war es gelungen, mit Hilfe der Truppenmacht die Ruhe herzustellen und die Kirchen den zurückgebliebenen Klerikern des Georgius zu übergeben. Am 23. Juni 359 war dann jener Notar Paulus, den Constantius so gern zur Ausführung seiner Blutbefehle gebrauchte, in Alexandria erschienen und hatte über die Feinde des Bischofs fürchterlich Gericht gehalten; doch dieser selbst hatte sich noch nicht zurückgewagt. Im Jahre 360 hatte der Dux Artemius nach Athanasius, in dem man den Anstifter aller jener Unruhen erkannte, in Alexandria gefahndet und einen Mönch, bei dem man ihn versteckt glaubte, auf die Folter gespannt. Auch diesmal aber waren mit den Orthodoxen zugleich auch die Heiden heimgesucht worden. Derselbe Artemius liess den Tempel des Serapis ausrauben, und als die Anbeter des Gottes ihn verteidigen wollten, kämpfte er sie mit seinen Soldaten nieder.

Unter dem Schutze dieses Mannes wagte endlich Georgius, das Hoflager des Constantius, wo er sich bisher aufgehalten hatte, zu verlassen und am 26. November 361 wieder in Alexandria einzuziehen. Seine Herrlichkeit sollte nur drei Tage dauern, die er geschickt benutzte, um den Zorn der Heiden von neuem aufzustacheln. Denn als er am Tempel des Stadtgenius vorüberging, rief er auf offener Strasse laut seinem Gefolge zu: „Wie lange soll dies Beinhaus noch stehen?“ Da langte am 30. November die Nachricht an, dass Constantius tot sei, und sogleich forderte das Volk mit lautem Geschrei, dass man den Bischof zur Strafe ziehe. Da man über die Entschlüsse des neuen Herrschers noch zweifelhaft war, glaubte der Praefect diesem Verlangen nur soweit nachgeben zu müssen, dass er Georgius, um ihn vor der Wut des Pöbels zu schützen, gefangen setzte und Artemius zu seiner Verantwortung an das Hoflager schickte. Dieser reiste mit der Drohung ab, dass er bald wiederkehren und dann seine Rache nehmen werde, und angstvoll erwartete ihn das Volk von Alexandria. Statt seiner aber langte die Botschaft an, dass er zum Tode verurteilt sei, und wurde mit wildem Jubel begrüsst. Heiden und Orthodoxe in trautem Verein rissen den Bischof am 24. Dezember 361 aus dem Kerker, schleiften ihn, mit Knütteln auf ihn losschlagend, durch die Strassen, bis er tot war, und führten dann den Leichnam triumphierend auf einem Kamel durch die Stadt. Nachdem man den ganzen Tag erst an ihm, dann an seinem toten Körper grausamen Mutwillen geübt hatte, wurde er am Abend verbrannt, seine Asche, damit man sie nicht als Märtyrerreliquie verehren könne, erst mit der Asche von Tieren gemischt, dann zum Überfluss noch ins

Meer verstreut. Auch zwei Beamte des Constantius, die sich durch christlichen Übereifer ausgezeichnet hatten, wurden mit ihrem Bischof vom Pöbel ermordet.

Julian wollte keine Märtyrer machen, aber wenn seine Untertanen es taten, erzürnte ihn dies nicht gar zu sehr. Er strafte die Alexandriner nur durch ein Edikt, das zwar ihren Aufruhr scharf tadelte, zugleich aber durchblicken liess, dass er mit ihrem Eifer für die Religion der Väter nicht ganz unzufrieden sei. Auch seine Beamten durften sich ohne Furcht Bedrückungen der Christen gestatten; führten diese bei ihm Klage, so verwies er sie höhnisch auf die Lehren der Bibel, dass man alle weltlichen Güter verachten und demjenigen, der uns auf die rechte Backe schlage, auch noch die linke hinhalten müsse. Dies Verfahren bewirkte, dass an manchen Orten, wo das Heidentum noch stark war, der Pöbel die Kirchen und Märtyrergräber verbrannte oder schändete oder selbst einzelne Christen und Christinnen, die sich im Kampfe für ihren Glauben hervorgetan hatten, ergriff und sie unter scheuslichen Martern hinschlachtete, was regelmässig ungestraft blieb. So begannen aus vielen Dörfern und Städten die Christen zu fliehen. Doch andere waren kühner; jener Drang, sich durch das Martyrium ewigen Nachruhm auf Erden und einen sicheren Platz im Himmel zu erwerben, der bei den Circumcellionen Afrikas so wunderliche Blüten trieb (III S. 316. 340), regte sich auch im Orient. Wir sahen schon, wie die Psalmensängerinnen von Antiochia den Kaiser offen zu verhöhnen wagten und er sich an ihrer Chorführerin nur durch ein paar gesunde Ohrfeigen rächte (S. 309); doch nicht in jedem Falle konnte er so gutmütig sein. Dem Bilde des Herrschers musste man Ehrfurcht erweisen; wenn aber die Christen neben

und über ihm auch seine Schutzgottheiten dargestellt sahen, meinten sie, mit dem Kaiser auch dessen Götzen zu huldigen. Manche unterliessen daher den vorgeschriebenen Gruss, und übereifrige Beamten glaubten, dies nicht ungestraft lassen zu dürfen. Der Bischof Marcus von Arethusa weigerte sich, einen Tempel, den er zerstört hatte, auf seine Kosten wieder aufbauen zu lassen. Dieses Mal übernahm der heidnische Pöbel die Bestrafung und führte sie mit der wilden Brutalität durch, die ihm eigen war und selbst seine Glaubensgenossen erschreckte. Mitunter musste aber auch die Obrigkeit mit Folter und Todesstrafe eingreifen; so wenn Christen Götterbilder zerschlugen, Tempel einrissen, Altäre umwarfen, oder auch nach dem Brande des Apollotempels von Daphne, des vornehmsten Heiligtums der Antiochener, bei dem man nicht ohne Grund Brandstiftung vermutete. Auch diese religiöse Umwälzung kostete also Blut genug, aber weniger durch den Willen des milden Kaisers, als durch den Fanatismus seiner Untertanen.

Natürlich hörten zur Freude Julians auch die Streitigkeiten der christlichen Sekten nicht auf; auch jetzt noch verdammten sie sich gegenseitig auf ihren Concilien und setzten Gegenbischöfe ein. In Edessa kam es sogar zu einem Überfall der Arianer auf die Valentinianer, den Julian dadurch strafte, dass er das Kirchenvermögen der ersteren einzog. Denn wie man sich seit den Zeiten Constantins gewöhnt hatte, dass jede Partei den Kaiser auf ihre Seite zu bringen und seine Macht für sich auszubeuten suchte, so rief man jetzt auch den heidnischen Julian zum Schiedsrichter auf. Die Novatianer erwirkten durch ihn die Herstellung ihrer Kirchen, die Donatisten feierten ihn als Hort der Gerechtigkeit, und in Constantinopel voll-

führten die Spitzführer der Sekten vor seinem Throne ein solches Gezänk, dass es ihm kaum durch derbe Scheltworte gelangt, sie einigermaassen zur Ruhe zu bringen. Aber während man die Entscheidungen der christlichen Kaiser oft mit Füssen getreten hatte, wurde dem heidnischen fast immer gehorcht, weil er sich nicht als Sohn der Kirche fühlte und sein Zorn daher mehr zu fürchten war.

Vor allem trat dies in dem Verhalten des sonst so kampfesfreudigen Athanasius hervor. Auch nach der Ermordung des Georgius kam er nicht eigenmächtig nach Alexandria, sondern wartete geduldig ab, bis ein Edikt des Praefecten von Ägypten ihn ausdrücklich dazu aufforderte. Auch scheinen die Gewalttaten gegen Andersgläubige, die sonst seine Rückkehr zu begleiten pflegten, diesmal unterblieben zu sein, obgleich die Arianer einen Gegenbischof wählten. Aber wenn auch seine Gemeinde sich ausnahmsweise musterhaft benahm, konnte er sich doch nicht weigern, den Frauen heidnischer Beamten auf ihren eigenen Wunsch die Taufe zu gewähren, und diesmal kosteten nicht, wie sonst, gewalttätige Übergriffe, sondern eine berechtigte Pflichterfüllung ihn sein Amt. Nachdem er kaum acht Monate seinen Bischofsitz inne gehabt hatte, wurde am 24. Oktober 362 ein Edikt des Kaisers veröffentlicht, in dem dieser erklärte, dem streitbaren Manne zwar die Rückkehr nach Alexandria, nicht aber die Ausübung seines früheren Amtes gestattet zu haben, und abermals seine Verbannung verfügte. Unter Constantius hatte ein solcher Befehl niemals zur Ausführung kommen können, ohne dass es vorher Mord und Totschlag gegeben hätte; diesmal drückte sich Athanasius in aller Stille, sobald das Edikt angeschlagen war. Es

zeigte sich klar, dass christliche Kaiser den kirchlichen Wirren gegenüber viel ohnmächtiger waren, als ein heidnischer, der ausserhalb derselben stand und sie kühl beherrschte. Wenn Constantin wirklich, wie viele glauben, gemeint hätte, durch seinen Übertritt zum Christentum die Kirche besser leiten zu können, so wäre dies jedenfalls eine grobe Täuschung gewesen.

Gleichwohl hatte Julian von seiner religiösen Reform wenig Freude. Anfangs war er selbst überrascht gewesen, wie schnell und mühelos sich die Bekehrung seines Volkes zu vollziehen schien; aber nachdem die zweifelhaften Elemente der Christenheit, namentlich die Barbaren seines Heeres, sich in den ersten Monaten seiner Regierung sehr fügsam erwiesen hatten, wurden die Fortschritte seiner Propaganda immer langsamer und unsicherer. Denn was nach dem ersten Massenabfall übriggeblieben war, hing eben fester an seinem Glauben, und dieser war umso schwerer zu erschüttern, als der Zorn Gottes den Apostaten unverkennbar zu treffen schien. Wiederholte Erdbeben suchten den Orient heim; eine grosse Trockenheit rief Misswachs hervor, und als Julian töricht genug war, der Teuerung durch ein gesetzliches Preismaximum steuern zu wollen, wurde sie natürlich noch ärger; von seinen Beamten, die er bekehrt hatte und die sich seitdem als ganz besonders eifrige Heiden gebärdeten, starben zwei, darunter sein mütterlicher Oheim Julianus, unter Umständen, die ihren Tod als göttliche Strafe erscheinen liessen; der Wiederaufbau des Tempels von Jerusalem wurde durch ein scheinbares Wunder unterbrochen, das Heiligtum von Daphne, wie die Christen behaupteten, durch Feuer vom Himmel eingeäschert. In Antiochia sagte man laut, man habe es unter der Herrschaft der Buch-

staben Kappa und Chi, d. h. unter Constantius und Christus, denn doch besser gehabt, und beugten sich die Vornehmen knechtisch vor dem Herrscher, so überschüttete ihn das Volk, wo der Einzelne sich in der Masse sicher fühlte, mit Spott und Hohn. Er schrieb ein Buch gegen die Antiochener und ein anderes gegen die Christen und überzeugte damit natürlich keinen. Da musste er es als Freude und Erlösung begrüssen, dass ihm noch ein frischer, fröhlicher Krieg winkte, der ihn aus der Mitte des grossstädtischen Christenpöbels befreite und ihm die Gelegenheit gab, seinen Heldenmut, wie er ihn in Gallien gezeigt hatte, auch an der Ostgrenze des Reiches zu bewähren.

Auch zu den Persern war die Kunde von Julians Feldherrngabe und Kriegsglück gedrungen. Obgleich Mesopotamien durch Constantius von Truppen entblösst war, hatte sich daher Sapor nicht gerührt. In Antiochia empfing der junge Kaiser einen Brief von ihm, in dem er sich erbot, Gesandte zu schicken, die über einen festen Frieden unterhandeln sollten. Doch Julian warf das Schreiben verächtlich hin und erklärte dem Boten, es bedürfe keiner Gesandten, da er dem Könige bald selbst einen Besuch zu machen gedenke. Nach all dem Schimpf und Schaden, den sein schwacher Vorgänger durch die Perser erlitten hatte, hielt er einen Rachekrieg für eine Forderung der römischen Ehre. Aber den Spuren Alexanders zu folgen und das feindliche Reich ganz zu erobern, wie es Constantin wahrscheinlich geträumt hatte, ist nie seine Absicht gewesen. Schon dass er den Befehl nach Tarsus ergehen liess, die Stadt für seine nächsten Winterquartiere auszurüsten, bietet den sicheren Beweis, dass er nur einen kurzen Sommerfeldzug vorhatte, also

nicht daran dachte, tief ins Innere des Perserreiches, wo möglich, bis nach Indien vorzudringen. Auch hätte er das Gebiet, das er durchzog, nicht so schonungslos verheert, wenn er beabsichtigt hätte, es künftig selbst zu beherrschen. Offenbar wollte er den Krieg gegen die Perser nicht anders führen, als er es in Gallien den Germanen gegenüber gewohnt war, und den Tigris nur zu demselben Zwecke überschreiten, wie früher den Rhein. Durch gründliche Verwüstungen sollten die Feinde belehrt werden, dass man die Römer nicht ungestraft reizen dürfe, und dadurch, wenn er ihnen den Frieden gewährte, alle Lust verlieren, ihn leichtsinnig zu brechen. Als höchstes erreichbares Ziel mag es ihm vorgeschwebt haben, in Persien einen König einzusetzen, auf dessen Ergebenheit er sicher rechnen konnte. Denn Hormisdas, ein Prinz des Sassanidenhauses, der aus seiner Heimat hatte fliehen müssen, begleitete das Heer und leistete ihm durch seine Kenntnis des Landes und der Sprache wichtige Dienste. Gelang es, Sapor zu töten oder zu entthronen, so mochte jener zu seinem Nachfolger bestimmt sein; doch soviel wir sehn können, waren ihm in diesem Sinne keine Versprechungen gemacht, sodass ein Frieden mit dem derzeitigen Könige immer möglich blieb.

Viele kleine Völkerschaften boten ihre Hilfe an; doch wurde sie bei den meisten in freundlicher Form zurückgewiesen. Julian erklärte stolz, Rom müsse seine Bundesgenossen schützen, nicht von ihnen Schutz erwarten; sein wirklicher Grund dürfte gewesen sein, dass er sein Heer, dessen Verpflegung ohnehin nicht leicht war, nicht durch Mitläufer belasten wollte, deren Kampfweise ihm unbekannt war und auf deren Tapferkeit und Treue er sich nicht verlassen konnte.

Nur Arsaces von Armenien, dessen Königreich schon durch seine Lage für den Krieg wichtig werden konnte, wurde zugelassen und später noch einige kleine Saracenenstämme, die als leichte Reiter zur Aufklärung und zu schnellen Überfällen brauchbar waren. An eigenen Truppen bot er 83000 Mann auf ohne die Rudermannschaft der grossen Flotte, die er bei Samosata und auf andern Werften am Euphrat hatte erbauen lassen. Es waren 50 Kriegsschiffe, ebenso viele für den Brückenbau, 600 Transportschiffe und 500 Flösse, die, wie es in jenen Gegenden noch heute üblich ist, auf luftgefüllten Lederschläuchen ruhten. So viele Fahrzeuge waren nötig, weil sie nicht nur die Nahrung für das Heer, sondern auch die zahlreichen und schweren Belagerungsmaschinen tragen mussten. Diese pflegte man sonst erst zu erbauen, wenn man eine feindliche Stadt umschlossen hatte und sie die Übergabe weigerte. Aber da Julian auf die Schnelligkeit des Erfolges den höchsten Wert legte, nahm er sie soweit fertig mit, dass sich auch gewaltige Türme in kürzester Zeit aus ihren Teilen zusammensetzen liessen.

Überhaupt war der Feldzugsplan genau erwogen und seine Ausführung sorgfältig vorbereitet. Der Kaiser bewahrte darüber tiefes Geheimnis, damit nicht Späher des Feindes davon Kunde erhielten. Selbst der verbündete König von Armenien erfuhr nichts davon, sondern wurde nur angewiesen, seine Truppen bereit zu halten und weitere Befehle zu erwarten. Denn alles war darauf angelegt, die Perser zu überraschen und dort anzugreifen, wo sie es am wenigsten vermuteten.

Constantius hatte für seine Feldzüge gewöhnlich Edessa zum Ausgangspunkt gemacht. Von dort führte

über Nisibis der kürzeste Weg an die persische Grenze, und dieser bot zugleich den doppelten Vorteil, dass man sich von dem verbündeten Armenien nicht zu weit entfernte, um von dort mannigfache Unterstützungen zu empfangen, und dass man in der Nähe der Berge blieb, mithin sich leicht auf ein Terrain zurückziehen konnte, das für die Entfaltung der feindlichen Reiterei ungünstig war. Einem so vorsichtigen Feldherrn, wie es der verstorbene Kaiser gewesen war, mussten diese Gründe so einleuchtend erscheinen, dass er, soviel wir sehn können, immer auf dieser Strasse seine Feldzüge angetreten hatte. Von dorther mussten also die Perser auch den Angriff Julians erwarten, und er bestärkte sie in diesem Irrtum, indem er während des Winters auf diesem Wege Magazine anlegen liess und zuerst, nachdem er den Euphrat überschritten hatte, nach Carrhae marschierte, das nicht sehr weit von Edessa entfernt war. Hier aber teilte er sein Heer und liess nur 18000 Mann unter Führung seines Verwandten Procop und des Sebastianus gegen Nisibis vorrücken. Es war zu hoffen, dass Sapor dies Detachement für das Hauptheer oder doch für dessen Vortrab halten und gegen dasselbe den grössten Teil seiner Kriegsmacht konzentrieren werde. Es sollte dann vor ihm in die armenischen Berge ausweichen und ihn möglichst weit hinter sich herziehen, damit unterdessen Julian selbst an einer unbeschützten Stelle in das feindliche Reich eindringen könne. Bemerkte dann Sapor, dass er getäuscht war, und wandte sich nach Süden gegen den Kaiser, so sollten Sebastianus und Procop, mit Arsaces von Armenien vereinigt, den Tigris in seinem oberen Lauf überschreiten, zunächst die angrenzenden Landschaften, die für besonders reich und fruchtbar

galten, gründlich verwüsten und dann den Persern vorsichtig folgen. Wenn es unterdessen auch Julian gelungen war, das linke Ufer des Flusses zu gewinnen, so wurde das feindliche Heer in der Front von ihm selbst, im Rücken von jenem Detachement bedroht und konnte auf diese Weise, zwischen zwei Feuer genommen, nicht nur besiegt, sondern ganz vernichtet werden.

Dieser Plan wäre vortrefflich gewesen, wenn er nicht auf dem Zusammenwirken zweier sehr weit von einander entfernter Heere beruht hätte, das unter den tausend Wechselfällen eines grossen Krieges immer sehr zweifelhaft ist. So erfüllten denn Procop und Sebastianus allerdings ihre nächste Aufgabe, das Hauptheer der Perser solange aufzuhalten, bis Julian, ohne von ihm gehindert zu sein, den Tigris überschritten hatte; für den weiteren Verlauf des Feldzuges aber versagten sie ganz. Arsaces verwüstete zwar, wie ihm das aufgetragen war, den blühendsten Teil von Medien; aber da die beiden römischen Feldherren den Flussübergang nicht zu erzwingen wagten, konnte er sich nicht mit ihnen vereinigen, und allein dem Perserheer zu folgen und so Julian die Hand zu reichen, war er zu schwach oder zu furchtsam. Als dieser daher die erwartete Hilfe aus Norden dringend brauchte, blieb sie aus.

Da er die Feinde überraschen und möglichst tief in ihr Gebiet eindringen wollte, ehe sie zu ernstlichem Widerstande gerüstet waren, trat er den Feldzug in einer früheren Jahreszeit an, als es sonst üblich war. Schon am 5. März, ehe noch die Regenzeit des südlichen Winters ganz vorüber war, verliess er Antiochia und gab gleich darauf den Befehl, die Strassen, die nach der Ostgrenze führten, streng zu bewachen, da-

mit kein Bote seines Ausmarsches zum Feinde gelange. Doch bald erfuhr er, dass auch die Perser die Feindseligkeiten schon eröffnet hatten; einzelne Reitertrupps waren in den nördlichen Teil des römischen Mesopotamien eingefallen und hatten dort Beute gemacht. Man konnte vermuten, dass dies die Vorhut des Königs war; dessen Heer befand sich also, wo Julian es zu finden erwartete und möglichst lange festzuhalten wünschte. So wurden ihm denn von Carrhae aus jene 18000 Mann nach Osten entgegengeschickt, während Julian mit den 65000 Mann, die ihm blieben, sich nach Süden wandte und bei Callinicum den Euphrat wieder erreichte. Etwas weiter abwärts holte ihn dann die Flotte ein und wurde angewiesen, sich immer zur Seite des Landheeres zu halten. Auf diese Weise wurde die Beweglichkeit desselben, da der grösste Teil des Gepäcks zu Wasser folgte und es nicht beschwerte, sehr erhöht und jene Schnelligkeit des Vormarsches erreicht, in der Julian die Bürgschaft des Erfolges sah. Doch nahm er sich Zeit genug, nachdem er den Fluss Aboras und damit die persische Grenze überschritten hatte, alles Land, das er durchzog, gründlich zu verwüsten. Die Städte und Dörfer, deren er sich bemächtigen konnte, liess er alle niederbrennen. Nur zwei Festungen entgingen diesem Schicksal; ihre Einwohner erklärten, als man sie zur Übergabe aufforderte, sie würden künftig demjenigen ihre Tore öffnen, der in dem eben begonnenen Feldzuge Sieger bleibe. Da sie, auf steilen Flussinseln gelegen, sehr leicht zu verteidigen waren, wäre ihre Eroberung vielleicht unmöglich, jedenfalls sehr zeitraubend gewesen. So liess sich denn Julian durch jene Antwort zufriedenstellen und zog an ihnen vorüber. Im übrigen fand man die Ortschaften teils

verlassen, teils liessen sie sich durch die Furcht vor dem grossen Heer und seinen Belagerungsmaschinen zur Übergabe bewegen, und ihre Einwohner wurden in das Innere des Römerreiches abgeführt. Nur eine Stadt musste man mit gewaffneter Hand erobern, und obgleich die Perser sie für uneinnehmbar hielten, gelang es den geschickten Anordnungen Julians und der Tapferkeit seiner Soldaten, sie schon in drei Tagen zu Falle zu bringen. Hier wurde alles niedergemacht; kaum dass man einige schöne Weiber am Leben liess, um sie als Sklavinnen fortzuführen. Und ebenso wütete man auf dem flachen Lande. Die Vorräte, die man hier fand, benutzte das Heer zunächst für seine Verproviantierung; doch was es nicht fortschleppen konnte, wurde angezündet, die Dattelpalmen und Weinstöcke abgehauen und hinter den Truppen eine rauchende Wüste zurückgelassen. Die Perser sollten schwer für das bestraft werden, was das römische Reich unter der Herrschaft des feigen Constantius durch sie gelitten hatte.

Wie Julian erwartet hatte, wurde sein Vordringen nicht durch das Heer des Königs aufgehalten. Nur kleinere Abteilungen, die der Surenas, d. h. der Oberfeldherr der Perser, in dieser Gegend zusammengetrieben hatte, umschwärmten seinen Zug und wurden den plündernden Scharen, wenn sie sich vom Hauptheer der Römer entfernten, mitunter gefährlich, wagten aber nicht, sich diesem selbst entgegenzustellen. Um seinen Marsch aufzuhalten, durchstach man die Dämme der Kanäle, die zur Berieselung der Äcker angelegt waren, und überschwemmte das Land. Doch bis an die Knie im Wasser, ging er seinen Soldaten voran und ermutigte sie so, ihm zu folgen. Als dann durch den feuchten Frühling geschwellt, die Flut noch höher

stieg, liess er aus den abgehauenen Palmen Brücken und Flösse herstellen und überwand so auch dies höchst gefährliche Hindernis. An der Stelle, wo Euphrat und Tigris sich am nächsten kommen, gab es einen grossen Kanal, den die Perser durch Steindämme gesperrt hatten. Der Kaiser liess sie schnell beseitigen, das Wasser ergoss sich in sein altes Bett, und eine Verbindung war gewonnen, um seine Flotte in den Tigris hinüberzuführen. Bald hielt sie unter den Mauern von Ctesiphon, und der Königsstadt gegenüber lagerte das Heer, ermüdet durch viele Strapazen, aber auch durch Beute bereichert und voll kühnen Mutes, weil seinem jugendlichen Führer keine Schwierigkeit bisher unüberwindlich gewesen war.

Hier veranstaltete er Kampfspiele und Wettrennen, um seinen Soldaten ein Vergnügen zu machen und den Verteidigern der Stadt, die von der Höhe ihrer Mauern alles sehn konnten, seine freudige Zuversicht zu beweisen. Zugleich aber erreichte er damit den Zweck, dass die Aufmerksamkeit der Feinde von wichtigeren Dingen abgelenkt wurde. Denn mit jenen Spielen verlor er keine Zeit, sondern liess während derselben einen Teil der Transportschiffe ausladen und dazu vorbereiten, sein Heer über den Tigris zu setzen. Um Mitternacht wollte man die Perser im Schlaf überraschen; doch wurden die ersten fünf Schiffe, die rekognoszierend voranfuhren, bemerkt und zwei davon in Brand gesteckt. Als Julian es wahrnahm und die Truppen, die zum Angriff bestimmt waren, ängstlich zaudern sah, rief er ihnen zu, dies sei das Feuerzeichen, das ihm das Gelingen der Landung melden solle, und freudig eilten sie in die Schiffe. Drüben angekommen, vermochten sie den

Brand noch zu löschen und stürmten dann mutvoll das steile Ufer hinauf. Da der grösste Teil des Perserheeres wirklich noch im Schlafe lag, konnten sie oben, wenn auch nach hartem Ringen, festen Fuss fassen, und waren, als der Morgen anbrach, bereit, den Feinden, die sich unterdessen ermuntert und in Schlachtordnung gestellt hatten, den Kampf zu bieten. Obgleich diese auch Elefanten ins Feld führten, wurden sie gründlich geschlagen und in die Stadt getrieben. 2500 Perser deckten das Feld, während die Römer, die mit einem überraschten und verängstigten Feinde zu tun hatten und daher nur auf matten Widerstand stiessen, nicht mehr als 75 Mann einbüssten. Vielleicht hätten sie mit den Flüchtenden zugleich in Ctesiphon eindringen können, wenn die meisten sich nicht mit dem Plündern des Lagers und der Leichen, von denen viele kostbaren Goldschmuck trugen, zu lange aufgehalten hätten. So wurden die wenigen, die das geöffnete Tor gewinnen konnten, durch ihren Führer zurückgerufen, weil sie sich in der volkreichen Stadt nicht gegen die Übermacht hätten halten können. Doch war das linke Ufer des Tigris gewonnen, und der Kaiser mit dem Reste des Heeres konnte an den beiden folgenden Tagen ungehindert übersetzen.

Für die Fortsetzung des Feldzuges, der so glänzend begonnen hatte, war die Grundidee unwiderruflich gegeben. Der Kaiser konnte nicht anders, als den Tigris aufwärts ziehn, weil nach den Befehlen, die er Procop und Sebastianus erteilt hatte, diese auf dem linken Ufer des Flusses hätten sein müssen und er die Vereinigung mit ihnen suchen musste, um ihre kleine Macht nicht schutzlos dem weit überlegenen Feinde preiszugeben. Wenn er zeitweilig tiefer ins Innere des Landes eindrang, so kann dies nur geschehn

sein, um Krümmungen des Stromes abzuschneiden, vielleicht auch um seine Verheerungen weiter auszudehnen und so die Perser gründlicher zu züchtigen. Doch kehrte er bald an den Tigris zurück und blieb auch weiter in dessen Nähe. Zweifelhaft konnte nur sein, wie man jenen feststehenden Plan durchzuführen habe. Vor allem standen zwei Fragen zur Beratung: sollte man, wie es bisher geschehn war, alle wichtigeren Festungen, namentlich Ctesiphon, erobern und zerstören? und was war mit der Flotte anzufangen, die, so lange sie den Euphrat hinabschwamm, sich trefflich bewährt hatte, aber jetzt, wo sie den reissenden Tigris aufwärts fahren musste, viel grössere Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hätte?

Die erste Frage war leicht entschieden. Ctesiphon war eine sehr starke Festung, die eine mehr als ausreichende Zahl von Verteidigern in sich barg. Sie einzunehmen, wäre nur durch eine langwierige Belagerung möglich gewesen, und dazu hatte der Kaiser keine Zeit. Zudem konnte man jeden Tag den Anmarsch des persischen Hauptheeres unter Führung des Königs erwarten, und ihm unter den Mauern der Stadt, wo man durch Ausfälle ihrer Besatzung auch im Rücken bedroht war, die Schlacht zu bieten, wäre höchst bedenklich gewesen. Da endlich Julian gar nicht die Absicht hatte, im Perserreiche Stützpunkte zu gewinnen, sondern Ctesiphon, wenn es in seine Hände gefallen wäre, nur zerstört hätte, entsprach der mögliche Preis der Belagerung nicht der Gefahr, die sie mit sich gebracht hätte. Es empfahl sich vielmehr, das Heer, das sich in die Stadt geflüchtet hatte, möglichst weit hinter sich zu lassen, ehe man den Entscheidungskampf gegen Sapor selbst aufnahm, damit es in diesen nicht eingreifen könne.

Es bedurfte also eines schnellen Vormarsches; dafür aber war die Flotte, die ihn auf den Euphrat so wirksam unterstützt hatte, auf dem Tigris ein schweres Hindernis geworden. Man erfuhr durch Überläufer, dass sie weiter oberhalb Ctesiphon auf den schnell strömenden Wassern nicht mehr durch Rudern vorwärts zu bringen sei. Man hätte sie also durch Menschen und Pferde den Strom hinaufziehen müssen, und dazu wären mindestens 20000 Mann nötig gewesen, die Julian in der bevorstehenden Schlacht gegen Sapor dann entbehrt hätte. Auch wäre es zur Verteidigung der Flotte nötig gewesen, dass das Landherr sich immer am Ufer des Flusses hielt und allen grösseren Windungen desselben folgte, was sein Vordringen sehr verlangsamt hätte. Der Belagerungsmaschinen, die auf den Schiffen mitgeführt wurden, konnte man entbehren, da man nur noch mit dem König schlagen, nicht mehr feste Städte einnehmen wollte. Es fragte sich also nur, ob man das Heer ohne die Kornvorräte der Flotte werde ernähren können, und da man ein üppiges, wohl bestelltes Land vor sich sah, auf dem das Getreide schon der Ernte harrte, hielt Julian auch dies für möglich. So gab er den Befehl, die Schiffe mit Ausnahme von zwölf Booten, die als Brückentrain auf Wagen mitgeführt werden sollten, mit ihrem ganzen Inhalt zu verbrennen.

Als man die Flammen aufsteigen sah, bemächtigte sich des Heeres, das die Flotte als wertvolle Unterstützung seines Vormarsches hatte betrachten lernen, eine angstvolle Erregung, und auch der Kaiser wurde davon angesteckt. Er liess die Überläufer, denen er seine Kunde über die Stromverhältnisse des Tigris verdankte, auf die Folter spannen, und sie bekannten, dass sie die Schwierigkeiten der Bergfahrt absichtlich

übertrieben hätten. Jetzt befahl er, eiligst zu löschen, aber schon war es zu spät. Und sein Schwanken befestigte die Soldaten in dem Glauben, dass er eine grosse Gefahr über sie heraufbeschworen habe. So trat das Heer in sehr gedrückter Stimmung und mit üblen Vorahnungen seinen Weitermarsch an.

Bald sollten sie sich erfüllen. Ein grosser Teil der Truppen bestand aus Galliern, Franken, Alamannen, Gothen von der Donau, die alle, an ein kühles Klima gewöhnt, unter der drückenden Hitze des asiatischen Binnenlandes furchtbar litten. Und wie es früher die Römer in Mesopotamien gemacht hatten (S. 277), so verbrannten jetzt ihre Feinde das Korn und Gras auf den Feldern und Wiesen. Das Heer musste durch eine Aschenwüste ziehn, in der es nur selten Gelegenheit fand, sich spärlich zu verproviantieren. Und mit den Menschen hungerten die Pferde und wurden immer weniger geeignet, gegen die schnellen Reiterscharen der Perser ins Feld geführt zu werden. Und diese umschwärmten den Feind mit viel grösserer Kühnheit, als sie vorher in Mesopotamien bewiesen hatten; denn die nahe Erwartung des Königs erhöhte ihnen den Mut. Und bald kam dieser selbst mit neuen grösseren Scharen von Reitern und Bogenschützen, die neben und vor den Römern herzogen, sie immerfort bedrohend. Fast kein Tag verging, ohne dass irgend ein Teil ihres Heeres, vor allem die Nachhut mit dem Train, auf dem Marsch überfallen wurde, und blieb Julian auch regelmässig Sieger, so wurde doch sein Vordringen gehemmt und das Furagieren, wo es noch möglich war, durch diese Kämpfe sehr behindert. Und entfernte man sich vom Tigris, etwa um eine seiner grossen Krümmungen abzuschneiden, so wurde man durch die persischen Führer,

deren man sich in dem fremden Lande notgedrungen bedienen musste, absichtlich irregeführt und tiefer in die ausgebrannte Wüste hineingelockt. Und kam man dann wieder an den Fluss, so fand man dort nicht mehr die Flotte, die früher das Heer so reichlich versorgt hatte, und musste weiter kämpfen und hungern.

Der Kaiser hungerte mit und kämpfte mit; vor keinem gemeinen Soldaten wollte er etwas voraushaben. Während des ganzen Feldzuges hatte er in unermüdlicher Tätigkeit und mit keckem Preisgeben seiner Person nicht nur alles selbst geleitet, sondern wo dies irgend möglich war, auch mit eigener Faust kräftig eingegriffen. Jede feindliche Festung, die man auf dem Wege fand, hatte er persönlich rekognosziert und sich dabei mehrmals der dringendsten Lebensgefahr ausgesetzt. Einmal hatte er sogar an der Spitze der Soldaten und von ihren Schilden gedeckt, unter einen Hagel von Steinen und Wurfgeschossen das Tor einer feindlichen Stadt einzubrechen versucht. Und wie er, durch Wasser und Schlamm watend, sich durch die Überschwemmungen des babylonischen Tieflandes nicht hatte aufhalten lassen, so hätte er in seiner kühnen Findigkeit wahrscheinlich auch aus der neuen, schwereren Not einen Ausweg entdeckt. Doch es sollte ihm nicht vergönnt sein, dem bedrängten Heere die Rettung zu bringen.

Am 26. Juni 363, als die Truppen auf dem Marsche waren, wurde dem Kaiser, der unter den Vordersten dahinzog, die Nachricht gebracht, dass wieder einmal die Nachhut angegriffen wurde. Die Hitze hatte ihn veranlasst, seine Rüstung abzulegen; zu eilig, um sich wieder damit zu bekleiden, ergriff er nur einen Schild und sprengte nach der gefährdeten Stelle. Gleich darauf erfuhr er, dass auch bei

der Vorhut, die er kurz vorher verlassen hatte, der Kampf ausgebrochen sei; dann erschienen Panzerreiter und Elefanten in der linken Flanke des Heeres. Während diese von den Römern in tapferem Kampfe zurückgewiesen wurden, stürmte wieder Julian herbei und trieb mit hoch erhobenen Händen die Seinen zur Verfolgung an. Da traf ihn der Wurfspeer eines Reiters in die Seite. Er stürzte vom Pferde und wurde weggetragen, verlangte aber gleich wieder, in die Schlacht zurückzukehren. Doch seine schwindenden Kräfte erlaubten das nicht, auch war seine Anwesenheit überflüssig. Denn durch den Fall ihres geliebten Herrschers zu wildem Zorn entflammt, warfen sich seine Soldaten auf die Feinde und behaupteten, obgleich von drei Seiten umzingelt, doch das Feld, bis die Nacht die Kämpfer trennte.

Unterdessen hatte man Julian auf einem Schild ins nahe Lager zurückgetragen und in seinem Zelte niedergelegt. Hier traf er noch Verfügungen über sein Vermögen, das er unter seine Freunde verteilt wissen wollte, und empfing die Nachricht, das einer von ihnen, sein Magister Officiorum Anatolius, im Kampfe gefallen war, mit bitterem Schmerz. Seine weinende Umgebung tröstete er heldenmütig; sie dürften es ihm nicht missgönnen, dass er jetzt zu seinen Göttern erhoben werde. Die Philosophen Maximus und Priscus, die ihn begleitet und ihm freudiges Gelingen prophezeit hatten, standen an seinem Lager; mit ihnen unterhielt er sich noch lange über die Unsterblichkeit der Seele und die Freuden des Jenseits, bis mit dem steigenden Blutverlust seine Kräfte ihn verliessen und er gegen Mitternacht sanft hinüberschlummerte.

Wer jenen verhängnisvollen Speer geworfen hat, ist niemals aufgeklärt worden; doch schon gleich nach dem Tode des Kaisers glaubte man sowohl bei den Römern, als auch im Lager Sapors, dass es keine persische Waffe gewesen sei. Denn die Feinde waren, als der Kaiser fiel, schon weit zurückgedrängt; er stand mitten unter den Seinen, und keiner in seiner Umgebung wurde erschlagen oder auch nur bedroht. Die heidnischen Freunde Julians behaupteten mit Entschiedenheit, ein christlicher Soldat sei der Mörder gewesen; die Christen verkündigten, dass Gott selbst den Frevler getroffen habe. Wenn der Apollo von Daphne durch Feuer vom Himmel vernichtet war, warum nicht sein Anbeter durch einen Speer vom Himmel? Doch dass aus seinem eigenen Heer das tödliche Eisen in seine ungeschützte Seite drang, ist nicht nur wahrscheinlich, sondern nach den Anschauungen jener Zeit sogar höchst entschuldbar. Dass der Zorn des Herrn den Abtrünnigen verfolgen müsse, war für jeden Christen selbstverständlich, und in Erdbeben, Misswachs und vielen anderen Zeichen hatte er sich schon, wie man meinte, längst verraten (S. 340). Auch der Auszug in den Krieg war von Drohungen des Himmels begleitet gewesen, die seine Philosophen dem gläubigen Kaiser freilich wegzudeuten wussten; doch für die Christen im Heer behielten sie ihren unheilvollen Sinn. Schon auf einer der ersten Stationen des Marsches war eine Säulenhalle zusammengestürzt und hatte fünfzig Soldaten erschlagen. Bald darauf waren ebenso viele Trossknechte unter einem kolossalen Strohhaufen, der über sie fiel, erstickt worden. Dann hatte ein furchtbarer Regensturm, wie die meisten ihn nie vorher erlebt hatten, das Heer in den Euphratniederungen

heimgesucht, schon vorher der Blitz einen Soldaten und zwei Pferde getroffen. Trotz aller dieser Vorzeichen war Julian glücklich bis über den Tigris gelangt; dann aber schien ihre Unheildrohung sich zu erfüllen. Als das Heer in Sonnenglut und Hunger müde dahinzog, immerfort von den Feinden bedrängt, da konnte es manchem scheinen, als wenn der Zorn Gottes jetzt im Begriffe sei, sich über dem abgefallenen Herrscher zu entladen, und der Gedanke durfte erwachen, ob nicht jener Zorn durch das Opfer zu versöhnen sei, nach dem er verlangen musste. Lehrte doch auch die Bibel (Joh. 11, 50): „Es ist uns besser, ein Mensch sterbe für das Volk, denn dass das ganze Volk verderbe". Jener Eine, dessen Tod allen vielleicht zur Rettung wurde, konnte nur der heidnische Kaiser sein. Wer die Hand gegen ihn erhob, durfte also glauben, eine fromme Tat zu tun, die ihm und seinen Genossen Heil bringen müsse. Und dass die Christen des Heeres sich zum Heidentum hatten bekehren lassen, mochte viele von ihnen mit reuevoller Rachsucht erfüllen, und einer davon konnte, als Julian ohne Panzer mit unbeschützter Brust vor ihm stand, dies leicht für eine Fügung des Himmels halten. Schon in Antiochia und vorher waren Militärverschwörungen gegen ihn entdeckt worden; doch was ihm endlich den Tod brachte, war kaum ein vorbedachter Anschlag, sondern eher ein schneller Entschluss der Verzweiflung.

So starb der letzte heidnische Kaiser der Römer wahrscheinlich als Märtyrer seines Glaubens, und mit schamlosem Jubel wurde sein Tod und dann auch die traurige Niederlage seines Heeres von denen begrüsst, die kein Vaterland kannten ausser dem Himmelreich. Über sein Grab ergoss sich eine Flut

christlicher Schmähschriften; so grosse Lichter der Kirche, wie Gregor von Nazianz, Johannes Chrysostomus, Ephräm der Syrer, haben sich nicht geschämt, dem toten Löwen ihre Eselstritte zu versetzen. Die spätere Nachwelt, auch die christliche, ist gerechter gewesen. Seine Schrullen und Wunderlichkeiten, die ihn den Mitlebenden lächerlich machten, hat sie vergessen und ihm ein ehrenvolles Andenken, zum Teil selbst lebhafte Sympathie gewährt. Und keiner hat sie besser verdient als er. Denn in einem schwächlichen, sittlich entarteten Zeitalter war er ein reiner Mensch von kraftvollem Tatendrang, dessen grösster Fehler ein verstiegener, aber ehrlicher Idealismus war.

Zehntes Kapitel.

Kaiser Jovianus.

So treu das Heer seinem siegreichen Kaiser ergeben war, rings umschlossen von feindlichen Scharen, fand es keine Zeit, um ihn zu trauern. Nur eine feste, einheitliche Führung konnte es aus seiner gefährlichen Lage retten, und von den Offizieren besass keiner ein so hohes Ansehn, dass alle übrigen sich ihm willig untergeordnet hätten. Man hielt es daher für nötig, sogleich einen neuen Herrscher zu wählen, und die vereinzelten Stimmen, die darauf drangen, dass man zunächst nur einen Oberfeldherrn bestelle und die Kaiserwahl bis nach der Ankunft im Freundeslande verschiebe, blieben unbeachtet. Julian hatte in seinen letzten Stunden absichtlich vermieden, einen Nachfolger zu bestimmen; da den idealen Anforderungen, die er an einen Herrscher stellte, wohl keiner aus seiner Umgebung ganz entsprach, glaubte er die Entscheidung dem Walten der Götter anheimgeben zu müssen. So traten denn schon wenige Stunden nach seinem Tode am Morgen des 27. Juni 363 die Beamten, die Offiziere und die Angesehensten unter den Soldaten zur Wahl zusammen. Da Julian Hof und Heer von Andersgläubigen gereinigt hatte, muss die Versammlung fast ganz aus Heiden bestanden haben, freilich zum grossen Teil aus neubekehrten;

doch scheint ihr die Religion der Kandidaten ganz gleichgiltig gewesen zu sein. Die Parteien schieden sich nur danach, ob die Offiziere, die sie bildeten, durch Constantius oder in Gallien durch Julian befördert waren. Zuletzt erwählte man einstimmig den Praefecten Salutius, der bei beiden Kaisern in hohem Ansehn gestanden hatte und heidnischer Philosoph, aber von toleranter Mässigung war; doch er entschuldigte sich mit Alter und Krankheit. Da so der bedeutendste Mann versagte und diejenigen, welche an zweiter Stelle in Betracht gekommen wären, sich voll neidischer Eifersucht gegenseitig im Wege standen, vereinigte man endlich die Stimmen auf einem ganz unbedeutenden, der nur durch seinen Vater empfohlen wurde, dem Primicerius Domesticorum Flavius Jovianus.

In der Umgebung von Singidunum geboren, stammte auch er aus jenen Donauländern her, die, mit Barbaren dicht besiedelt, dem Reiche schon so viele Kaiser gegeben hatten, und sein ungewöhnlich hoher Wuchs verriet das germanische Blut. Sein Vater Varronianus war unter Constantius Comes Domesticorum gewesen und erst kürzlich in den Ruhestand getreten, vielleicht weil er sich nicht zum Heidentum bekehren lassen wollte. In jener hohen Offiziersstellung hatte er sich die allgemeine Achtung und Liebe zu erwerben gewusst, was jetzt dem Sohn zu Gute kam. Diesen hatte er in die bevorzugte Truppe der Leibwächter, die er selbst befehligte, eintreten lassen, und Jovian war in ihr bis zum Rangältesten aufgestiegen und erwartete demnächst seine Beförderung zum Offizier. Zwar hatte er, als das ganze Heer sich zum Opferdienst verstehen musste, an seinem christlichen Glauben festgehalten; doch dem Kaiser, mit dem er gleichen Alters war, scheint

der gescheite, immer lustige Mann, der für Philosophie und Literatur Verständnis besass, persönlich gefallen zu haben und wurde daher in seiner Stellung belassen. Allerdings war er weit davon entfernt, der Askese seines Herrschers nachzueifern: wie ein echter Germane ass er tüchtig und trank noch tüchtiger; auch war er den Weibern durchaus nicht abhold. Doch gerade dies frische, unbekümmerte Sichgehenlassen scheint ihn beliebt gemacht und trotz seiner bescheidenen Stellung die Wahl die Offiziere auf ihn gelenkt zu haben.

Als er sich den Soldaten im Purpur vorstellte, um durch ihre Akklamation legitimiert zu werden, hatte das Heer, dem Eile nottat, seinen gefährlichen Marsch schon angetreten. Die Nachhut, bei der er zuerst erschien, rief dem Jovianus Heil; die Vorderen glaubten den Namen Julians zu hören und antworteten mit lautem Jubel. Denn sie meinten, die Verwundung ihres geliebten Kaisers sei nicht gefährlich gewesen und er sei, von seinen Truppen freudig begrüsst, wieder unter sie getreten. Doch als man statt des kleinen Julian die überlange Gestalt des neuen Herrschers am Heer entlangsprengen sah, brach alles in Tränen und Klagen aus. Dies war kein verheissungsvoller Anfang der neuen Regierung, und bald sollte ihm Schlimmeres folgen. Ein Unteroffizier, der mit Jovian verfeindet war, lief gleich darauf ins nahe Lager der Perser über und teilte ihnen mit, dass der gefürchtete Held, der bisher die Römer geführt hatte, durch seine eigenen Leute ermordet und ein ganz unerprobter Neuling an seine Stelle getreten sei. Sogleich wurde beschlossen, die erste Niedergeschlagenheit des römischen Heeres zu benutzen und es noch an demselben Tage anzugreifen. Die

Elefanten, welche die Perser vor sich hertrieben, verbreiteten anfangs Schrecken; doch bald gelang es, einzelne von den Tieren zu verwunden. Dadurch wild gemacht, wandten sie sich rückwärts und stampften in die persische Reiterei hinein, wo sie eine arge Verwirrung hervorriefen. Die Römer drangen nach und brachten dem Feinde schwere Verluste bei. Auch einige Elefanten wurden getötet, und stolz durfte man sich rühmen, dass auch nach dem Tode Julians sein Geist im Heere lebendig geblieben war.

Auch die Perser empfanden das. Zwar umschwärmten sie das Heer auch in den nächsten Tagen und hielten dadurch seinen Vormarsch auf; ja einmal wagte es sogar eine Reiterschar, in das römische Lager einzudringen. Doch wo sie angriffen, wurden sie zurückgeschlagen und erlitten dabei manchen harten Verlust. König Sapor sah die Hoffnungen schwinden, die er auf den Tod Julians gegründet hatte; er verzichtete darauf, das feindliche Heer zu vernichten, und strebte nur noch nach einem möglichst günstigen Frieden. Er wusste nicht, wie entmutigt die Römer waren, bei denen der Mangel an Lebensmitteln sich immer drückender fühlbar machte. Die Soldaten verlangten mit lautem Geschrei, über den Tigris geführt zu werden, selbst wenn sie das andere Ufer schwimmend erreichen müssten. Doch auch dort standen Feinde, und der Übergang hätte unter den schwierigsten Umständen erkämpft werden müssen. Auf die wiederholte dringende Forderung des Heeres entschloss sich Jovian, 500 Galliern und Germanen, die man als treffliche Schwimmer kannte, zu gestatten, dass sie bei Nacht an dem reissenden Strome ihre Kunst versuchten. Sie landeten glücklich, überfielen die per-

sische Uferwache im Schlaf und machten sie nieder. So hatte man auf beiden Seiten des Tigris festen Fuss gefasst und konnte an einen Brückenbau denken. Doch das mangelhafte Material, das man besass, konnte dem Andrang des Wassers nicht widerstehen, und während der Soldat hungerte, verlor man zwei Tage mit missglückten Versuchen. Da begrüsste man es mit unverhohlener Freude, dass eine Gesandtschaft der Perser erschien, um über den Frieden zu unterhandeln.

Jenes Heldenstück der Fünfhundert hatte bei König Sapor die Überzeugung, dass die Römer unbesiegbar seien, sehr verstärkt. Schon dass er zuerst um Frieden nachsuchte, hätte den Kaiser belehren müssen, dass er sich als der Schwächere fühlte. Jovian aber, der nur seine eigene Bedrängnis sah, betrachtete es als wunderbare Gabe des Himmels und war nur zu bereit, jede Bedingung anzunehmen. Der eine der beiden Gesandten war kein Geringerer als der Surenas, d. h. der Oberfeldherr des persischen Königs, dem nach seiner hohen Stellung wahrscheinlich sehr weitgehende Vollmachten für die Verhandlungen mit den Römern gegeben waren. Die dringende Not und die tiefe Niedergeschlagenheit der Feinde blieb ihm nicht verborgen, und geschickt wusste er sie zu benutzen. Er stellte sich, als wenn sein Auftraggeber ihnen nur aus Mitleid und grossherziger Mässigung das Leben schenken wolle, und demgemäss lauteten die Friedensbedingungen. Zwar wagte er nicht, wie Sapor es dem feigen Constantius gegenüber getan hatte, ganz Mesopotamien und Armenien zu fordern; doch sollte alles, was die Römer jenseit des Tigris besassen, und diesseits ein breiter Streifen Landes mit den Städten Singara, Castra Maurorum und vor allem Nisibis ausgeliefert werden. Und als wenn es nicht

Schmach genug wäre, dies Bollwerk des Römerreiches, das drei schwere Belagerungen glorreich abgeschlagen hatte, den Feinden preiszugeben, sollte der Kaiser sich auch verpflichten, seinen treuen Bundesgenossen, Arsaces von Armenien, nicht zu verteidigen, wenn Sapor ihn für die Verwüstung seines Landes strafte.

So schimpfliche Forderungen musste man kurzweg abweisen, und wäre dies geschehen, so hätte der Perserkönig sie gewiss nicht aufrechterhalten. Doch Jovian war mutlos genug, auf Grund derselben auch seinerseits die Unterhandlungen zu eröffnen, und während man sie führte, wurde die Hungersnot im römischen Heere immer quälender und damit die Nötigung zwingender, auf alles einzugehn, was Sapor verlangte. Hätte man die vier Tage, die mit unnützem Hin- und Herreden verschwendet wurden, dazu benutzt, den Vormarsch schnell und entschlossen fortzusetzen, so wäre man in das befreundete Gebiet von Corduene gelangt, das weniger als 150 Kilometer entfernt war. Man hätte dem Heere des Procopius und Sebastianus, das, von den vorhergehenden Kämpfen so gut wie unberührt, jenseit des Tigris stand, die Hand reichen und mit seiner Hilfe ohne Schwierigkeit den Strom überschreiten können. Procop aber war ein Verwandter Julians und schon dadurch den Soldaten empfohlen. Der neue Kaiser musste fürchten, dass, wenn jener seinen Truppen zum Retter wurde, sie ihn mit dem Purpur bekleiden und ihm so einen höchst gefährlichen Nebenbuhler schaffen könnten. Jovian hielt es für dringender, seine Krone zu schirmen, als die Ehre des römischen Namens. Durch seine langen Verhandlungen erreichte er nichts weiter, als dass den Einwohnern von Nisibis und Singara gestattet wurde, sich durch Auswanderung der Rache der Perser

zu entziehen; im Übrigen bewilligte er alles und erkaufte sich damit das Versprechen eines dreissigjährigen Friedens, das dann freilich nicht gehalten wurde. In seiner Eile, sich des neugewonnenen Reiches, von dem er zur Zeit noch abgeschnitten war, möglichst bald zu versichern, nahm Jovian in jenen schmählichen Vertrag nicht einmal die Bestimmung auf, dass die Perser seinem Heere Lebensmittel zu liefern hätten. Man gewann durch ihn nichts mehr, als dass man ohne Kampf auf Booten und Flössen den Tigris überschreiten durfte, und konnte, auf dem jenseitigen Ufer angelangt, weiterhungern. Und hier hatte man ausgedehnte Wüsten zu durchziehen, in denen auch der Durst quälte und nur das Schlachten der Pferde und Lasttiere die Reste des Heeres dürftig ernährte. Erst als Procop und Sebastianus, denen man sich unterdessen genähert hatte, dem Kaiser Lebensmittel entgegenschickten, wurde der dringendsten Not abgeholfen. Doch nachdem diese geringen Vorräte aufgezehrt waren, begann sie von neuem, und erst als man unter den Mauern von Nisibis angelangt war, konnten sich die Truppen nach ihren schweren Verlusten und Entbehrungen einigermaassen erholen.

Jovian schämte sich, die Stadt zu betreten, die so treu für das Reich gekämpft hatte und nun doch seinen Feinden ausgeliefert werden sollte. Vergebens baten ihn die Bürger, in den Palast, der bei ihnen für die Besuche der Statthalter und Kaiser erbaut war, einzuziehen; er blieb im Lager vor den Toren. Bald darauf erschien ein vornehmer Perser, und eben zu derselben Zeit, wo die Leiche Julians feierlich an den Mauern vorüberzog, pflanzte er auf der Burg die Feldzeichen seines Königs auf. Die Einwohner der Stadt wurden angewiesen, ihre fahrende Habe zu ver-

laden und die Heimat aufzugeben. Voll bitteren Jammers flehten sie den Kaiser an, diesen Befehl zurückzunehmen; auch ohne seine Unterstützung seien sie bereit, ihre Mauern gegen die Perser zu verteidigen, wie sie es schon so oft getan hätten. Doch er blieb dabei, dass er als guter Christ seinen Eid nicht brechen dürfe. Freilich brauchte er, wenn er wollte, sich durch den Vertrag nicht für gebunden zu halten, da die Perser selbst ihn schon gebrochen hatten. Sie hatten die römischen Soldaten, die vor dem Übergange des Heeres den Tigris einzeln durchschwommen hatten, nach dem Abschluss des Friedens niedergehauen oder als Sklaven weggeführt; ja Sapor hatte den Versuch gemacht, auch seinerseits den Strom heimlich zu überschreiten und jenseit desselben von dem abziehenden Heere Beute zu machen, und war erst davon abgestanden, als er sein verräterisches Vorhaben entdeckt sah. Ohne Zweifel hätte dies genügt, um den Kaiser von der Erfüllung seines Versprechens zu entbinden. Doch er wollte daran festhalten; denn wenn er an der Ostgrenze des Reiches in neue Kämpfe verwickelt wurde, hatte er zu fürchten, dass sich irgendwo im Westen ein Usurpator gegen ihn erhob. Nicht um seines Eides willen, sondern um seinen schwankenden Thron zu sichern, mussten die Einwohner des treuen Nisibis mit Weib und Kind weinend in die Fremde ziehn. Doch mit Erlaubnis der Perser scheinen die meisten zurückgekehrt zu sein und ihre Stadt, wenn auch unter einer verhassten Fremdherrschaft, weiter bewohnt zu haben.

Schon lange vorher, sobald er nur auf römischem Gebiete angelangt war, hatte Jovian Boten an die Heere des Westens abgeschickt, um ihnen vorzulügen, dass er als Sieger über die Perser heimkehre, und

sie für sich zu gewinnen. Procop wurde von den Truppen entfernt, indem man ihm den Auftrag gab, die Leiche Julians nach Tarsus zu geleiten und dort für ihre Bestattung zu sorgen. Ein Notar, der gleichfalls Jovianus hiess, war als Kandidat für die erledigte Herrscherwürde genannt worden und schien noch immer gefährlich. Er wurde bei Nacht in einen leeren Brunnen geworfen und dieser dann mit Steinen zugeschüttet.

Während so Jovian, um seinen Thron zu sichern, ein klein wenig sündigte, war er zugleich bemüht, als Vorkämpfer des rechten Glaubens die Gnade des Herrn zu gewinnen. Später erzählte man, anfangs habe er die Kaiserwahl abgelehnt, um nicht ein heidnisches Heer anführen zu müssen; doch habe er nachgegeben, als die Soldaten ihm einstimmig zuriefen, dass sie alle Christen seien. Die Geschichte ist schlecht beglaubigt und sicher erfunden; doch geht sie auf einen Zeitgenossen zurück und stellt die Situation nicht ganz unrichtig dar. Denn wirklich war der barbarische Krieger ganz bereit, zu Christus zu beten oder dem Helios zu opfern, wie sein Herrscher befahl, und Jovian teilte den Bekehrungseifer seiner Glaubensgenossen, obgleich dieser ihn wohl kaum veranlasst hätte, auf den Purpur zu verzichten. Gleich nach seiner Thronbesteigung war er denn auch mit seinem Christentum noch nicht hervorgetreten; ja er hatte über den Vormarsch des Heeres sogar die Haruspices befragen lassen. Ehe er die Stimmung der Soldaten genügend erforscht hatte, wagte er eben noch keinen entscheidenden Schritt. Sobald er aber römischen Boden wieder betreten hatte, verfügte er, dass alle Gesetze, die Constantin und seine Söhne zu Gunsten der Kirche gegeben

hatten, wieder in Kraft treten sollten, rief die von Julian verbannten Geistlichen zurück und verbot den heidnischen Kultus. Die Christen jubelten und begannen mit hastigem Eifer, die kaum wiedererstandenen Heiligtümer zu zerstören oder in Kirchen zu verwandeln. Sie selbst aber sollten es sehr gegen ihren Willen bald genug fertig bringen, den eindrucksfähigen und leicht umzustimmenden Kaiser zur Toleranz zu bekehren.

Kaum war der äussere Feind der Kirche tot, so stürzte sie sich wieder mit erneutem Grimm in ihre inneren Streitigkeiten, und wieder suchte jede Partei, den Kaiser für sich zu gewinnen. Schon in Edessa, noch ehe er den Euphrat überschritten hatte, kamen Bischöfe in sein Lager, und bald war er von ihnen überlaufen. Natürlich fehlte auch Athanasius nicht, der, aus der Verbannung zurückberufen und durch einen ehrfurchtsvollen Brief des Kaisers ausgezeichnet, jetzt durch seine persönliche Einwirkung einen vollen Sieg zu gewinnen hoffte. Alte und neue Glaubensbekenntnisse wurden Jovian vorgelegt, um deren Bestätigung und, wie sich von selbst versteht, auch die Verfolgung der Andersgläubigen von ihm zu erwirken. Er erklärte beflissen, durchaus rechtgläubig zu sein; aber da er nicht, wie Constantin und Constantius, theologische Studien getrieben hatte, vermochte er in diesem Wirrwarr nicht leicht herauszufinden, was der einzig rechte Glaube sei. Da traf es sich glücklich, dass unter den Gesandten der Städte, die den Kaiser zu seinem Regierungsantritt beglückwünschen und ihm die üblichen Goldkränze überbringen sollten, sich auch ein Schüler des Libanius befand, Strategius aus Ancyra, der Heide war und den Mut besass, den Forderungen der Christen gegen-

über für seine Religion einzutreten. Natürlich konnte er nicht mehr fordern und erwarten, als Duldung, und Jovian, der in jeder Verlegenheit am liebsten den Ausweg wählte, der ihm der bequemste schien, war durch den Zank der Bischöfe genügend vorbereitet, um den Vorstellungen des Gesandten ein williges Ohr zu leihen. Denn nichts konnte ihm erwünschter sein, als sich der verzweifelten Entscheidung, welche Sekte als die rechtgläubige zu betrachten sei, ganz entziehen zu dürfen. Als die Macedonianer ihn angingen, gab er ihnen keinen andern Bescheid, als dass er den Streit hasse und diejenigen liebe und ehre, welche nach Eintracht strebten. Damit stand freilich in grellem Widerspruch, dass es anfangs schien, als wolle er dem Athanasius Einfluss auf seine Entscheidungen gewähren; dieser war eben durch den heidnischen Julian verbannt worden und durfte daher von dessen christlichem Nachfolger um so grössere Ehrerbietung fordern. Doch hätte man dem unversöhnlichen Streithahn ganz den Willen getan, wo wäre die Eintracht geblieben? So wusste Jovian sich nicht anders zu helfen, als indem er allen Glaubensmeinungen, auch der heidnischen, freie Bahn liess. Zwar blieben die Zauberei und die Weissagekünste, die Julian mit solchem Eifer gepflegt hatte, streng verboten, weil der Kaiser vor ihnen Furcht hatte. Doch soweit er sie als ungefährlich betrachtete, gewährte er allen Religionen durch ein neues Gesetz die freieste Toleranz. Seine Schonung des Heidentums war so gross, dass er selbst die Schenkungen, die Julian den Tempeln gemacht hatte, nicht zurücknahm.

Unterdessen hatte es sich gezeigt, wie geliebt dieser von allen Untertanen gewesen war, denen religiöser Fanatismus nicht das Urteil fälschte. In

einzelnen Städten wurden die Boten seines Todes von dem wütenden Volke gesteinigt oder entgingen nur mit Mühe diesem Schicksal. In Reims erschlugen die Soldaten den Magister Militum Lucillianus, den Schwiegervater Jovians, weil man das Gerücht verbreitet hatte, Julian lebe noch und der neue Kaiser sei ein Usurpator, der sich gegen ihn erhoben habe. Und Procopius war, nachdem er die Leiche des gefallenen Herrschers in Tarsus bestattet hatte, spurlos verschwunden. Jeden Augenblick konnte man erwarten, dass er bei einem der westlichen Heere auftauchte, und dass er hier wegen seiner Verwandtschaft mit Julian zum Kaiser aufgerufen wurde. Voll Bangen sah Jovian der Zukunft entgegen. So schnell, wie möglich, wollte er an die Donau und dann an den Rhein ziehen, um auch dort den Treueid der Heere persönlich entgegenzunehmen oder, falls sie schon abgefallen waren, sie zum Gehorsam zu zwingen. Und unter der spottlustigen Bevölkerung Antiochias, wo er die Winterquartiere bezogen hatte, fühlte er sich ebenso unbehaglich, wie Julian, und das mit umso besserem Grunde, als er empfand, dass er durch seinen schimpflichen Vertrag mit den Persern ihren Hohn verdient hatte. Man sang Lieder auf ihn, klebte boshafte Verse an die Mauern oder verstreute sie auf den Strassen, und wenn im Circus jemand ein freches Schimpfwort gegen den Kaiser zu schreien wagte, wurde es von der ganzen Menge mit freudigem Johlen begrüsst. So verliess er schon Mitte Dezember 363 die Stadt und durchzog, ohne auf Menschen und Tiere des Heeres, das ihn begleiten musste, Rücksicht zu nehmen, in höchster Eile die schneebedeckten Gebirge Kleinasiens.

Unterwegs erfuhr er zu seiner Beruhigung, dass die Truppen Galliens ihn anerkannt hatten. So konnte er voll freudiger Hoffnungen am 1. Januar 364 in Ancyra das Consulat antreten, bei dem ihm Themistius die Festrede hielt. Schon vorher hatte diesen der der Senat von Constantinopel zum Gesandten gewählt, um dem Kaiser zu seinem Regierungsantritt nach Antiochia Glückwünsche zu überbringen; doch durch das Vorgehen Jovians gegen seine heidnischen Glaubensgenossen bestimmt, hatte der Philosoph die Kühnheit gehabt, den Auftrag abzulehnen. Jetzt aber, nachdem das Toleranzgesetz erlassen war, fand er sich gern bereit, den Kaiser dankbar zu preisen. Zu seinem Kollegen im Consulat hatte dieser seinen Sohn Varronianus ernannt, obgleich er kaum ein halbes Jahr alt war und durch sein unstillbares Geschrei den Festzug empfindlich störte. Dies wurde allgemein als böses Vorzeichen betrachtet, und bald sollte es sich erfüllen. Als er auf seinem Vormarsch in dem Städtchen Dadastana angelangt war, hatte Jovian nach seiner Gewohnheit abends wieder einmal einen tüchtigen Trunk getan und war dann in sein Bett gegangen, in dem man am Morgen des 17. Februar seine Leiche fand. Wegen der harten Winterkälte hatte man in seinem Schlafzimmer ein Kohlenfeuer angezündet, und in seinem Rausche hatte er den giftigen Dunst nicht bemerkt, der ihm den Tod bringen sollte.

So war nach einer Regierung von weniger als acht Monaten, die dem Christentum einen neuen Sieg, aber dem Reiche bittere Schmach gebracht hatte, der Thron wieder erledigt, und keiner drängte sich dazu, die Erbschaft anzutreten. Wäre Procop zur Stelle gewesen, das Kaisertum hätte ihm kaum entgehen

können; doch wo er sich aufhielt, wusste keiner. Man musste nach einem andern Kandidaten suchen, und der letzte männliche Verwandte des ausgestorbenen Kaiserhauses blieb einstweilen verschwunden, um dann plötzlich aus seiner Verborgenheit aufzutauchen und das Reich in wilde Verwirrung zu stürzen.

DG
311
S44
1921
Bd.4

Seeck, Otto
Geschichte des Untergangs
der antiken Welt

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY